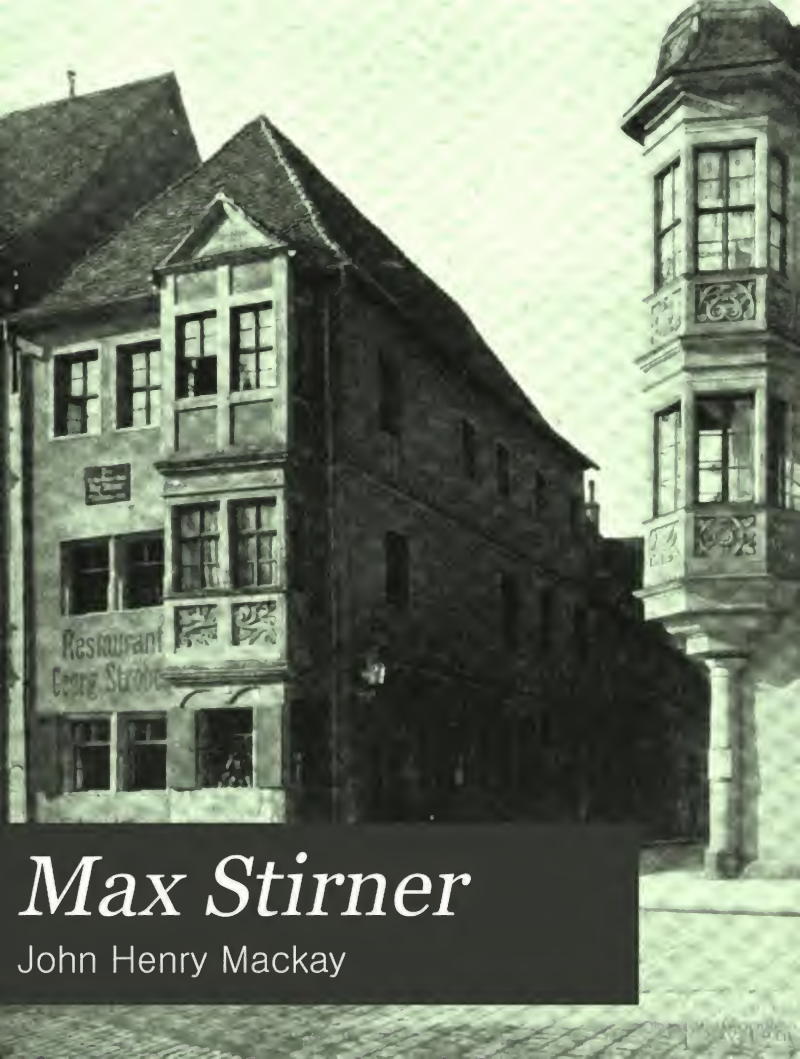


Max Stirner

John Henry Mackay

The Library

of the

University of Wisconsin

Digitized by Google

The Library

of the

University of Wisconsin

Digitized by Google

Digitized by Google

JOHN HENRY MACKAY

MAX STIRNER

Digitized by Google

Diese dritte Auflage wurde als Privat-Ausgabe im Sommer des Jahres 1914 in der Offizin Oscar Brandstetter in Leipzig in einer Auflage von 325 nummerierten Exemplaren hergestellt, von denen dieses die Nummer [redacted] trägt

Digitized by Google

MAX STIRNER

SEIN LEBEN UND SEIN WERK

VON

JOHN HENRY MACKAY

MIT VIER ABBILDUNGEN, ZAHLREICHEN FACSIMILEN
UND EINEM ANHANG

3.,
DRITTE,
ALS PRIVAT-AUSGABE GEDRUCKTE,
VOELLIG DURCHGEARBEITETE UND VERMEHRTE, MIT
EINEM NAMEN- UND SACH-REGISTER VERSEHENE
AUFLAGE

IM SELBSTVERLAG DES VERFASSERS
BERLIN-CHARLOTTENBURG
BERLINERSTRASSE 166
1914

Digitized by Google

Als Manuskript gedruckt

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung in fremde Sprachen, ausdrücklich vorbehalten

Nachdruck, auch im Einzelnen, nur mit besonderer Genehmigung des Verfassers gestattet

Copyright 1914 by John Henry Mackay

Digitized by Google

759966

VORWORT ZUR DRITTEN AUFLAGE

Diese dritte Auflage erscheint als Privat-Ausgabe, die — auf die Anzahl von 325 Exemplaren begrenzt, — nicht in den Handel gelangt.

Es war der einzige Weg, sie zu ermöglichen.

Denn auch die zweite Auflage meiner Lebensgeschichte Max Stirner's theilt das Schicksal der ersten, sich eben so schwer und eben so langsam zu verkaufen, wie diese, so daß ich (wie ich am Schluß ihrer Vorrede sagte) eine dritte wohl nicht mehr erleben würde, wollte ich darauf warten, sie vergriffen zu sehen.

Eine neue Auflage aber noch selbst zu veranstalten, ist in den letzten Jahren ein bei mir immer wiederkehrender Wunsch geworden. Es war, wie ich gern zugebe, kein besonders glücklicher Gedanke, der zweiten Auflage von 1910 die Forschungs-Ergebnisse der voraufgehenden zehn Jahre in einer „Nachschrift" anzugliedern, statt sie in den Text hineinzuarbeiten. Dass dies nach meinem Tode einmal von einem ‚Bearbeiter', und zwar in einer die Anlage und Einheit des Ganzen gefährdenden Weise, geschehen könnte, ja zweifellos geschehen würde und müsste, beunruhigte mich. So entstand der Plan einer neuen einheitlichen und grundlegenden Privat-Ausgabe in mir, neben und nach der — da es natürlich nicht angängig ist, eine erst angegriffene Auflage einzustampfen — die noch bestehende zweite öffentlich weiter verkauft werden soll, bis auch sie eines Tages einer vierten weicht.

Mein Plan hat sich, wenn auch unter großen Schwierigkeiten, noch verwirklichen lassen — Dank der kleinen — ach, so kleinen! — Anzahl Derer, die heute unentwegt zu Allem, was den Namen Stirner trägt, stehen.

Diese Ausgabe nun aber auch so zu gestalten, wie ich es plante und wollte, und ihr die letzte gültige Form zu geben, ist mein ganzes Bemühen gewesen. Nicht nur ist die genannte Verschmelzung vorgenommen, sondern es haben auch einzelne Abschnitte ihre ganz neue Form gefunden, während ich das Ganze einer nochmaligen Nachprüfung unterzog, die allerdings nur an wenigen Stellen die eine oder andere kleine Aenderung nöthig machte. Dass sie sich auch äusserlich im Format und Aussehen von den beiden ersten zu unterscheiden hatte, lag auf der Hand. —

Wieder habe ich hier nun Denen zu danken, die mir auch diesmal so bereitwillig geholfen.

An erster Stelle Herrn Dr. Gustav Mayer in Zehlendorf bei Berlin. Gründlicher Kenner der Geschichte des Vormärz und in die Möglichkeit versetzt, zu bisher verschlossenen Quellen vorzudringen, gelang ihm nicht nur die Auffindung einer frühesten, selbständigen Schrift Stirner's, die des „Gegenworts", sondern auch die überzeugende Feststellung von seiner tatsächlichen Mitarbeit an der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" von 1842, eine Feststellung, die mich um so mehr überraschen mußte, als mir nicht nur selbst vor langen Jahren auf persönlich eingezogene Erkundigung von der Firma Brockhaus die bestimmte gegentheilige Versicherung abgegeben wurde, sondern auch vor Erscheinen der zweiten Auflage der derzeitige Lector des Verlages, Herr Dr. H. H. Houben in Leipzig, nochmals diese Auskunft als richtig bestätigte.

Digitized by Google

Herr Dr. Mayer hat seine so überaus glücklichen Funde bereits theilweise selbst in einem Aufsatz in dem ersten Hefte des VI. Bandes der „Zeitschrift für Politik" von 1913: „Die Anfänge des politischen Radikalismus im vormärzlichen Preussen" verwerthet, einer Abhandlung, auf die ich jeden meiner Leser, der ein breiteres Bild von den politischen Strömungen dieser Epoche zu gewinnen wünscht, als ich es hier, in der nur einem Einzigen gewidmeten Studie, naturgemäss geben konnte, nicht genug hinweisen kann. Er wird aus ihr zugleich ersehen, wie durchaus irrthümlich die Auffassung ihres Verfassers ist, wenn er — aus seiner direct entgegengesetzten Lebensanschauung heraus — in dem Werke Stirner's nur eine Fortentwickelung und einen Ausbau der geistigen Ideenwelt dieses Radikalismus sieht, während es in Wirklichkeit ein durch eigenste Schöpferkraft auf den Trümmern dieser gefallenen Festung des „Geistes" errichteter, uneinnehmbarer Bau ist. So kann denn auch die Stellung, die Stirner in seiner Arbeit angewiesen wird: neben, nicht über den Anderen, nur eine ganz falsche sein.

Einen anderen Fund: „Ueber die Verpflichtung der Staatsbürger zu irgend einem Religionsbekenntniss", den Herr Dr. Mayer in dem Anhang zu seiner Abhandlung („Unbekanntes von Stirner") zusammen mit dem „Gegenwort" als ein „Programm der Freien" abgedruckt und ebenfalls, wenn auch nicht unbedingt, Stirner zuschreibt, kann ich mich nicht entschliessen, als von diesem herrührend anzuerkennen, so freudig und dankbar ich sonst jede Vermehrung und Bereicherung seiner Lebensarbeit begrüsse. Nicht nur die Arbeit selbst, sondern auch die für die Autorschaft angeführten Gründe scheinen mir eher gegen als für diese zu sprechen, und ich muss es daher dem Leser selbst überlassen, hier zu entscheiden. Auch die Mitarbeiterschaft Stirner's an den „Deutschen Jahrbüchern" kann sich leider in Bezug auf bestimmte Artikel nur auf Vermuthungen stützen und nicht mit der durchaus nöthigen Sicherheit feststellen lassen.

Es ist mir eine Freude, Herrn Dr. Gustav Mayer für die Liebenswürdigkeit, mit der er mich nicht nur mit seinen so überaus glücklichen und bedeutungsvollen Funden schon vor seiner eigenen Veröffentlichung bekannt machte, sondern auch für die mannigfachen anderen werthvollen Hinweise und Winke, mit denen er meine Arbeit so bereitwillig unterstützte, meinen ganz besonderen Dank auch hier aussprechen zu dürfen.

Ihren schönsten Schmuck erhält diese neue Ausgabe durch die vortrefflich gelungene Wiedergabe eines zwölfseitigen Manuscripts Stirner's, nachdem so lange schon jede Hoffnung aufgegeben war, auch nur eine seiner Arbeiten noch in ihrer ursprünglichen Form aufzufinden. Es ist die Handschrift zu dem Aufsatz „Kunst und Religion", stammt aus dem alten Archiv der Rheinischen Zeitung und befindet sich im Besitz von Herrn Prof. Dr. Josef Hansen, Bibliothekar an St. Gereon in Köln, dem ich für die freundlich gegebene Erlaubniss zur Wiedergabe zu grossem Dank verpflichtet bin.

Für die Aufstellung der russischen Uebersetzungen des „Einzigen" in der Bibliographie des Anhangs bin ich endlich Herrn Leo Kasarnowski in Halensee bei Berlin ebenso wie für manchen Hinweis seiner unerbittlichen Akribie verbunden.

Diese dritte Auflage hat nun auch ihr wohlberechtigtes Namen- und Sach-Register gefunden. Ich versuchte es so zu gestalten, dass der Leser sich bei Allem, was Stirner und die ihm Nahestehenden selbst betrifft, in seinen Hinweisen zurechtfindet; habe aber bei Personen, mit denen er nur in entfernterer Berührung gekommen ist, solche Hinweise unterlassen, um den Umfang des Registers nicht ungebührlich zu steigern. Man wird trotzdem auch bei ihnen leicht finden, was man sucht.

Zugleich mit ihr ist nun auch endlich den „Kleineren Schriften und Entgegnungen"

Digitized by Google

Stirner's — zunächst in einer Vorzugs-Ausgabe — eine zweite Auflage ermöglicht, die, um das Doppelte gegen die erste vermehrt, natürlich alle Funde der letzten fünfundzwanzig Jahre in sich aufgenommen hat. Es steht zu hoffen, dass sie, und vielleicht schon bald, noch durch weitere neue Funde ergänzt werden kann. So soll Stirner 1842 noch an zwei weiteren Zeitschriften mitgearbeitet haben, die aufzutreiben bisher leider nicht gelang: an einer beim Verleger des „Gegenworts", Robert Binder in Leipzig erschienenen Zeitschrift „Die Eisenbahn", in der ein Aufsatz von ihm über die „Lage der Lehrer" stehen soll; und an einer anderen, von Robert Heller herausgegebenen, die den merkwürdigen Titel „Rosen" führte. Vielleicht ist der eine oder andere Leser dieser Angaben glücklicher beim Suchen und verpflichtet mich dann durch die Mittheilung von seinem Funde.

Von den ersten Helfern meiner Arbeit hat der Tod nun auch die letzten hingerafft: 1911 starb siebenundachtzigjährig Daniel Collin; ebenfalls 1911 der unermüdliche Ludwig Pietsch; und auch der hochbetagte Enno Sander in St. Louis ist, so viel ich weiss, nicht mehr am Leben. Von den Zweiundzwanzig lebt nur noch Fräulein Pauline Julius, Stirner's frühere Schülerin, in Steglitz bei Berlin, jetzt auch schon hoch in den Achtzigern. Sie und die Baronesse von der Goltz sind also die beiden einzigen Lebenden, die Stirner noch von Angesicht zu Angesicht gesehen haben — beide als junge Mädchen.

Es ist Zeit zu schliessen.

Wenn ich es mit einem letzten Wunsche thun darf, so ist es der schon geäusserte: mein Buch, dem ich hier noch eine letzte und endgültige Form geben durfte, die jede spätere ‚Bearbeitung' durch fremde und voraussichtlich unberufene Hände unnöthig und überflüssig macht, nicht in solche Hände gelangen zu lassen. Ich werde ein Exemplar dieser Ausgabe hinterlassen, in welches alle mir selbst noch bekannt gewordenen Ergebnisse druckfertig eingefügt sind; was sich etwa später noch hinzufinden sollte, kann leicht in gleicher Weise behandelt werden, ohne meiner Arbeit ihre eigene und einheitliche Form zu nehmen. Dies wird sich ausserdem schon deshalb als geboten erweisen, weil die in dem Vorwort zur zweiten Auflage von mir geäusserte Absicht: das gesammte Material meiner Stirner-Arbeit dem Britischen Museum in London zu hinterlassen, einem anderen Plane gewichen ist, über den die mir als solche bekannten Freunde Stirner's demnächst direct von mir hören werden.

Ich lege meinen Wunsch in die Hände der Leser dieses Buches, die zugleich die Freunde Stirner's sind. Sie werden über ihn wachen, wie sie über sein Erbe wachen werden. Denn kein Denker hat wohl überzeugtere und treuere Freunde gefunden, als er, wie klein ihre Zahl einstweilen auch noch sein mag. Längst bin ich es nicht mehr allein, der die unermessliche praktische Tragweite seiner Ideen auf die Gestaltung — und gänzliche Umgestaltung — unseres gesammten sozialen Lebens erkannt hat. Nicht nur die Grösse und Weite seiner Gedanken, sondern auch ihre Lauterkeit und unantastbare Ehrlichkeit haben sie ihm gewonnen, und ruhig darf heute gesagt werden, dass sein Vermächtniss unverloren ist für alle künftigen Zeiten.

An ihrem Eingang steht er — dieser grosse Vernichter der Phrase. Müssen wir auch in unseren Tagen sehen, dass sie noch lebt und die Völker in Mord und Wahnsinn treibt — er hat ihr doch den Todesstoss versetzt, an dem die grösste Feindin des Lebens langsam verblutet.

Berlin-Charlottenburg, Berlinerstrasse 166,
im August 1914 JOHN HENRY MACKAY

Digitized by Google

VORWORT ZUR ERSTEN AUFLAGE

Nur mit Widerstreben entschliesse ich mich, meinen Forschungen über das Leben Max Stirner's durch das vorliegende Werk einen vorläufigen äusseren Abschluss zu geben.

Nicht, als ob ich der Oeffentlichkeit gegenüber die Verpflichtung empfände, meine Arbeit irgend wie zu beschleunigen; die Deutschen haben ihren kühnsten und konsequentesten Denker so lange und gänzlich vergessen, dass sie jedes Anrecht auf das Geschenk seines Lebens verloren haben.

Nein, was mich treibt, ist zunächst der rein persönliche Grund, dass diese Arbeit sich bereits zu lange hindernd zwischen andere, eigene Pläne gestellt hat, als dass sie deren Ausführung nicht endlich weichen müsste; sodann aber auch die feste Ueberzeugung, dass nur ein unerwarteter Zufall noch neue Quellen zu erschliessen vermöchte. Auf diesen Zufall warten, hiesse die Beendigung der Aufgabe in ungewisse Zeit hinein verschieben.

So gebe ich denn, was ich habe. Keiner kann mehr bedauern, als ich, dass es so Wenig ist. Aber es ist immerhin weit mehr, als ich — nach dem ersten Ueberblick des erschlossenen Weges — je zu erreichen hoffte.

Das Bild dieses Lebens hätte nie gezeichnet werden können, wenn mir nicht bei vielen Stellen hilfreich die Hand geführt worden wäre. Meine erste und liebste Pflicht ist es daher, allen Denen zu danken, die mir mit Rath und That zur Seite gestanden haben.

Mein wärmster Dank gehört an erster Stelle meinem alten Freunde, dem Volksschullehrer Herrn Max Hildebrandt in Berlin, der in den Jahren 1889—91, bevor ich selbst wieder nach Berlin zu kommen Gelegenheit hatte, der treueste und unermüdlichste Helfer meiner Arbeit gewesen ist.

Tiefverpflichtet fühle ich mich ferner Herrn Gymnasiallehrer a. D. Dr. Ewald Horn in Steglitz bei Berlin, dem wir bereits so manchen werthvollen Beitrag zur Philosophie des Egoismus verdanken und der mir die durch warme Liebe zur Sache nicht weniger, als durch einen selten glücklichen Zufall erzielten Resultate seiner eigenen Forschungen in liberaler Weise zur Verfügung gestellt hat.

Eines dritten Namens, Keinem fremd, wird in der Einleitung, in der ich die Geschichte dieser Arbeit erzählen werde, als der geeigneteren Stelle gebührend Erwähnung gethan werden.

Unter Denen sodann, die Max Stirner noch persönlich kannten und die mir mit ihren Erinnerungen an ihn als den wertvollsten Gaben geholfen haben, nenne ich die zuerst, die sich seither dem trüben Zug des Todes angereiht haben, die mein Dank nicht mehr erreicht. Es sind dies: der 1895 zu Berlin verstorbene Schriftsteller

Digitized by Google

und Stadtrath Adolph Streckfuss, den ich vor seinem Tode noch besuchte; und der Chefredakteur der Illinois Staats-Zeitung, Hermann Raster in Chicago, der mir als einer der ersten ausführliche briefliche Mitteilungen über Stirner machte.

Von den jetzt noch Lebenden, die Stirner noch persönlich gekannt haben, habe ich, soweit es in meiner Macht stand, fast jeden Einzelnen aufgesucht, und ich kann nicht sagen, mit welcher Freundlichkeit ich überall empfangen bin und in wie liebenswürdiger Weise meinem Zweck entsprochen wurde. So habe ich im Laufe der Jahre, immer nach voraufgegangener, oft eingehender Korrespondenz, gesprochen und persönliche Erinnerungen erhalten von: Herrn Amtsgerichtsrath a. D. Alexander Kapp, jetzt in Berlin, früher in Hamm in Westfalen, der Stirner als junger Student besuchte und ihn heute wie damals bewundert; Herrn Guido Weiss, dem früheren Herausgeber der „Wage" in Frankfurt a. M., der noch vor einem Jahre in der „Vossischen Zeitung" seine wertvollen Erinnerungen an die „Freien" in mehreren hochinteressanten, wenn auch leider in Bezug auf die Person Stirner's von Irrtümern nicht ganz freien Artikeln niedergelegt hat; Fräulein Pauline Julius in Steglitz bei Berlin, einer Schwester von Gustav Julius und einer früheren Schülerin Stirner's, die mich auch in den Besitz seiner Handschrift setzte; Herrn Geh. Hofrath Rudolf von Gottschall in Leipzig, der mir das, was er kürzlich in seinen „Jugenderinnerungen" mitgeteilt hat, schon früher zur Verfügung gestellt, so dass es bereits verwerthet war, als sie erschienen; Herrn Gustav von Szczepanski in Weimar, der zwar als Mitglied der Dichtergesellschaft des „Tunnel" dem Hippel'schen Kreise fern stand, mir aber ausserordentlich nützliche Angaben über ihn gemacht hat; Herrn Prof. Dr. Gustav Siegmund in Berlin, dem Schwager Herwegh's; Herrn Dr. Albert Fränkel in Leipzig, der mich mit seinem lebhaften Gedächtnisse und seinem Interesse auf das Wirksamste unterstützte; Herrn Prof. Dr. Immanuel Schmidt in Gross-Lichterfelde bei Berlin, der mir gleich werthvolle Mitteilungen über Stirner, wie über Marie Dähnhardt machte; Herrn Antiquar Emanuel Mai in Berlin, dem gründlichen Kenner der vormärzlichen Tage; und endlich von Herrn Enno Sander aus St. Louis, Mo., dem ehemaligen Kriegsminister der badischen Republik, den ich noch diesen Frühling in Dessau sprach. Sie Alle, wie gesagt, haben Stirner noch von Angesicht zu Angesicht gesehen, die einen seltener, die anderen öfter, und Alle erinnern sich noch seiner.

Nur schriftliche, persönlich nicht erlangbare Erinnerungen an Stirner und seine Zeit verdanke ich direkten Mitteilungen von: Herrn Henry Ulke in Washington, Dac., der mit Recht von sich sagen darf, dass er „nie die Achtung vor den Idealen seiner Jugend verloren", und den ich leider bei einem Besuche in seiner neuen Heimat nicht antraf; Herrn Medizinalrath Dr. Ludwig Ruge, der meine Fragen bezüglich seines Aufsatzes in der „National-Zeitung" über die „Freien" bereitwilligst ergänzte; und Herrn Ministerialrath Dr. Wilhelm Jordan in Frankfurt a. M., der ebenfalls meinen Fragen die gütigste Beachtung schenkte.

Die Zahl Derer, an die ich mich im Laufe der Jahre in der Hoffnung wandte, sie könnten mit dem Gesuchten in der einen oder anderen Beziehung gestanden haben, ohne dass diese Hoffnung sich als begründet erwies — es mögen fünfzig und mehr gewesen sein und sie umfassten so ziemlich Alle, die in Betracht kommen konnten — ist zu gross, als dass ich daran denken könnte, ihre Namen hier zu nennen: Manche unter ihnen haben Stirner wohl noch gesehen, aber ihre Erinnerungen sind zu verblasst, als dass sie mir mit ihnen hätten helfen können; dagegen hat mehr als einer

Digitized by Google

mich mit werthvollem Rath und Hinweis unterstützt, und ich möchte wenigstens Herrn Dr. hon. c. Theodor Fontane und Herrn Prof. Ludwig Pietsch in Berlin sagen, dass ich ihre mir bewiesene Freundlichkeit nicht vergessen habe. Die anmutigen Schilderungen des Ersteren aus seiner litterarischen Jugendzeit, mit Bezug auf den Hippel'schen Kreis nicht immer ganz genau, da sie sich allzusicher auf die Angaben H. Beta's stützen, wie des Letzteren, des Schriftstellers gewordenen Malers Aufzeichnungen, bilden schätzbarste Beiträge zur Zeitgeschichte, wie wir sie leider nur zu wenige besitzen. — Dankbar will ich auch des jetzigen Inhabers des Verlages Otto Wigand, Herr Richard Küster's, Wigand's Enkel, in Leipzig gedenken; was er thun konnte, um mir zu helfen, hat er gewiss gethan. Da aber Otto Wigand selbst vor seinem 1870 erfolgten Tode aus Gründen der Zweckmässigkeit alle den vierziger Jahren entstammenden Papiere vernichten liess, so ist mit ihnen bis auf die letzte Spur verloren gegangen, was auf Stirner hätte Bezug haben können und alle Bemühungen verliefen resultatlos. — Dass das Geburtshaus Stirner's in Bayreuth wiedergefunden werden konnte, verdanke ich den freundlichen Bemühungen des Herrn Rechtsanwalt Schindler daselbst; die Erlaubniss zur Vervielfältigung des Briefes Stirner's im Anhang der Freundlichkeit seines glücklichen Besitzers, Herrn Günther Koch in Frankfurt a. M.

Ganz unmöglich ist es mir endlich, der mannigfaltigen anderen Hülfe hier zu gedenken, auf die ich in so ausgedehntem Maasse angewiesen war: genug, wenn ich sage, dass mir die „Mühe des Suchens" fast überall durch freundliches Entgegenkommen erleichtert und mir von den kirchlichen und Magistrats-Behörden der verschiedenen Städte bis zum Königl. Polizei-Präsidium in Berlin kaum je eine erbetene Auskunft verweigert wurde, wenn sie überhaupt erreichbar war.

Nicht genannt zu werden wünschen zwei alte Bekannte Marie Dähnhardt's in London, von denen sich der eine — leider fast völlig vergeblich — bei ihr in meinem Interesse verwandte, die mir aber beide ihre Erinnerungen an sie bereitwillig erschlossen haben. Zusammengehalten mit Dem, was mir Herr Daniel Collin, der frühere Inhaber der Guttentag'schen Buchhandlung in Berlin, über sie erzählt, sowie den Mittheilungen, die mir schon früher, so von Fräulein Malwida von Meysenbug, der Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin", 1891 in Rom; von der Wittwe Karl Heinzen's 1893 in Boston und von Herrn Friedrich Beust in Zürich über seinen verstorbenen Freund Techow gemacht waren, haben sie mir ermöglicht, die Spuren ihres Lebens so weit zu verfolgen, wie es geschehen.

Zur Verfügung gestanden haben mir ferner: ein sehr bedeutungsvoller, aber mit grosser Vorsicht auf die Thatsachen aufzunehmender Brief Edgar Bauer's aus dem Jahre 1882; ein weiterer aus der Feder des nun ebenfalls dahingeschiedenen Friedrich Engels in London; persönliche Mitteilungen über Stirner von dem Dichter des „hohen Liedes", Titus Ullrich; ebensolche von dem bejahrten Schriftsteller Dr. Julius Löwenberg und von dem Vorsitzenden der Verwaltung des Reichs-Invalidenfonds, Dr. Otto Michaelis, die gleichfalls sämmtlich nicht mehr am Leben sind.

Unversucht, das darf ich sagen, ist wohl Nichts geblieben. Aber auch unter unglücklichen, wenn auch unverschuldeten Zufälligkeiten hatte meine Arbeit zu leiden. So war, um nur zwei Fälle zu erzählen, die alte Frau, bei der Stirner die letzten Jahre seines Lebens gewohnt hatte und die mir mehr, als gewiss irgend ein Anderer, über den Menschen Stirner hätte erzählen können, eine Mme. Weiss, kurze Zeit vor der

Digitized by Google

Auffindung des Hauses in der Philippstrasse noch am Leben; und in Zürich habe ich lange Zeit fast neben einem alten Veteranen der vierziger Jahre, dem Dr. Karl Nauwerck, der Stirner zweifellos noch gekannt hatte, gewohnt, um es erst zu erfahren, als er starb.

Eine grosse Hoffnung ferner, die ich auf die aus den Vereinigten Staaten an mich gelangende Mittheilung von dem Vorhandensein wichtiger Papiere — von und über Stirner — setzte, erwies sich als trügerisch und ich kann die Art und Weise, in der — aus welchem Grunde? — bestimmteste Hoffnungen erregt wurden, ohne sie zu erfüllen, nicht anders als unverantwortlich bezeichnen.

Die klaffenden Lücken in meinem Buche, seine Unvollständigkeit und Unzulänglichkeit kann Keiner schärfer sehen, Keiner schmerzlicher empfinden als ich. Alles, was ich erhoffe, ist, dass dieser Versuch — mehr kann und will meine Arbeit nicht sein — als solcher betrachtet wird, werth des Weiterbaues, und dass sich in dem aufgeschlagenen Gerüst mit jedem hilfreich herbeigetragenen Stein das Wieder-Gebilde dieses Lebens von jetzt an höher und höher erhebt ...

Und darum ergeht heute, wie vor acht Jahren, nur dringender noch, und diesmal an alle Leser dieses Buches, meine Bitte, mir auch fernerhin förderlich zu sein: auf Grund des Vorliegenden mir mit Rath und That weiter zu helfen. Jede neue Mittheilung, jede Erweiterung oder Berichtigung einer alten, jeder Wink und Hinweis in irgend einer Richtung, kurz: Alles an mich Gelangende wird mit Freude begrüsst, mit Dankbarkeit aufgenommen, und nach Kräften gewissenhaft verwerthet werden und ich bitte, der Vermuthung nicht weniger als dem Wunsche Aeusserung zu geben und vor Allem nie eine Kundgebung ihrer scheinbaren Geringfügigkeit wegen zu unterlassen.

Fast Allen, die mir bisher geholfen, erschien Das, was sie mir gaben, relativ unwichtig. Mir aber war Alles werthvoll und so ist dies Buch entstanden.

Saarbrücken, Rheinprovinz, im Herbst 1897

JOHN HENRY MACKAY

Digitized by Google

VORWORT ZUR ZWEITEN AUFLAGE

Diese zweite Auflage meiner Lebensgeschichte Max Stirner's hat bereits ihre eigene kleine Geschichte.

Ich stellte sie schon vor zweieinhalb Jahren auf den Wunsch meines alten Freundes Benj. R. Tucker, des Herausgebers des „Liberty" in New-York, der sie veröffentlichen und sie natürlich bis auf die letzten Forschungs-Ergebnisse fortgesetzt zu sehen wünschte, fertig. In seinem Verlage sollte sie in englischer Sprache erscheinen, und zwar — eine seltene Ausnahme — vor der deutschen. Vor ihr deshalb, weil das Interesse der Deutschen an dem Leben ihres kühnsten und konsequentesten Denkers immer noch nicht so weit reichte, als dass die erste Auflage meiner Biographie erschöpft gewesen wäre.

Das Manuscript, sowie die Platten der Bilder und Handschriften waren abgesandt, die Uebersetzung Georg Schumm's in vollem Gange und das Werk sollte in Druck gehen, um im Frühjahr 1908 zu erscheinen. Da zerstörte ein furchtbarer Brand am 10. Januar das Parker Building in der vierten Avenue, in dem sich mit vielen anderen die Office Tucker's befand, von Grund auf, und mit ihm sein ganzes Bücher-Lager, viele werthvolle Manuscripte, sowie sein gesammtes Setz- und Druckmaterial: ein Schaden, der, soweit überhaupt berechenbar, von ihm selbst auf mindestens zehntausend Dollar geschätzt wird, und ein Schlag für unsere Sache, den ganz zu verwinden selbst der neuen Arbeit vieler Jahre wohl nie ganz gelingen wird und der am Härtesten von uns Allen in der Vernichtung fast der ganzen Auflage und aller Platten der eben erschienenen, mit so unendlicher Sorgfalt in langen Jahren vorbereiteten englischen Ausgabe des „Einzigen und sein Eigenthum" empfunden wird.

An eine Weiterführung der begonnenen Unternehmungen war einstweilen nicht zu denken. Mein Manuscript, nur durch einen Zufall vor der Vernichtung bewahrt, kam an mich zurück, und fast unverändert gebe ich es nun für diese zweite Auflage in Druck.

Diese zweite Auflage ist bereichert durch die Forschungen der letzten elf Jahre, die seit dem Erscheinen der ersten, 1898, verflossen sind.

Ich habe lange geschwankt wie ich die Ergebnisse dieser Forschungen verwerthen sollte. Zwei Wege lagen mir offen: sie in mein Buch hineinzuarbeiten oder sie ihm in einer Nachschrift anzugliedern.

Ich habe mich für den zweiten Weg entschieden. Denn der erstere hätte nichts Anderes bedeutet, als ein Niederreissen und Wiederaufbauen ganzer Theile, ohne die Gewähr, der Konstruction des Gesammtbaus dadurch nicht zu schaden. Manches hätte ganz fortbleiben und durch Neues ersetzt, wieder Anderes bis zur Unkenntlichkeit ergänzt und umgemodelt werden müssen, und selbst wenn ich die völlige Umarbeitung für das Richtigere gehalten hätte, weiss ich nicht, ob mir nicht die Mittel der Zeit und Lust zu einer so grossen Neuarbeit gefehlt hätten. So entschloss ich mich denn, statt für den Einbau, für den Ausbau: was sich an Ort und Stelle einfügen liess,

Digitized by Google

ohne dort störend zu wirken, erhielt an ihr seinen Platz, wie auch natürlich die Verbesserung einiger kleinerer Irrthümer an diesen selbst vorgenommen wurde. Aber für die hauptsächlichsten und wichtigsten der neuen Funde hat der Leser den Text durch die „Nachschrift" zu ergänzen, die diesem so streng wie nur irgend möglich anzuschliessen ich bemüht war.

Die Aufnahme meines Buches war, ich will es nicht verhehlen, eine letzte Enttäuschung für mich. Ich hatte erwartet, dass diesmal der Name Stirner zu tieferer und ehrlicherer Betrachtung zwingen müsse. Was indessen von der „Kritik" gegeben wurde, war im Grossen und Ganzen nichts Anderes, als eine Ausschlachtung des von mir Gefundenen, und nicht immer ist verstanden worden wenigstens richtig abzuschreiben. Eine Arbeit, die ernster Widerlegung werth und würdig wäre, ist bisher nicht erschienen.

Dem Einwande, der gemacht wurde: den Wurzeln der Philosophie Stirner's nicht nachgegraben, nicht gezeigt zu haben, wer seine Vorläufer in der Geschichte der Philosophie waren, sowie seinem Einfluss bis auf unsere Tage nicht nachgegangen zu sein, entgegne ich, dass ich keine Geschichte der Philosophie des Egoismus, sondern eine Geschichte des Lebens Max Stirner's schreiben wollte. Ich bin kein Philosoph und Arbeiten wie die geforderten liegen mir völlig fern. Daher hätte nur die Kritik für mich von Werth sein können, die mir zeigte, welche anderen Wege ich hätte gehen müssen, um zu meinem Ziele zu gelangen. Leider ist mir in dieser Beziehung von keiner Seite der Kritik geholfen worden und ich weiss daher nicht, wie ich meine Arbeit anders hätte durchführen und gestalten sollen, als ich es gethan.

Dagegen hat mich die Hoffnung, die der eigentliche Antrieb zu der ersten Veröffentlichung war: aus dem Kreise der Leser selbst Hülfe zu erhalten, insofern nicht betrogen, als mir 1901 in Herrn Benedict Lachmann in Berlin ein Helfer entstand, wie ich mir keinen besseren hätte wünschen können. Selbst ein geborener Kulmer glaubte er die verwischten Jugendspuren Stirner's in der alten Weichselstadt mit Erfolg weiter verfolgen zu können, und seine mit ebensoviel Energie und Ausdauer wie Umsicht betriebene, durch alte dortige Beziehungen glücklich geförderte Arbeit wurde denn auch insoweit wenigstens von Erfolg gekrönt, als sie nicht nur die Gründe aufdeckte, aus denen Stirner's Stiefvater seinen Aufenthalt nach Kulm verlegte, sondern als schönstes Resultat die Erhellung der letzten Lebensjahre Stirner's zeitigte, wie sie endlich auch authentische Nachricht über Krankheit und Tod der Mutter brachte. Es war Herrn Lachmann's Wunsch, das von ihm Gefundene hier zuerst veröffentlicht zu sehen, und ich danke ihm herzlich für die Art und Weise, in der er mir sein gesammtes Material zur Verfügung gestellt hat.

Seinen Bemühungen ist es auch gelungen, zu einer letzten Persönlichkeit zu dringen, die Stirner noch von Angesicht zu Angesicht gesehen hat: der Baronesse von der Goltz in Berlin. Obwohl sie noch ein Kind war, als Stirner im Hause ihrer Mutter gegen Ende seines Lebens verkehrte, sind ihre Erinnerungen an ihn doch scharf und lebendig. Sie hat in liebenswürdiger Weise die Richtigkeit des von mir gezeichneten Bildes bestätigt, ihm aber neue Züge nicht einfügen können. Die Engels'sche Zeichnung erklärt auch sie für durchaus unähnlich.

Endlich haben diese zehn Jahre zwei neue Funde von Arbeiten Stirner's selbst gebracht. Der eine wurde von Herrn Dr. H. H. Houben gelegentlich seiner

Digitized by Google

Gutzkow-Forschungen gemacht und von Dr. Rudolf Steiner in seinem „Magazin für Litteratur" vom 17. Februar 1900 zuerst wieder veröffentlicht. Es ist die Besprechung von Bruno Bauer's „Posaune des jüngsten Gerichts" und die erste nun bekannte litterarische Arbeit Stirner's.

Der zweite glückte mir selbst. An einem Ort, wo ich es am Wenigsten vermuthet hätte, in Friedrich von Bodenstedt's, des Mirza Schaffy Sängers: „Erinnerungen aus meinem Leben" wurde ich, als ich mich zwei Jahre nach dem Erscheinen meines Buches durch einen neuen Berg inzwischen aufgesammelter Litteratur frass, auf ihn aufmerksam gemacht. Bodenstedt erzählt dort, wie er, 1848 als Hauptredacteur des „Journal des österreichischen Lloyd" nach Triest verschlagen, in dem ihm „persönlich ganz unbekannten Max Stirner" einen geschätzten Mitarbeiter fand. Sofort angestellte Nachforschungen ergaben, dass das genannte Journal sich nur noch in einem einzigen vollständigen Exemplar, und zwar auf der Biblioteca civica in Triest selbst befand, von dort aber unter keiner Bedingung ausgeliehen wurde. Eine Reise nach Triest wurde mir aber erst gegen Ende 1904 möglich. Ich fand dort an Ort und Stelle, im Jahrgang 1848 der genannten Zeitung acht Aufsätze, die unzweifelhaft aus der Feder Stirner's stammen, wenn auch keiner mit seinem Namen gezeichnet ist, die ich abschrieb und zum ersten Male wieder im Jahrgang 1908 der Berliner Zeitschrift „Morgen" der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht habe.

Sollte für die von mir 1898 herausgegebenen Kleineren Schriften Stirner's („Max Stirner's Kleinere Schriften und seine Entgegnungen auf die Kritik seines Werkes: ‚Der Einzige und sein Eigenthum'. Aus den Jahren 1842—1847") eine neue Auflage nöthig werden, was heute leider noch nicht der Fall ist, so werden diese Neufunde in ihnen selbstverständlich ihren Platz finden.

Sind somit in dem Leben, das wir suchen, Lücken erfreulich ausgefüllt und konnte das Werk dieses Lebens vervollständigt werden, so schien doch das seltsame Verhängniss, das meine Arbeit zu einer an Enttäuschungen so reichen gemacht hat, sie auch getreulich durch ein zweites Jahrzehnt begleiten zu wollen.

Frau Agathe Nalli-Rutenberg, die Tochter Adolf Rutenberg's, des alten Freundes Stirner's, mit der mich ein Zufall gleich nach dem Erscheinen meines Buches in Rom zusammenführte, hat mir zwar manches Interessante über das Leben ihres Vaters und seine Zeit mitzutheilen, indessen meinen Schilderungen Nichts eigentlich Neues hinzuzufügen gewusst, und der schriftliche Nachlass ihres Vaters ist verloren, wie der Buhl's.

Auch diesen, den Nachlass Ludwig Buhl's, den wichtigsten von allen, da er zugleich den Nachlass Stirner's selbst und mit ihm gewiss alle Arbeiten zum „Einzigen" enthalten haben soll, aufzustöbern, wurde durch die freundliche und interessevolle Hülfe des Directors der deutschen Genossenschaftsbank in Berlin, Herrn E. Werner's, eines Vetters Buhl's, ein letzter, leider ebenfalls fehlgeschlagener Versuch gemacht, und auf die Auffindung der geistigen Hinterlassenschaft Stirner's muss nunmehr wohl endgültig verzichtet werden.

Selbst die Hoffnung, wenigstens die Niederschrift der „Geschichte der Reaction" noch zu finden, durfte ich nur kurze Zeit hegen. Denn wenn es mir auch gelang, zu Frau Clementine Wolff, der Wittwe des 1900 zu Meran-Mais verstorbenen Verlagsbuchhändlers Sigismund Wolff, in dessen Allgemeiner Deutscher Verlags-Anstalt Stirner's zweites und letztes Werk erschien, zu gelangen, und wenn ich auch

Digitized by Google

hier mit der grössten Bereitwilligkeit unterstützt wurde, so liess sich doch nur feststellen, dass das gesuchte Manuscript sich wahrscheinlich in einer Kiste befunden hat, die vor langen Jahren auf einem Umzug verloren ging, und über deren Verlust der Verstorbene „sich gar nicht beruhigen konnte, da sie wichtige Papiere enthielt".

Endlich besitzt zwar Herr Carl Hippel, der Sohn des alten Hippel, dieses treuesten Freundes der „Freien", ein Bild seines Vaters, doch haben sich auch in dessen Nachlass die Geschäftsbücher der alten Weinstube, die doch immerhin manches Interessante hätten erzählen können, nicht mehr vorgefunden.

Auch zwei andere Persönlichkeiten, die mir genannt wurden: der Dramatiker und Romanschriftsteller Karl von Heigel in Riva, und Alexander Meyer, ein bekannter Berliner und Verfasser amüsanter Erinnerungen „aus guter alter Zeit", beide seitdem verstorben, die mit einzelnen Gliedern des Kreises der „Freien" in Berührung standen, ohne jedoch Stirner selbst noch gekannt zu haben, vermochten das von mir Gegebene nicht zu ergänzen.

Mit allen Diesen aber zu den letzten, den verstecktesten Quellen vorgedrungen zu sein, darf ich nicht heute mehr bezweifeln, und wenn ich auch nie ermüden werde, jede, auch die unscheinbarste der sich etwa noch zeigenden Spuren zu verfolgen, dürfen doch neue und überraschende Entdeckungen wohl nicht mehr erwartet werden. . . .

Furchtbar sind die Lücken, die der Tod in die Reihen meiner ersten Helfer aus den Jahren 1889—1897 gerissen hat. Noch während der Drucklegung meines Buches 1897 starb der Antiquar Emanuel Mai, und bei seinem Erscheinen im Frühjahr 1898 Dr. Ludwig Ruge. Ihnen folgten noch in demselben Jahre Theodor Fontane, 1900 in Folge eines Unglücksfalls Immanuel Schmidt, 1902 der prächtige alte Alexander Kapp, 1903 Malwida von Meysenbug, 1904 der Nibelungen-Dichter Wilhelm Jordan und im vergangenen Jahre Rudolf von Gottschall. Nicht mehr unter den Lebenden weilen ferner Dr. Gustav Siegmund, Guido Weiss, Paul von Szczepanski, sowie Dr. Albert Fränkel, der mir nochmals nach der Uebersendung meines Buches sein grosses Interesse an dem Gegenstand in einem langen Briefe bekundet hat. Auch die Wittwe Karl Heinzen's, die „Mutter Heinzen" und die alten Herren Friedrich Beust und Henry Ulke hat der Tod ereilt, so dass von zweiundzwanzig im Vorwort zur ersten Auflage genannten Namen Solcher, die mit Max Stirner einst in directer oder indirecter Verbindung gestanden haben und mir von ihm zu melden wussten, heute nur noch vier am Leben sind. Wie recht hatte ich, wenn ich damals sagte: „Noch zwanzig Jahre, und auch die letzten persönlichen Erinnerungen wären unrettbar verloren gewesen!" . . .

Jetzt, wo Marie Dähnhardt nicht mehr unter den Lebenden weilt, wird mir auch von Herrn Meno Haas in London erlaubt, zu sagen, dass er es gewesen ist, der die ebenso freundliche wie vergebliche Mühe der Vermittelung zwischen uns übernahm. Durch ihn empfing sie ihre kleine Rente; so sah er sie alle Jahre einmal. Herr Haas hat mich denn auch von ihrem Tode benachrichtigt. — Der zweite von Marie Dähnhardt's alten Freunden, Herr M. Lippner in London, der mir von ihr erzählte, sah sie ebenfalls nie mehr und ist im selben Jahre wie sie dahingegangen.

Heute darf ich auch sagen, wer Szeliga war. Unter dem Pseudonym Szeliga schrieb in den vierziger Jahren der damalige junge Offizier, spätere General der Infanterie Franz Zychlin von Zychlinski, der 1900 in Berlin verstarb, eine sehr

Digitized by Google

bekannte Persönlichkeit. Er war ein alter Freund Fontane's, der in seiner gewohnten liebenswürdigen Art unsere Bekanntschaft vermittelte, die zwar zu einem interessanten Gespräch über die nachhegelianische Philosophie, leider aber zu keinen Resultaten in Bezug auf meine Forschungen führte, da Szeliga und Stirner nie zusammen getroffen waren. Das Schweigen, zu dem ich damals ausdrücklich verpflichtet wurde, darf ich heute, wo beide, der General und Fontane, nicht mehr leben, brechen.

Darauf hingewiesen sei endlich noch, dass die wichtigsten der Briefe, die mir Hans von Bülow, der Unvergessliche, schrieb, in dem achten und letzten Bande der ausgezeichneten, von seiner Wittwe Marie von Bülow veranstalteten Ausgabe seiner „Briefe und Schriften" ihren Platz gefunden haben.

Dem Wunsche, einer neuen Auflage die Quellen meiner Arbeit anzufügen, kann ich aus den bereits angeführten Gründen auch diesmal nicht entsprechen. Das gesammte, wohlgeordnete Material meiner Stirner-Forschung wird nach meinem Tode an das Britische Museum in London gehen, und zwar dorthin, weil es dann dort Jedem — ohne die von den grossen staatlichen Bibliotheken des Kontinents beliebte Einmischung in seine Absichten und Zwecke — zur Verfügung stehen wird, zur Verfügung und zur Nachprüfung meiner Arbeit, die diese nicht zu scheuen hat.

Auch den Plan, dieser neuen Auflage ein Namen- und Sachregister beizufügen, habe ich fallen gelassen, da mir von verschiedenen Seiten gesagt wurde, dass die übersichtliche Anordnung des Stoffes ein solches vollkommen entbehrlich mache. Dagegen dürften die neu hinzugekommenen drei Stammbäume, sowie eine Uebersicht der Stationen von Stirner's Lebenswanderung für die leichtere Auffindung mancher Daten und Namen nicht ohne Nutzen sein.

Zwölf Jahre sind nöthig gewesen, um die erste Auflage dieses Buches zu erschöpfen. Es steht nicht zu hoffen, dass — nachdem das erste Interesse befriedigt und die erste Neugier gestillt sind — sich diese zweite schneller verkaufen wird. Ich werde also eine dritte kaum mehr erleben.

So habe ich denn hier nur noch Abschied zu nehmen von einer Arbeit, die ich, was immer sie mir auch an Enttäuschungen und Mühen gebracht hat, doch zu den köstlichsten Errungenschaften meines Lebens zähle, und der das Eine wenigstens Niemand nehmen kann: mit ihr einen Namen und ein Werk von unsterblicher und nicht mehr anzweifelbarer Bedeutung herausgehoben zu haben aus der Nacht der Vergessenheit in das Licht unserer und damit aller künftigen Tage.

Aber wenn ich diese Arbeit hier gewissermaassen nach Aussen hin abzuschliessen mich bescheiden muss, darf ich doch meine Bitte: mir auch weiterhin in Allem zu helfen, was etwa noch zu letzten Ergänzungen führen könnte und keinen Hinweis wie keine Berichtigung, auch in Bezug auf das Vorliegende, ihrer scheinbaren Bedeutungslosigkeit halber zu unterlassen (und sich dabei der unten angegebenen Adresse bedienen zu wollen), in alter Dringlichkeit bestehen lassen. Denn auch wenn es mir nicht mehr möglich sein sollte, diese letzte Hülfe noch selbst zu verwerthen, wird sie nicht umsonst geleistet sein, sondern, dem bisherigen Material angefügt und, wie oben gesagt, für jede fernere Forschung sichergestellt, bestimmt eines Tages ihren Zweck erfüllen.

Berlin-Charlottenburg, im Frühjahr 1910

JOHN HENRY MACKAY

Digitized by Google

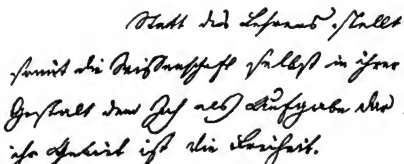
MAX STIRNER

JOHANN CASPAR SCHMIDT

GEB. 1806. GEST. 1856

An grossen wie an befreundeten Menschen kümmert uns Alles, selbst das Unbedeutendste, und wer uns Kunde von ihnen bringt, erfreut uns sicherlich . . . MAX STIRNER (1842)

Digitized by Google



Aus Stirner's Examensarbeit
„Ueber Schulgesetze"
1834

Digitized by Google

EINLEITUNG

DIE GESCHICHTE MEINER ARBEIT

Digitized by Google

DIE GESCHICHTE MEINER ARBEIT

1889—1914

DIE WIEDERENTDECKUNG STIRNER'S. — AUFRUF. — ERSTE ENTTAEUSCHUNG. — DREIFACHE SCHWIERIGKEITEN DER ARBEIT. — HAUS UND GRAB IN BERLIN. — LANGSAMER FORTGANG UND STIRNER'S WIEDERGEBURT. — MARIE DAEHNHARDT IN LONDON. — DAS LEBEN MAX STIRNER'S. — DIE METHODE MEINER ARBEIT. — WIR UND ER. — DAS JUBILAEUMSJAHR. — WELTGANG. — GEBURTSHAUS IN BAYREUTH. — LETZTER DANK. — SCHLUSSWORT.

Digitized by Google

Die Geschichte des Lebens MAX STIRNER'S kann ohne Kenntniss ihrer Entstehung unmöglich richtig verstanden werden; die Geschichte meiner Arbeit zu erzählen, bin ich daher dem Leser nicht minder als mir selbst schuldig.

Es war im Sommer des Jahres 1887, als ich, im Britischen Museum in London in das Studium der sozialen Bewegung unseres Jahrhunderts vergraben — (ich weiss es heute noch: es war in Lange's Geschichte des Materialismus) — zum ersten Male den Namen Stirner und den Titel seines Werkes las. Niemals vorher war er mir genannt worden; nie hatte ich bis dahin von einem Werke dieser Art vernommen. Obwohl die Notiz über ihn wenig besagte, schrieb ich mir doch den eigenthümlichen Titel des Buches auf; ich wollte es mir gelegentlich verschaffen.

Das geschah aber erst ein gutes Jahr später. Ich war nie wieder auf den Namen seines Verfassers gestossen. Jetzt las ich es.

Von dem ungeheuren, unvergleichbaren Eindruck, den das Werk damals wie seitdem bei jeder neuen Annäherung auf mich gemacht hat, habe ich hier nicht zu sprechen. Genug dass, als ich den Lexiken die ersten spärlichen und offenbar ungenauen Angaben über das Leben des Verfassers entnahm und auch sonst nie und nirgends authentische und ausführlichere Nachrichten, sondern nur hie und da kurze und flüchtige Erwähnungen über ihn fand, der Entschluss in mir fest stand, einen Teil meiner eigenen Lebensarbeit an die Erforschung dieses offenbar gänzlich verschollenen Daseins zu setzen.

* * *

Ich erliess zunächst im Frühjahr 1889, und sodann im Herbst in umfassenderer Weise, meinen ersten Aufruf, den eine grosse Anzahl von Zeitungen aller Art überallhin bereitwilligst verbreiteten. In diesem Aufruf richtete ich an Alle, die sich des Aufsehens, das

Digitized by Google

„Der Einzige und sein Eigenthum" seinerzeit hervorgerufen, noch erinnern und mit Max Stirner in nähere oder entferntere Berührung gekommen sein sollten, die Bitte, mir aus ihren Erinnerungen mitzutheilen, was sie noch über den vergessenen Denker und seine Persönlichkeit wüssten. Vor Allem bat ich die Besitzer von Handschriften, Briefen und Bildern, mir solche für eine kurze Zeit zur Verfügung zu stellen.

* * *

Sehr bald sollte ich mich überzeugen, dass die unternommene Arbeit sich in Wirklichkeit noch weit schwieriger gestaltete, als ich es bereits ahnte. Schon nach dem Einlaufen der ersten, spärlichen Antworten war mir klar, dass einzig und allein das sorgfältige Verfolgen jeder sich ergebenden Spur nach allen Richtungen hin das Dickicht, in dem dieses Leben versteckt lag, überhaupt zugänglich zu machen im Stande sei.

Nicht nur eine tiefe Entmuthigung, sondern auch eine grosse Enttäuschung ergriff mich, als ich, immer weiter und weiter vordringend, mehr und mehr mich überzeugen musste, wie einfach und ereignislos dieses Leben sich abgespielt hatte. Ich hatte etwas Ausserordentliches in ihm erwartet und fand es nicht! . . . Musste ein so grosses Leben nicht auch reich an äusseren, grossen Erlebnissen gewesen sein? — Noch verstand ich es nicht.

Aber als ich mit jedem Jahr tiefer und tiefer in die Lehre des Werkes und damit in die Erkenntniss des Lebens der Menschen drang, da erfasste mich die Beschämung über die eigene Thorheit und ich erkannte, dass dieses Leben nicht anders hätte sein können, als es gewesen war, und ich suchte nicht mehr nach neuen und überraschenden Bethätigungen in ihm, sondern seine Lücken in stiller Arbeit zu füllen.

Heute weiss ich, dass Stirner's Leben, weit entfernt im Gegensatz zu seiner grossen That zu stehen, vielmehr der klare und schlichte Ausdruck ihrer letzten Lehre war, mit Nothwendigkeit sich aus ihr ergebend und ohne jeden äusseren, noch inneren Widerspruch . . . Ein Egoist, der wusste, dass er es war!

* * *

Digitized by Google

Drei Ursachen haben vor Allem dazu beigetragen, die Persönlichkeit Stirner's den Augen der Mit- und Nachwelt so völlig zu entziehen:

Die erste beruht in der grossen Zurückgezogenheit und Stille, in der er — mit Ausnahme weniger Jahre — die Zeit seines Lebens verbrachte.

Die zweite ist in dem enormen Umschlag zu suchen, den das Jahr 1848 in dem öffentlichen Leben Deutschlands bezeichnet, und dessen Eintreten eine nicht minder grosse Veränderung in dem Leben fast aller, damals die Spitze des Radikalismus bildenden Persönlichkeiten bedeutet.

Der dritte Grund liegt in dem eigenthümlich verschlossenen Charakter Stirner's, der einestheils keine eigenen Mittheilungen über sein Leben zeitigte, anderntheils keine jener intimen Freundschaften, aus denen etwa zur Zeit seines kurzen Ruhmes persönliche Aufzeichnungen an ihn so leicht hätten hervorgehen können.

Zusammen mit anderen Zufälligkeiten, die ich theils im Vorwort streifte, theils noch erzählen werde, haben diese Ursachen meine Arbeit zu einer aussergewöhnlich mühevollen gemacht, und ich darf wohl sagen, dass jede einzelne Thatsache des biographischen Materials — Stück um Stück — aus dem Schutte der Jahre wieder hervorgegraben werden musste.

Jedenfalls war es die höchste Zeit : noch zwanzig Jahre und auch die letzten persönlichen Erinnerungen an Max Stirner und seine Zeit wären unrettbar verloren gewesen.

* * *

Wenn auch andere, eigene Arbeiten meine Forschungen oft unterbrachen, ich verlor mein Ziel doch nie aus den Augen, und langsam, ganz langsam fügte sich ein Fund an den andern, um einen weiteren Stein abzugeben für den ersehnten Wiederbau.

Das Grab, der Erde gleich, wurde wieder gefunden, ebenso das Haus, in dem Stirner die letzten Jahre seines Lebens gewohnt; ersteres, von völliger Vernichtung bedroht, wurde auf weitere dreissig Jahre erworben. Und so fand sich Eines nach dem Andern.

Anfang 1892 ging ich nach langjähriger Abwesenheit wieder nach Berlin, von dem Wunsche getrieben, an Ort und Stelle selbst

Digitized by Google

weitere Nachforschungen zu betreiben und sie womöglich zum baldigen Abschluss zu bringen. Ich erliess die Bekanntmachung, dass ich gesonnen sei, an dem Hause, in dem Stirner zuletzt gelebt und in dem er gestorben war, eine Gedenktafel und auf seinem Grabe eine Grabplatte anzubringen, „damit nicht auch diese äusseren Spuren seines grossen Lebens von der Zeit gänzlich verwischt würden". Der Vorschlag fand die denkbar gleichgültigste Aufnahme. Mag es mir an dieser Stelle auf manche irrthümliche Auffassung meines Vorhabens hin erlaubt sein zu bemerken, dass nicht sentimentale Pietät, sondern die Erwägung, auch auf solche Weise für das Andenken des Vergessenen propagandistisch-nützlich wirken zu können, mich zu meinem Entschluss veranlasste.

Es war kein Anderer, als Hans von Bülow, der meinen Plan mit seinem schon so oft bewiesenen leidenschaftlichen Interesse an Allem, was verkannt war, unterstützte: er hatte Stirner noch persönlich gekannt, war von jeher ein begeisterter Bewunderer seines Werkes gewesen und that nun Alles, was er vermochte, um der Idee zur Wirklichkeit zu verhelfen. Unser Verkehr in jenen mir unvergesslichen Tagen gab denn auch Veranlassung zu der Erwähnung Stirner's in seiner merkwürdigen Rede, in der er Ende März in der Philharmonie Beethoven's Eroica an den Fürsten Bismarck umwidmete.

Am 14. Mai fand an dem Hause NW., Philippstrasse 19 die Errichtung der Gedenktafel statt, die in vergoldeten Lettern die Inschrift trägt:

In
diesem Hause
lebte seine letzten Tage
Max Stirner
(Dr. Caspar Schmidt, 1806—1856),
der Schöpfer des unsterblichen Werkes:
„Der Einzige und sein Eigenthum".
1845.

Als sie erfolgte, war mir noch nicht bekannt, dass Stirner nie Dr. gewesen war.

Digitized by Google

Sollte sich daher jemals die Gelegenheit bieten, die Tafel durch eine andere zu ersetzen (die dann der leichteren Lesbarkeit der Inschrift wegen besser in schwarzem, statt in hellem Granit ausgeführt würde), so müsste in der Inschrift die Zeile:

Dr. Caspar Schmidt, 1806—1856

in:

Johann Caspar Schmidt 1806—1856

geändert werden.

Die Aufstellung der Grabplatte war mit grösseren Schwierigkeiten verknüpft. Die Grösse der einzigen für die Erwerbung in Frage kommenden Granitplatte — ein eines kleinen, kaum sichtbaren Fehlers wegen sehr billiger Gelegenheitskauf — überstieg nämlich um Etwas die vorgeschriebenen Maasse, so dass die Platte, nachdem ein Gesuch um Erlaubniss zur Aufstellung von dem Gemeinde-Kirchenrath abschlägig beschieden worden war, auf 1,75× 0,95 Meter verkleinert werden musste. Das Alles erforderte fast zwei Monate, und erst am 7. Juli konnte die Aufstellung endlich erfolgen. Die Platte trägt als einzige Aufschrift den Namen «MAX STIRNER» in grossen, goldenen Lettern.

Wer das Grab heute aufsuchen will, findet es am Besten, wenn er, nachdem er den Sophienkirchhof von der Bergstrasse 32 aus betreten, die alte Abtheilung, sich immer links an der Wand haltend, durchschreitet, worauf er nach Erreichung der neuen rechts auf die — jetzt dicht von neuen Gräbern umgebene — mächtige Granitplatte stossen wird.

Beide Arbeiten wurden durch liebenswürdige Vermittelung in der Werkstatt des Herrn Hofsteinmetzmeisters Schilling in Berlin ausgeführt, der mir auch bei der Herabsetzung der Kosten in dankenswerther Weise entgegenkam.

Die Ausgaben für Tafel und Platte wurden mit 469 Mark bestritten; das Ergebniss der Sammlung, zum grössten Theil durch Bülow's Eintreten erzielt, hatte 438 Mark betragen.

Ueber Alles erstattete ich jedem Betheiligten den ausführlichsten Bericht. — Einmal und nie wieder! — sagte ich mir dann.

* * *

Digitized by Google

Unterdessen hatte Stirner eine Art Wiedergeburt erlebt. Diese äusseren Arbeiten, die seinen Namen oft in die Presse brachten, die Widmung meiner Gedichte „Sturm" und der Hinweis auf ihn in der Einleitung der „Anarchisten", vor Allem auch der grosse Einfluss, den Friedrich Nietzsche täglich mehr besonders auf die junge Generation ausübte, hatten die Aufmerksamkeit seinem Buche zugelenkt, das wieder viel gelesen, häufig erwähnt und nun auch durch eine billige Ausgabe in der Reclam'schen Universal-Bibliothek den weitesten Kreisen zugänglich gemacht wurde.

Trotzdem konnte ich mich noch nicht entschliessen, mit meiner Arbeit an die Oeffentlichkeit zu treten. Immer schien es mir, als müsste ein Zufall noch die eine und andere Lücke in dem gesuchten Leben ausmerzen — eine Hoffnung, die sich wenigstens in einem Falle auch erfüllte —, und so setzte ich allen Aufforderungen und Anerbietungen, die nach meiner Arbeit zielten, die entschiedenste Absage entgegen. Die Berechtigung dieser Zurückhaltung wird mir nun, wie ich hoffe, wohl zugestanden werden.

Dennoch nahte meine Arbeit, langsam aber sicher, ihrem endlichen Abschluss.

* * *

Da — ich dachte im Ernst daran, nun die Sammlung des Materials zu schliessen und mit seiner Ausarbeitung zu beginnen, da, in letzter Stunde, schien es, als sollte der so lange vergeblich ersehnte Zufall überraschende Wirklichkeit werden, als sollte sich eine Quelle erschliessen, so reich, um in einem Augenblick die Mühe von Jahren vergessen zu machen . . .

Eine Nachricht erreichte mich zu Anfang dieses Jahres, 1897, die mich auf das Tiefste erregte: Marie Dähnhardt, die seit Jahrzehnten Verschollene, die längst Totgeglaubte, war noch am Leben! — Mir war wie dem Goldgräber, der so lange nur Körner gefunden und nun plötzlich vor der reichsten Ader steht!

Unverzüglich eilte ich nach London, wo sie noch leben sollte.

— Damit indessen der Leser das Folgende versteht, muss ich ihn bitten, sich hier zunächst mit Marie Dähnhardt und ihrem Lebensgange nach der Trennung von Stirner bekannt zu machen, wie er

Digitized by Google

im letzten Kapitel dieses Buches geschildert ist, vor Allem auch mit der gänzlichen Umwandlung ihrer Anschauungen, die allein das Folgende, wenn nicht begreiflich, so doch erklärlich machen können.

Dass ich nicht mit offenen Armen aufgenommen werden, vielleicht sogar auf ernste Schwierigkeiten stossen würde, wusste ich; dass ich fast resultatlos wieder nach Berlin zurückkehren sollte, das hätte ich nie erwartet!

Denn ein völlig Unerwartetes geschah: Marie Dähnhardt, von meinem Wunsche, sie zu sprechen, in Kenntniss gesetzt und ausführlich unterrichtet über den Grund und die Berechtigung desselben, die ich mir erworben zu haben glaubte, lehnte es erregt ab, mich überhaupt zu sehen und zu sprechen.

Wie sie dazu käme, fragte sie durch ihren Vermittler, „zur Zeugin für das Leben eines Mannes aufgerufen zu werden, den sie je weder geliebt noch geachtet habe?“ —

Auf das Höchste überrascht und verletzt, wurde mir diese Bitterkeit erst einigermaassen verständlich, als ich von der durchgreifenden Umwandlung Kenntniss erhielt, die in ihren Anschauungen seit Jahren eingetreten war, von dem Leben, das sie seit ihrer Trennung von ihrem Manne geführt hatte und noch führte.

Dennoch wollte ich meine Sache noch nicht ganz verloren geben.

Ich wandte mich nochmals in einem Briefe an sie: ich stellte ihr die jahrelange und verhältnissmässig so wenig ergebnissreiche Mühe meiner Arbeit dar; ich versicherte ihr, wie fern es mir bei aller Bewunderung und Liebe für Stirner läge, ein irgendwie schöngefärbtes Bild seiner Persönlichkeit zu geben, sondern wie es mir einzig und allein darauf ankäme, die Wahrheit über sein Leben zu finden; ich legte ihr nahe, zu erwägen, wie viel sie nützen könne, ohne irgend einem Menschen zu schaden; ich wiederholte nicht einmal mein Ersuchen sie sehen und sprechen zu dürfen, ich bat sie nur, mir wenigstens auf einige schriftlich gestellte Fragen (die ich beilegte) Antwort zu geben . . .

Nach Dem, was ich unterdessen in Erfahrung gebracht, war ich sogar auf die Ablehnung auch dieser letzten Bitte gefasst.

Aber Frau Schmidt hat meine Fragen — zum Theil — beantwortet. Obwohl sie mir in ihnen weder neue Thatsachen, noch

Digitized by Google

auch Quellen irgend einer Art erschloss, — das Meiste war von ihr „forgotten", — so waren ihre Antworten für mich doch von grossem Werthe und sie sind in meinem Buche, wie jede andere Mittheilung, nur mit womöglich noch grösserer Gewissenhaftigkeit verwerthet worden — so weit es dort möglich war.

Denn was sollte ich thun? — Sollte ich das neue Bild, wie es so plötzlich vor mir auftauchte, an die Stelle des alten setzen, wie es sich von selbst, Zug für Zug, ohne Widerspruch aus den Zeugnissen so vieler Anderer entwickelt hatte? — Oder sollte ich dieses bestehen lassen, wie es war? — Ich entschied mich für das Letztere, aber zugleich dafür, keinen einzigen von Marie Dähnhardt's Vorwürfen, keine ihrer herben Anklagen zu unterdrücken. So ist es geschehen.

Nur zwei ihrer Antworten seien an dieser Stelle erwähnt. In der einen sagt sie, dass Stirner zu selbststisch gewesen sei, um wahre Freunde zu haben; es ist nicht nöthig, auf diesen Punkt näher einzugehen, als es späterhin geschehen ist. In der zweiten findet sie auf die Frage nach Stirner's Charakter nur den einen Ausdruck: er war „very sly". Ich überlasse es dem Leser, ihn sich selbst zu übersetzen.

Die herbe Bitterkeit dieser und der anderen Antworten, die übrigens nur zum Theil und dann meist sehr unvollständig gegeben waren, ist durch kein gutes Wort gemildert.

An den Schluss des Bogens schrieb Frau Schmidt die Zeilen, die ich im Anhang in ihrer eigenen Handschrift wiedergebe. Nach dieser Erklärung verbot sich jeder weitere Versuch einer Annäherung, auch wenn er überhaupt im Bereiche der Möglichkeit gelegen hätte, von selbst.

— Ich bestreite ihr nicht das Recht ihrer Handlungsweise.

Wenn sie aber sagt, sie habe Stirner „je weder geachtet, noch geliebt", so wird gewiss ebenso die Frage berechtigt erscheinen, aus welchem Grunde sie ihn denn geheiratet hat, wozu sie doch gewiss kein Mensch gezwungen, oder auch nur überredet hat? —

Nichts wäre erwünschter gewesen, als dass das Erscheinen meiner Biographie sie von ihrem Entschlusse des Schweigens abgebracht und sie veranlasst hätte, sich, ehe es zu spät war, nochmals und

Digitized by Google

eingehender über ihr Verhältniss zu dem Toten zu äussern. Sie hat es nicht gethan.

Eines steht über allem Zweifel: sie hat ihren Mann nie verstanden. Ob sie das Werk, das er ihr gewidmet, jemals wirklich recht gelesen hat? — Man möchte es bezweifeln, wenn man sieht, wie keine Erinnerung an seine grossen Wahrheiten sie davon zurückhalten konnte, in die Nacht zurückzusinken, aus der sie sich in ihrer Jugend zu retten suchte. Hätte nicht jene eine schon sie zur Besinnung bringen müssen? —: „Nenne die Menschen nicht Sünder, so sind sie's nicht: Du allein bist der Schöpfer der Sünder: Du, der Du die Menschen zu lieben wähnst, Du gerade wirfst sie in den Koth der Sünde . . . . Ich aber sage Dir, Du hast niemals einen Sünder gesehen, Du hast ihn nur — geträumt."

Ihr Ohr hat die Worte wohl vernommen, ihr Herz hat vielleicht einmal bei ihnen etwas schneller geschlagen, aber ihr Verstand hat sie nie begriffen und nie sind sie Fleisch und Blut geworden in ihrem Handeln. Darum konnte sie sie vergessen bis auf den letzten Hauch.

Und er? — Wie konnte er sich so über die Grenzen ihrer Intelligenz, die Stärke ihrer Fähigkeiten täuschen, dass er ihren kleinen Namen neben den seinen vor die Blicke der Jahrhunderte stellte? — War es eine Laune? — ein Spiel? — der Einfall einer Stunde? — Oder glaubte er wirklich damals noch, sie sei stark genug, um ihm zu folgen durch die kalten und starren Regionen zur höchsten Höhe? —

Ich weiss es nicht. Aber keine künftige Ausgabe seines Werkes sollte neben dem seinen den Namen Marie Dähnhardt mehr tragen. —

Anfang 1902 kam dann die Nachricht von ihrem Tode. Es konnte mich nicht mehr enttäuschen, dass sich in ihrem Nachlass auch nicht das Geringste gefunden hat, was auf ihre an Stirner's Seite verlebte Zeit Bezug gehabt hätte.

Mein Buch ist ihr zugestellt worden. Sie hat es nicht gelesen, wahrscheinlich nicht einmal geöffnet, und zurückgesandt mit der Bemerkung, „dass weltliche Dinge sie nicht mehr berührten".

Ihr Bild steht wohl unverrückbar fest: ein Mensch der bürgerlich-engen Kreise, aus ihnen herausgerissen nicht durch irgend welche fremde Schuld (am Wenigsten durch die Stirner's), sondern

Digitized by Google

durch die in ihr schlummernde und durch die Zeitverhältnisse genährte Sehnsucht nach innerer und äusserer Befreiung, und, allzu schwach die erworbene für sich zu verwerthen, zurückgekehrt in die dunkeln Tiefen des Glaubens und Aberglaubens — ein trauriges Bild, kein tragisches.

* * *

Es ist gewiss ein Unterfangen gewesen, das Leben eines Mannes schildern zu wollen, das so in die Schatten der Vergessenheit gehüllt war, und Manche werden es noch so nennen. Aber wenn der Muth einer Entschuldigung bedarf, so giebt sie ihm in diesem Falle die Liebe zur Sache. Ohne diese Liebe allerdings würde der Muth nur Vermessenheit gewesen sein; ohne diese Liebe würde aber auch nie erreicht worden sein, was heute vor uns liegt. Und darum hätte diese Arbeit auch kein Anderer thun können.

Das Leben Max Stirner's gliedert sich von selbst in drei Perioden, trivial gesprochen in: Aufstieg, Höhe, Niedergang. Die erste umfasst seine Jugend und sein Leben bis zur Beendigung seiner Lehrthätigkeit (1806—1844); die zweite die Jahre, die in dem Erscheinen seines Werkes gipfeln (1844—1846); die dritte die Zeit der Vergessenheit und Verlassenheit bis zu seinem Tode (1846—1856).

Ich habe indessen meinem Buche in Bezug auf die beiden ersten Theile eine breitere, übersichtlichere Eintheilung geben müssen.

Ich theilte die erste Periode und liess auf die Schilderung der ersten Jugend die der Lern- und Lehrthätigkeit folgen, wobei ich, um in dem ersten Kapitel in Bayreuth zu bleiben, die Gymnasialzeit noch mit in dieses hineinnahm. Da dieses erste Kapitel sich auf die äusseren Daten stützt und diese fast vollzählig wiedergefunden sind, so glaube ich nicht, dass es noch in irgendwie wichtiger Weise in Zukunft vervollständigt werden wird. — Kaum anders ist es mit dem zweiten. War es möglich, die Zeit des Universitätsstudiums, die des Examens und der ersten provisorischen Anstellung, sowie die Daten der ersten Ehe und der Thätigkeit als Mädchenlehrer auf das Genaueste festzustellen, so finden sich in diesem Lebensabschnitt doch zwei dunkle Punkte, von denen besonders der zweite beunruhigt. Der erste liegt in den Jahren 1830—32,

Digitized by Google

in denen Stirner immer wieder am Abschluss seiner akademischen Studien gehindert wird. Aber welcher Art sind die Familienverhältnisse, die ihn hemmen? — Wohl wissen wir, dass von diesen Jahren eines auf Kulm, das andere auf Königsberg fällt. Aber welches hierhin, welches dorthin? — Die zweite Lücke klafft in den Jahren 1837—1839. Stirner's Gesuch um Anstellung nach bestandenem Examen und abgelegter Probezeit ist abschlägig beschieden. Wir wissen, wann er sich zum ersten Mal verheirathete. Aber wenn wir nicht annehmen, dass er in diesen Jahren privatisierte, sind wir über seine Thätigkeit in dieser kurzen Zeit in Unkenntniss. Auch von seinen Familienverhältnissen wissen wir kaum mehr, als vorher.

Ein völlig anderes Bild bilden die beiden Jahre der zweiten Periode. Der Mensch selbst, den wir suchen, gewinnt Leben und Gestalt. Wir wissen, wie er lebt und sehen ihn unter Anderen. Mit Recht und aus mehr als einem Grunde interessieren uns diese „Anderen"; und da sie einen grossen, geschlossenen Kreis um ihn herum bilden, so ist ihnen ein besonderes Kapitel gewidmet: den „Freien" bei Hippel. Wären doch ohne sie auch die letzten persönlichen Erinnerungen an den Menschen Stirner verloren gewesen! — Umsomehr durfte ich auf eine Darstellung der Geschichte jener Zeit verzichten: Stirner hat, obwohl er ihr Kind war, an ihrem öffentlichen Leben nicht theilgenommen und nie in ihren Verlauf thätig eingegriffen.

Durch die „Freien" sind wir ihm endlich nahe gekommen und dürfen sagen, wer er war: Max Stirner. Er steht vor uns: noch immer in der ihm eigenen Zurückhaltung, aber doch greifbar; und neben ihm sie, sein Liebchen, Marie Dähnhardt.

Und von ihm zu seinem Werke ist es kein Schritt mehr. Es ist der Versuch gemacht, zu verstehen, worin seine Kraft und seine Bedeutung, seine Unsterblichkeit liegt — mehr als Alles nur ein Versuch, der über bestimmte Grenzen nicht hinausgehen durfte.

Die dritte Periode und das letzte Kapitel des Buches fallen zusammen. Es ist das letzte Jahrzehnt dieses Lebens, das merkwürdigste und — undurchdringlichste. Die lebende Gestalt entschwindet uns. Es ist, als ob sich die Schatten des Abends bereits um sie breiten und nur undeutlich erkennen wir noch ihre Umrisse,

Digitized by Google

obwohl wir genau wissen, wo sie geht. Stirner's Familie ist ausgestorben, seine Mutter längst unheilbar krank, von seinen Freunden hat er sich selbst getrennt — wer wüsste noch Zeugniss zu geben über den von seiner eigenen Zeit bereits Vergessenen? —

Er ist gegangen und Nichts hat er hinterlassen, als sein unsterbliches Werk. Wir haben kein Bild von ihm; es hat wohl nie ein solches existiert, denn selbst Marie Dähnhardt hat weder je eines gesehen noch besessen. Sein schriftlicher Nachlass ist verloren und vernichtet, soweit ich es weiss . . .

* * *

Noch ein Wort über die Methode meiner Arbeit.

Sie bestand zunächst in der Auffindung und Sammlung des Materials. Und zwar musste nicht nur den Spuren des Gesuchten, sowie jeder anderen, die auch nur den Schimmer einer Hoffnung liess, dass sie auf einen Weg führen könne, nachgegangen werden bis in den letzten erreichbaren Winkel, sondern es musste auch die Litteratur jener Zeit auf's Geradewohl durchsucht werden, um auf Anhaltspunkte zu stossen. Dass dies Letztere — bei ihrer verhältnissmässigen Erfolglosigkeit der ermüdendste Theil der Arbeit — nicht nach jeder Richtung hin geschehen konnte, ist selbstverständlich, und es ist darum nicht unwahrscheinlich, dass Andere, die sich zu ähnlichem Zwecke ebenfalls durch diese Massen von Staub und Papier durchwinden müssen, hier und da noch auf den Namen „Stirner" stossen werden, wenn auch schwerlich mehr unter Arbeiten, die von ihm selbst herrühren. Gerade diesen sei nochmals die Bitte des Vorworts hier wiederholt.

Der zweite, angenehmere Theil der Arbeit war die Sichtung und Ausarbeitung des gewonnenen Materials. Das Falsche musste von dem Wahren, das Unwichtige von dem Wichtigen getrennt werden und vor Allem eine Form gefunden werden, um das Buch wenigstens einigermaassen lesbar zu machen, ohne der Wahrheit das Geringste zu vergeben.

Ich schwankte lange, ob ich den Ergebnissen meiner Forschung sogenannte „Quellenangaben" beifügen sollte. Ich habe es unterlassen. Denn erstens glaube ich nicht, dass die Gründlichkeit einer

Digitized by Google

Arbeit durch solche ad oculos demonstriert werden muss, und zweitens hätten diese unzähligen, den Text unterbrechenden und seine Seiten ungebührlich belastenden Anmerkungen die Lesbarkeit des Buches einfach in Frage gestellt. Durch Seiten hätte nicht nur jeder Satz, sondern oft jedes Wort in einem Satze mit einer solchen ‚Anmerkung' belegt werden müssen und der Umfang des Buches hätte sich fast verdoppelt. Diese Anmerkungen aber in einem neuen „Anhang" zu geben, hätte mich zwingen heissen, den Text in unschöner Weise mit endlosen Zahlen zu durchbrechen.

Trotzdem, denke ich, wird man mir „auf mein Wort hin" glauben und der Versicherung, dass alle Daten und Thatsachen so zuverlässig sind, als äusserste Sorgfalt sie nur festzustellen vermochte. Der Phantasie ist nirgend, der Vermuthung nur selten und vorsichtig Ausdruck gegeben, denn besser schien es mir, offene Lücken zu lassen, als sie künstlich zu füllen und so die Wahrheit des Bildes zu beeinträchtigen. Es waren überall nur Einzelheiten, die ich benutzen konnte; bei vielen musste die Quelle, woher sie kamen, geprüft werden. Wo ich einen Ausdruck direkt übernommen habe, derselbe mir aber so charakteristisch erschien, dass ich ihn als Eigenthum seines Urhebers bezeichnen wollte, habe ich dies gethan, indem ich ihn in Anführungszeichen setzte. So kann ich denn für jede Thatsache den Beweis antreten und werde es thun, sowie in der Oeffentlichkeit Zweifel von einer Seite her erhoben werden sollten, die mir dazu berechtigt erscheint. Auf alle anderen Angriffe indessen werde ich in gewohnter Weise schweigen.

Wem die vielen Einzelheiten, z. B. die Aufzählung der vielen Namen im dritten, der Wohnungen Stirner's im vierten und sechsten Kapitel und andere überflüssig und lächerlich erscheinen, der möge sich erinnern, dass ich gerade von ihrer Bekanntmachung die Ausfüllung noch mancher leeren Stelle erhoffe und sie als ein zwar uninteressantes, aber vielleicht nützliches Mittel zum Zwecke mit voller Absichtlichkeit verwandt habe. Gerade solche Einzelheiten waren es, die mich in konsequenter Befolgung meiner vorgefassten Methode zu den Resultaten ermöglicht haben, die ich erzielte.

* * *

Digitized by Google

Weit den Rahmen dieses Buches würde es überschreiten und ganz ausserhalb meiner Absicht liegt es, den Einfluss der Weltanschauung Max Stirner's bis in unsere Zeit zu verfolgen und sich mit seiner wiedererrungenen Stellung in ihr zu beschäftigen. Es sind Arbeiten, die ohne Zweifel eines Tages gethan werden müssen und geschehen werden, wenn auch nicht von mir.

Die erstere wird ausserordentlich schwierig sein. Mit voller Klarheit und Unverkennbarkeit wird der Einfluss Stirner's sich nur bei Denen nachweisen lassen, die seine Lehre des Egoismus zu der ihren gemacht haben und sie nach allen Richtungen hin erweitern, vor Allem, indem sie zeigen, in welchem schneidenden Zwiespalt diese Lehre der Selbstherrlichkeit des Individuums zu allen Staats-Theorien, einerlei, welche Form diese in der Neuzeit angenommen haben, stehen. Nicht, dass Stirner auch nur eine seiner Ideen nicht selbst bis zu ihrem Endpunkte geführt hätte. Aber er musste in seinen direkten Angriffen vorsichtig sein, wollte er sein Werk nicht selbst zerstören. Die es weiterführen, sind die individualistischen Anarchisten der Welt. Nicht in der Zahl, sondern in der Bedeutung ihrer Anhänger liegt ihre Macht. Mit ihren Bestrebungen müsste sich also zunächst die ersterwähnte Arbeit näher und viel gründlicher beschäftigen, als man es bisher für nöthig befunden hat.

Noch weniger konnte mir der Gedanke kommen, auf die Handvoll Artikel einzugehen, welche die letzten Jahrzehnte gezeitigt haben. Ihre Verfasser haben Stirner kaum mehr Verständniss entgegengebracht, als die Kritiker der vierziger Jahre. Eine Arbeit, die ernsthafter Erwähnung werth wäre, ist kaum unter ihnen. Am Besten sind noch die Aufsätze, die sich auf die Wiedergabe der Stirner'schen Weltanschauung beschränken, ohne eigene Betrachtungen an sie zu knüpfen.

Sie alle gehen mehr oder weniger direkt von Friedrich Nietzsche aus. Keiner kann den trotzigen Muth dieses Denkers, seine stolze Verachtung aller hergebrachten Autorität, die zeitweilige Gewalt seiner Sprache mehr bewundern, als ich, aber diesen ewig-schwankenden, sich immer auf's Neue widersprechenden, von Wahrheit fast hilflos zu Irrthum taumelnden, verworrenen Geist vergleichen zu wollen mit dem tiefen, klaren, ruhigen und überlegenen

Digitized by Google

Genie Stirner's, das ist eine Absurdität, nicht werth ernstlicher Widerlegung. Sie ist möglich eben nur in einer Zeit wie der unseren, die in gieriger Hast nach Allem greift, was sich ihrer unklaren Zukunftssehnsucht bietet. Ich habe die Beobachtung gemacht, dass die meisten Nietzsche-Schwärmer mit einer Art kühler und höchst komischer Ueberlegenheit von Stirner sprechen: sie trauen sich nicht recht an diesen Riesen heran und fürchten sich heimlich vor seiner starren Logik. Bei Nietzsche brauchen sie weniger zu denken: sie lullen sich in seine Sprache ein, während der rechte Nietzsche ihnen meist fremd bleibt. Aber es lockt die Zwerge, mit blechernen Kronen zu spielen. Lassen wir sie weiter spielen. Das Fieber der Nietzsche-Krankheit ist bereits im Fallen. Eines Tages wird sich auch der „Uebermensch" an der Einzigkeit des Ich zerschmettert haben.

Ob Nietzsche Stirner kannte und wie weit er durch ihn beeinflusst wurde, ist eine immer wieder von Neuem, selbst in einer eigenen Schrift von Albert Lévy, erörterte Frage, die sich aber jetzt durch die aus dem Nachlass von Franz Overbeck in der „Neuen Rundschau" vom Februar 1906 veröffentlichten Erinnerungen für jeden Unvoreingenommenen zweifellos dahin beantwortet hat, dass Nietzsche den „Einzigen" kannte und die erdrückende Wucht seines Einflusses scheu in sich barg, bis er sich von ihr in eigenem Schaffen zu befreien vermochte. —

Auch die alten Jünger und Freunde Feuerbach's — Rau, Bolin, Duboc — bemühen sich immer noch von Zeit zu Zeit, ihren geliebten Meister vor Stirner in Sicherheit zu bringen und die Blössen zu verdecken, die er sich selbst gegeben hat. Es ist ein nutzloses Bemühen. Der Feuerbach'sche Mensch ist längst verschieden. —

Noch einige Bemerkungen, zu denen ich mich genötigt sehe.

Wenn der Philosoph Eduard von Hartmann den Anspruch erhoben hat, der „Wiederentdecker" Stirner's gewesen zu sein, so genügt es vollkommen, auf Das hinzuweisen, was er in seiner „Phänomenologie des sittlichen Bewusstseins" und seiner „Philosophie des Unbewussten" über ihn gesagt hat. Nicht das hat Stirner aus seiner Vergessenheit gezogen. Eine neuere, flüchtige Anerkennung Stirner's durch Hartmann in einem Aufsatzder „Preussischen Jahrbücher" vom

Digitized by Google

Mai 1891 über Nietzsches „neue Moral" aber stammt aus der Zeit, als mein Eintreten für Stirner bereits seine ersten Früchte getragen hatte.

Stirner und sein Werk waren bis 1888 völlig, aber auch völlig vergessen, und sie wären es vielleicht noch heute, wenn ich mich nicht mit der Kraft meines halben Lebens für ihn eingesetzt hätte. Behauptungen, wie die gekennzeichneten, sind also Nichts als dreiste und hässliche Fälschungen der Thatsachen, die zurückzuweisen ich mich endlich um so mehr genöthigt sehe, als sie einen systematischen Zweck zu verfolgen scheinen: man scheint es offenbar nicht verwinden zu können, daß Stirner seine Wiedergeburt nicht einem zünftigen Philosophen verdankte. —

Eine Zurückweisung anderer Art gebührt der ungeschickten Reclame des Verlegers eines 1895 in Dresden erschienenen Romans: „Feuersäule" von Leo Hildeck (Leonie Meyerhof), die den Anschein erwecken könnte, als sei in der Person und der Laufbahn des Helden dieses Buches das „Erdenwallen Stirner's" geschildert. —

Nicht unerwähnt kann ich auch die „kurze Einführung" lassen, die ein Herr Paul Lauterbach der Reclam'schen Ausgabe des „Einzigen und sein Eigenthum" vorausgesandt hat. Die willkürliche Heranziehung aller möglichen „verwandten" Denker und die kritiklosen Citate aus ihren Werken können einzig mehr schaden, als nützen, und die so geschaffene Verwirrung bleibt um so bedauerlicher, als gerade diese Ausgabe wohl auf Lange hinaus für weitere Kreise die zugänglichste bleiben wird. Der gespreizte und geistreichelnde Styl dieser Einleitung steht zudem in unangenehmstem Gegensatz zu der durchsichtig klaren, wie gemeisselten Sprache des Werkes selbst. Ich freue mich daher, dass es mir vergönnt sein soll, bei einem Neudruck diese Einleitung durch eine andere, eigene zu ersetzen. —

Das Kapitel: „Wir und er ..." ist ein langes, und wird nicht zu Ende geschrieben werden, so lange sein Einfluss währt.

Ich kann ihm natürlich hier nur hinzufügen, wär mir für diesen Einfluss in den letzten Jahren besonders characteristisch zu sein scheint.

Er fängt bereits an eigene Bücher zu zeitigen. So erfreulich dies ist, muss ich doch bei Versuchen, wie dem eines Dr. Anselm Ruest

Digitized by Google

(Max Stirner. Leben — Weltanschauung — Vermächtniss. Berlin, o. J.), warnend darauf hinweisen, wie gewagt und gefährlich es ist, das „Bild Stirner's durch die Hypothese gewinnen" zu wollen, und ihn so „in die Geschichte einzuführen". Was hätte für mich bequemer sein, was den Dichter in mir stärker reizen können, als diesen Weg zu gehen? — Wenn aber diese meine Lebensgeschichte Stirner's, die ich an die Stelle dreier, nicht einmal irrthumfreier Zeilen gesetzt habe, und die sich allein und ausschliesslich auf den Thatsachen aufbaut, die noch zu finden waren, irgend welchen Werth besitzt, so liegt er in der Methode meiner Arbeit, mich zu bescheiden, wo ich mich bescheiden musste: „der Phantasie nirgends, der Vermuthung selten Raum gegeben zu haben ..."

Der genannte Verfasser aber schmückt sein Buch (dessen ersten Theil er „Leben" Stirner's zu nennen den Muth hat und der sich natürlich bis in die kleinsten Einzelheiten auf meine Arbeit stützt und sich nur auf sie stützen kann) „phantasievoll" aus, ergeht sich in den gewagtesten Hypothesen und der Unverstand nennt das dann: ‚mit Farbe und Wärme erfüllen'. Was dabei herauskommt ist natürlich kein Bild, sondern ein Zerrbild. — Das Vermächtniss Stirner's aber ruht in den treuen und starken Händen der individualistischen Anarchisten, deren Arbeit der Hypothetiker nur dem Namen nach kennt. —

Nur erheiternd kann ein anderer, allerdings gänzlich verschieden gearteter Versuch wirken, den im „Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten" 1904 Ernst Schultze machte, indem er „Stirner'sche Ideen in einem paranoischen Wahnsystem" nachzuweisen sucht und — wenn auch nur schüchtern — es wagt, die geistige Gesundheit Stirner's selbst in Frage zu ziehen, wobei er aber selbst zugeben muss, dass dessen System vom psychiatrischen Standpunkt aus „einwandfrei" ist.

Er stützt sich dabei auf die „im 50. Lebensjahr bei der Mutter auftretende Psychose" (woher weiss er das?), und darauf, dass Stirner ohne Freunde war (was er erstaunlicherweise unter Anderem daraus entnimmt, dass Stirner in meinem Kapitel über die „Freien" fehlt!).

Was sagt er jetzt, wenn er erfährt, dass Stirner nicht erblich belastet war, sondern dass seine Mutter an einer „fixen Idee" litt und sonst körperlich durchaus gesund war?

Ernst Schultze's fixe, d. h. feststehende Idee ist es, dass er für

Digitized by Google

Recht und Vernunft hält, was die Majorität in ihren Gesetzen für Recht und Vernunft erklärt, Gesetzen, durch welche sie die Minorität zu zwingen sucht an ihre so geschaffenen Begriffe zu glauben.

Das ist natürlich sein gutes Recht. Aber es ist zugleich der zurückgebliebene Standpunkt Aller, über die die von Stirner begründete Erkenntniss unserer Tage zu dem höheren hinwegschreitet, indem sie die Bestimmung der Begriffe von Recht und Vernunft nicht mehr der Gewalt, sondern der Freiheit anvertraut.

Nachdem sich das Lexikon der Beschimpfungen Stirner's und seiner That in fünfzig Jahren erschöpft hat, sollten nun aber auch die Versuche, den vielleicht klarsten und schärfsten Verstand aller Zeiten und Völker in Zweifel zu ziehen, verstummen — können sie doch nach dem genannten nicht einmal mehr den anregenden Reiz der Originalität für sich in Anspruch nehmen.

* * *

Das Jahr 1906 war, um in dem Deutsch der Zeitungen zu reden, das Jubiläumsjahr, in das zugleich Stirner's hundertjähriger Geburtstag und sein fünfzigster Todestag fielen.

Wenn man bedenkt, wie völlig unbeachtet der letztere seiner Zeit gelassen wurde, so ging es immerhin recht laut her. Aber es fehlten doch immer noch die Stimmen, die einer tieferen Auffassung die Wege gewiesen hätten. Nirgends werden auch heute noch die Konsequenzen einer Weltanschauung gezogen, die in nahen Tagen so gewaltig auf unser ganzes soziales Leben zu wirken bestimmt ist, dass sich dessen Gestaltung von Grund aus ändern wird. Es lauert eben einstweilen noch überall die feige Angst vor der „bestehenden Macht" menschlicher Einrichtungen und ihrer Heiligkeit, des Staates, und noch wagt der Einzelne es nicht, sich ihr bewusst entgegenzustellen und das Eigenthum seiner Einzigkeit von ihr zu fordern: seine Freiheit.

So war die beste Wirkung des Jahres immer noch die, dass es zwei Zeugen aus Stirner's Zeit: Rudolf von Gottschall und Ludwig Pietsch veranlasste, noch einmal auf ihre Erinnerungen an ihn zurückzukommen, wenn sie sich auch auf Nichts eigentlich Neues zu besinnen wussten.

* * *

Digitized by Google

Das „Jubiläumsjahr" brachte auch dem längst von vielen Seiten geäusserten Wunsche, wie das Haus und Grab in Berlin, so auch das Geburtshaus in Bayreuth mit einer Inschrifttafel bezeichnet zu sehen, die endliche Erfüllung. Ich erliess, „als das Letzte, was mir für das Andenken Max Stirner's noch zu thun übrig blieb", einen Aufruf, in dem ich Die, denen er so Viel geworden war, zur Einsendung eines kleinen Beitrages aufforderte. Die erforderliche Summe läpperte sich denn auch glücklich zusammen und die Ausführung wurde der Firma Wölfel & Herold in Bayreuth übertragen.

Am 6. Mai 1907 erfolgte in meinem Beisein die Anbringung der 0,95×0,70 Meter grossen Tafel von bestem schwarz-schwedischem Granit an dem Hause No. 31 der Maximiliansstrasse, dem Marktplatz, in Bayreuth. Sie trägt in großen modern-schwabacher Lettern und weithin erkennbar die Inschrift:

Dies
ist das Geburtshaus
Max Stirner's
* 25. Oktober 1806

Die Fassung der Worte erfolgte mit Hinblick auf die früher für das Grab und das Sterbehaus gewählten Inschriften, so dass sich die drei gegenseitig ergänzen.

Die Einnahmen hatten 263 Mark 91 Pfg., die Ausgaben 283 Mark 70 Pfg. betragen, worüber ich allen Betheiligten Bericht erstattete.

* * *

Den ersten und bisher einzigen ernsthaften, wenn auch nicht durchweg gelungenen Versuch zu einer Darstellung der Weltanschauung Stirner's in ihrem Einfluss auf die sozialen Fragen unserer Zeit hat ein Franzose gemacht: Victor Basch, Professor an der Sorbonne, in seinem Buch: L'Individualisme anarchiste. Max Stirner. (Paris, 1904).

Möchten ihm bald andere folgen, die nicht nur Versuche, sondern schon Ergründungen sind. —

Mehr als Das, mehr als Alles aber sind es die Uebertragungen Stirner's in fremde Sprachen, die als unbestechliche Zeugen künden, wie siegreich auch er nun endlich seinen Weltgang angetreten hat.

Digitized by Google

Sie, nicht mehr zu schweigen, rufen es über die Erde, wie er der Unsere, wir die Seinen geworden sind, um uns nicht mehr zu verlieren.

* * *

Noch einmal, zum dritten Male ist es mir vergönnt gewesen, die Arbeit an dem Bau dieses Lebens wieder aufzunehmen und ihr letzte Steine einzufügen.

Dass es zum letzten Male gewesen ist, weiss ich.

Doch nicht ohne ein Gefühl innerer Ruhe darf ich heute die Feder aus der Hand legen:

Ein Erstrebtes ist erreicht. Und es ist schön erreicht: mit keinen anderen Mitteln, als den der Kraft der Wahrheit eigenen und innewohnenden, und im Kampfe gegen eine in Jahrtausenden aufgebaute Welt des Wahns und der Vorurtheile — mühevoll und langsam, aber sicher.

Das war es, wie ich in meinem Bericht über die Anbringung der Tafel an dem Hause in Bayreuth sagte, was ich vor fünfundzwanzig Jahren wollte, ahnte und ersehnte, als ich meine Arbeit für die Wiedererweckung dieses Lebens und seiner That begann, und wie dort sei hier mein letztes Wort ein Wort des Dankes an Alle, die mir bei ihr geholfen, an Jeden, der sie mir erleichterte.

* * *

Der Schleier, der fast undurchdringlich über dem Leben Max Stirner's lag, ist nicht gefallen und wir werden wohl auf immer darauf verzichten müssen, seine Gestalt von dem vollen Lichte des Tages übergossen — wie lebend — je vor uns stehen zu sehen.

Aber der Schleier ist doch wenigstens gelüftet und diese Gestalt uns nicht mehr so fremd, wie sie es war; in gewissen Augenblicken sogar dürfen wir wähnen, ihr nah zu sein und Stirner sprechen zu hören, wie aus seinem Werke.

Sein Leben ist ein neuer Beweis dafür, dass nicht die lauten Lärmer des Tages, die Lieblinge der Menge, sondern die einsamen und rastlosen Forscher, die in stiller Arbeit dem Geschicke der Menschheit die Wege weisen, die in Wahrheit Unsterblichen sind.

Unter ihnen steht Max Stirner. Zu den Newtons und Darwins, nicht zu den Bismarcks hat er sich gesellt.

Digitized by Google

Phot. Georg Ulrich, Bayreuth. 1907.

MAX STIRNER'S GEBURTSHAUS

am Marktplatz in Bayreuth

ERSTES KAPITEL

ERSTE JUGEND

Digitized by Google

ERSTE JUGEND

1806—1826

DAS GEBURTSHAUS IN BAYREUTH. — GEBURT UND TAUFE; ELTERN UND VORFAHREN. — TOD DES VATERS UND WIEDERHEIRATH DER MUTTER; NACH KULM. RITTMEISTER GOECKING. — RUECKKEHR NACH BAYREUTH UND ERZIEHUNG. — UEBERBLICK.

Digitized by Google

Wer heute in der Stadt Richard Wagner's, — in Bayreuth, das doch noch so ganz die Stadt Jean Paul's geblieben ist — vom Bahnhof herkommend und, an dem altberühmten Opernhaus des Markgrafen Friedrich vorüber zum alten Schlosse emporsteigend, den Marktplatz, die jetzige Maximiliansstrasse, betritt, dessen Blick weilt vielleicht, unter all' den anderen interessanten Gebäuden, einen Augenblick auf einem Hause zur linken Hand, das ein schöner, doppeleckiger Erker schmückt.

Ausser diesem Erker, der es vom Erdgeschoss bis zum Dache durchläuft, besitzt das braunangestrichene Haus allerdings Nichts, was auf das Auge anziehend wirken könnte.

Aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammend, schmal, zweistöckig, ist es ein derber, massiger Bau, mit engem Hof und schmalen Treppen, aber einem hellen, saalartigen Zimmer in jedem Stockwerk nach vorn hinaus. Ursprünglich zur Bäckerei bestimmt, wurde es über ein Jahrhundert lang von seinen Besitzern, lauter „Becken", als solche benutzt.

Es liegt an dem Eingang der Braut- oder Kirchgasse, deren andere Ecke das Rathhaus bildet, erstreckt sich tief in diese hinein und dient heute, wo es die No. 31 der Maximiliansstrasse trägt, einer gewöhnlichen Bierwirthschaft mit seinem Erdgeschoss. Aber die Fenster seines ersten Stockes sind mit freundlichen Blumenstöcken geziert. . . .

In diesem Hause, zu Anfang des Jahrhunderts die No. 67 unter den achthundert Häusern Baireuths und an der damaligen „Hauptstrasse" gelegen, wurde am 25. October des Jahres 1806, in der Frühe um sechs Uhr, Johann Caspar Schmidt geboren.

Digitized by Google

Die Taufe an dem Kinde wurde am 6. November nach evangelisch-lutherischem Ritus durch den Subdiakonus Bumann vollzogen; nach seinem Paten empfing es die Namen Johann Caspar.

Die Familie Schmidt stammte väterlicherseits aus Ansbach. Dort waren dem „Herrendiener" Johann Georg Schmidt und seiner Frau Sophia Elisabetha, geb. Götz in den Jahren 1762—1769 fünf Kinder, vier Söhne und eine Tochter, geboren, unter denen der jüngste Sohn, Albert Christian Heinrich Schmidt, geboren am 14. Juni 1769, Johann Caspars Vater war.

Die Mutter, Sophia Eleonora, war eine Reinlein aus Erlangen, wo sie am 30. November 1778 dem ehemaligen Postboten Johann Reinlein von seiner Ehefrau Luise Margarete, geb. Kasperitz, geboren war.

Wann und wo die Trauung der Eltern stattgefunden hat, konnte nicht ermittelt werden; doch wird sie wohl in das Jahr 1805 gefallen sein. Johann Caspar war ihr erstes und blieb ihr einziges Kind.

Der Vater war seines Zeichens „blasender Instrumentenmacher". Es waren Flöten, die er verfertigte; dass er daneben auch Portraitmaler gewesen sei ist eine unverbürgte Nachricht.

Bereits ein halbes Jahr nach der Geburt des Kindes, am 19. April 1807, starb der Vater im Alter von 37 Jahren an einem durch zu grosse Körperanstrengung verursachten Blutsturz, und zwei Jahre später, am 13. April 1809, verheirathete sich die „Schmidtin" zum zweiten Male und zwar mit dem damaligen Provisor an der Hof-Apotheke, dem fast fünfzigjährigen Heinrich Friedrich Ludwig Ballerstedt. Die Trauung wurde vollzogen von dem Superintendenten und Stadtpfarrer Dr. Johann Kopp und das Ehepaar lebte nach den bestehenden Gesetzen in Gütergemeinschaft.

Ballerstedt stammte aus Helmstedt, wo er am 1. Juni 1761 als einziger Sohn des weil. Dr. med. Karl Friedrich Ballerstedt und seiner Frau Anna Juliane Johanne, geb. Göcking, geboren war. Seine beiden Eltern entstammten Pastorenfamilien und lebten später in Wolfenbüttel.

Gleich nach ihrer Wiederverheirathung verliess die Mutter mit ihrem zweiten Gatten Baireuth und kam mit ihm „nach mancherlei

Digitized by Google

wechselnden Schicksalen" nach Kulm an der Weichsel in Westpreussen. Ballerstedt ging dorthin auf den Wunsch und Ruf seines Grossonkels, des Rittmeisters Goecking (oder Goeckingk).

Der herzoglich-nassauische pensionierte Rittmeister Paul Heinrich Ludwig Friedrich Günther Goecking hatte im Verlauf der letzten Jahre, 1806 bis 1808, seine drei Geschwister: den Rathsverwandten Christian Valentin, die Demoiselle Marie Sophie, beide in Kulm, und den Pfarrer an der Tragheim'schen Kirche zu Königsberg Dietrich Theodor Günther Goecking durch den Tod verloren, und, selbst unverheirathet und dem Alter entgegengehend, machte er den „mancherlei wechselnden Schicksalen" seiner noch lebenden näheren Verwandten durch den Vorschlag ein Ende, zu ihm zu kommen und sein Haus, das „bürgerliche Grundstück" No. 9 in der Graudenzerstrasse zu Kulm mit ihm zu bewohnen. Sicherlich fügte er seinem Anerbieten das Versprechen hinzu, sie zugleich nach seinem Tode zu seinen Erben einzusetzen, denn schon wenige Monate nach ihrer Ankunft, am 20. Mai 1810, errichtete er ein Testament zu ihren Gunsten, das nach seinem, am 26. Juni 1814 erfolgten, Tode Ballerstedt und dessen Frau zu alleinigen Besitzern des Hauses machte, zu dem noch 40 Morgen Ackerland und etwas Garten gehörte, so dass Ballerstedt's mit Dem, was die Apotheke abwarf, sorgenfrei leben und dem einzigen Kinde der Frau die gute Erziehung geben konnten, die es genoss. Denn der zweiten Ehe der Mutter entstammte nur ein Töchterchen, das am 19. December 1809, wohl gleich nach der Ankunft in Kulm, geboren wurde und die Namen Johanna Friederica erhielt, aber, noch nicht drei Jahre alt, am 21. September 1812, starb.

Ob Ballerstedt eine Apotheke erwarb oder nur pachtete, und welche von den beiden in Kulm Bestehenden es war, ist nicht genau festzustellen. Doch spricht die Vermuthung für Pachtung und zwar für die der Apotheke auf dem Grundstück No. 296, der Adler-Apotheke am Markt.

Nach Kulm wurde, so bald als möglich, nach einem Jahre, 1810, das in Baireuth zurückgelassene Kind nachgeholt, und hier in Kulm wuchs der kleine Johann Caspar auf und empfing seinen ersten Unterricht. Der Stiefvater war zugleich der Vormund des Kindes geworden.

Digitized by Google

Mochten es die Verhältnisse im Hause wünschenswerth machen, mochte es der grosse Ruf des Gymnasiums in Baireuth und der Wunsch der dort lebenden Anverwandten heischen — kurz, Johann Caspar kam schon als Knabe von zwölf Jahren, 1818, in seine Vaterstadt zurück und fand hier Aufnahme in dem Hause seines Paten, nach dem er genannt war, des „Bürgen und Strumpfwirkermeisters" Johann Caspar Martin Sticht aus Erlangen und seiner Frau, der um drei Jahre älteren, einzigen Schwester seines Vaters, Anna Marie, geb. Schmidt, aus Ansbach.

Von den kinderlosen Eheleuten gewissermaassen an Kindesstatt aufgenommen, blieb er in ihrem Hause — es lag unweit von seinem Geburtshause, trug damals die Einquartierungs-Nummer 89 und ist heute No. 36 an der Maximiliansstrasse — acht Jahre, bis zu seinem Abgang zur Universität.

Für den, der Interesse genug daran hat, die einzelnen Stationen der Schulwanderung des Knaben zu verfolgen, seien sie hier genannt.

Nach Baireuth zurückgekehrt empfängt der Knabe zunächst den Vorbereitungsunterricht des Gymnasiasten Imhof und tritt dann 1819, dreizehnjährig, mit Uebergehung der Unterklasse sogleich in die Oberklasse der lateinischen Vorbereitungsschule ein, wo er unter 75 Schülern den 5. Platz erhielt. Als „Klasslehrer" hatte er hier schon Johann Melchior Pausch, den er auch in den beiden folgenden Jahren 1820—21 in dem Unter- und 1821—22 im Oberprogymnasium als solchen behält. In beiden Klassen hat er gute Plätze, erst den 8. unter 42, dann den 6. unter 29 Schülern und beide Jahre wird er „durch Ablesung des Namens belobt". Er kommt dann 1822—23 in die Unterprogymnasialklasse, erhält den Prof. G. P. Kieffer zum Klasslehrer, den Platz 6b unter 25 Schülern und ein Accessit-Diplom; in diesen Jahren ist er einige Zeit durch Krankheit vom Schulbesuch abgehalten. Er geht weiter: 1823—24 in die Untermittelklasse. Klasslehrer ist Kloeter; Schmidt hat den 4. Platz unter 15 Schülern.

1824—25 wird die Organisation der Gymnasien und die Bezeichnung der Klassen vollständig umgestaltet. Schmidt ist jetzt in der 4. Klasse des Gymnasiums und hat Platz 3 unter 16 Schülern.

In dem letzten Jahre seiner Gymnasial-Laufbahn ist er in der

Digitized by Google

5. Klasse, der „Oberklasse". Sein Klassenlehrer ist Dr. J. C. Held, der spätere verdiente Rektor des Gymnasiums. Unter 20 Schülern hat er den 6. Platz.

Herbst 1826 macht er sein Absolutorium, das ein ausserordentlich günstiges Resultat erzielt. Unter den 25 pro absolutorio Geprüften erhält er den 3. Platz mit der Bestimmungszahl 15 und der Note II (III), während der 1. Platz mit der Bestimmungszahl 5 und derselben Note II vergeben wurde.

In dem Abgangszeugniss vom 8. September 1826 wird ihm die Note I und das Prädikat „sehr würdig" verliehen.

Dieses Abgangszeugniss ist von dem damaligen Direktor des Gymnasiums, Georg Andreas Gabler, unterschrieben. Leider war dieser bedeutende Mann, der einige Zeit im Schiller'schen Hause in Weimar gelebt hatte, der begeisterte Schüler Hegel's, in dessen Lehre er die „absolute Befreiung seines Denkens und Erkennens fand" und der später auch an seine Stelle nach Berlin gerufen wurde, niemals Schmidt's Klassenlehrer. Aber seinen Unterricht hat dieser doch genossen.

Gewiss ein Beweis, wie hoch die an die Schüler gestellten Anforderungen schon damals gewesen sein müssen, ist die Thatsache, dass Schmidt, obwohl er stets zu den Besten zählte, doch fast jedes Jahr Privatunterricht nehmen musste. So 1819—23 bei einem Namensvetter von ihm, einem Gymnasiasten Schmidt, mit dem er aber wohl nicht verwandt war, meist im Lateinischen; 1823—24 bei seinem früheren Klassenlehrer Prof. Kieffer; im nächsten Jahre einige Stunden im Französischen und in der Musik, wogegen er einige lateinische Stunden giebt; und endlich im letzten Jahre einige Stunden im Französischen und im Klavierspiel.

Das ist der Weg, den Johann Caspar Schmidt zur Erreichung des ersten Lebenszieles ging; er ist zwanzig Jahre, als er es erreicht hat, und die erste Jugend liegt hinter ihm.

Mit diesen nüchternen Daten erschöpft sich Alles, was wir mit Bestimmtheit über die erste Jugend dieses Lebens berichten können und es ist eigentlich nicht mehr, als was sich auch in die Worte fassen lässt: „Er war ein guter und fleissiger Schüler".

Digitized by Google

Einer einfachen Familie entstammend, fliesst in dem Kinde das unvermischte Blut der Oberfranken, eines nüchternen, ernsten, klugen, ein wenig schwerfälligen Menschenschlages.

Seine Geburt fällt in das Jahr, als die Stadt Baireuth — so schrieb sich ihr Name damals — von den Wirren der napoleonischen Kriege auf das Schwerste heimgesucht wird.

Das Jahr 1806 begann dort, wie ein zeitgenössischer Geschichtsschreiber sagt, mit „einer traurigen Gegenwart", um mit „einer düsteren Aussicht in eine schicksalschwangere Zukunft" zu enden.

1792 war die Markgrafschaft Baireuth preussisch geworden; 1806, dem „merkwürdigsten und letzten" Jahre unter preussischer Regierung, im November, kam es unter napoleonische Herrschaft. Johann Caspar Schmidt wurde also noch unter preussischer geboren: „Borussiae olim oppido natus sum".

Alles sieht mit Angst dem Ausbruch neuer Kriege entgegen. Die Last der Einquartierung liegt furchtbar auf der entmuthigten Stadt. Es ist das Jahr, da — von Lichtmess über Walpurgis hinaus bis Martini — das Maass Bier von 3 auf 4, das Pfund Rindfleisch von $9^1/_2$ auf 11 Kreuzer steigt und die Mez Salz 8 Kreuzer kostet.

1809, als nach den Franzosen die Oesterreicher kommen, verlässt die Mutter die unglückliche Stadt, wie so Viele, wahrscheinlich um den nie endenden Unruhen und Beängstigungen für Leib und Leben zu entgehen. Weit fort führt sie ihr Weg mit dem zweiten Mann, in das ferne, fremde Westpreussen. Das Kind bleibt zurück, wird aber nachgeholt, so bald es möglich ist.

Dort, in der neuen Heimath, empfängt es die ersten Eindrücke des Lebens, und seine ersten Erinnerungen müssen später verknüpft gewesen sein mit der alten Weichselstadt in dem flachen Lande.

In dem Jahre einer unerhörten Theuerung und Hungersnoth kehrt es in die alte zurück. Doch herrscht jetzt wenigstens Frieden in der Stadt, die inzwischen bayerisch geworden ist und bayerisch bleibt.

Der Pate und seine Frau nehmen den Knaben in ihre einfache Häuslichkeit auf. Er hat keine Geschwister verlassen und er findet keine neuen. Aber was er findet ist liebevolle Pflege, denn wohl mit Recht darf angenommen werden, dass Die, die anderer Leute

Digitized by Google

Kinder freiwillig zu sich nehmen, sie mindestens ebenso gut behandeln, wie Eltern, die sie vielleicht unfreiwillig bekommen haben. Parentes fecit amor, non necessitas.

An dem hochberühmten Gymnasium erhält Johann Caspar Schmidt seine Erziehung; die schweren, breiten Lasten humanistischer Kenntnisse werden von ernsten, gelehrten Männern auf die jungen Schultern gelegt.

Aber diese Schultern tragen die Last. In ruhigem Aufstieg erreicht der Heranwachsende sein erstes Lebensziel. —

Wie war der Knabe geartet? Wie zeigten sich seine ersten Neigungen? Wie äusserten sich seine ersten Triebe zum Leben? Wo fanden sie Nahrung und welche? Genoss er die Jahre der Jugend in der ungetrübten Freude der Kraft? Oder waren sie bereits umdüstert von den Schatten irgend eines Zwiespalts? —

Umsonst, umsonst alle diese Fragen! — So klar und bestimmt alle äusseren Daten lauten, es sind doch nur tote Zahlen, und dunkel und verborgen liegt hinter ihnen das innere Leben, nach dem wir vergebens suchen. Ohne die Frage beantwortet zu haben, müssen wir Abschied von dem Knaben nehmen, um den Jüngling hinauszubegleiten aus der Enge des ersten Lebens in die Weiten der Welt, die sich für ihn erschliesst mit dem Beginn seiner akademischen Studien und die ihn, und uns mit ihm, zunächst in die Stadt führen, in der er leben, wirken und sterben sollte: nach Berlin.

Digitized by Google

Phot. Carl Riley, Kulm 1908.

BALLERSTEDT'S HAUS IN KULM

Digitized by Google

Phot. Carl Eller, Kulm. 1906.

BALLERSTEDT'S HAUS IN KULM

Digitized by Google

Digitized by Google

ZWEITES KAPITEL

LERN- UND LEHRJAHRE

Digitized by Google

LERN- UND LEHRJAHRE

1826—1844

J. C. SCHMIDT, STUD. PHILOS., IN BERLIN. — EIN SEMESTER IN ERLANGEN; REISE DURCH DEUTSCHLAND. — KOENIGSBERG UND KULM. — WIEDER IN BERLIN; BEENDIGUNG DES STUDIUMS. — EXAMEN PRO FACULTATE DOCENDI. — ALS SCHULAMTSKANDIDAT AN DER REALSCHULE. — VEREITELTE HOFFNUNGEN AUF ANSTELLUNG; NIE GYMNASIALLEHRER, NIE DR. PHIL. — FAMILIENVERHAELTNISSE UND ERSTE EHE. — DER LEHRER HOEHERER TOECHTER. — UEBERBLICK.

Digitized by Google

Als junger Student von zwanzig Jahren kam Johann Caspar Schmidt zu Michaelis 1826 frisch von Bayreuth weg nach Berlin, über dessen Hochschule ein paar Jahre vorher ein anderer angehender Studiosus — er hiess Ludwig Feuerbach — seinem Vater geschrieben hatte: „ . . . . auf keiner anderen Universität herrscht wohl solch' allgemeiner Fleiss, solcher Sinn für etwas Höheres als blosse Studentengeschichten, solches Streben nach Wissenschaft, solche Ruhe und Stille wie hier. Wahre Kneipen sind andere Universitäten gegen das hiesige Arbeitshaus . . ."

Am 18. October 1826 in der philosophischen Facultät immatrikuliert, wohnte Schmidt während seines zweijährigen ersten Aufenthaltes in Berlin das erste Jahr in der Rosenthalerstrasse 47, das zweite näher der Universität, Dorotheenstrasse 5.

Er schöpft hier aus den ersten Quellen der damaligen Wissenschaft: eine Reihe der glänzendsten Namen, jeder ihrer Träger eine anerkannte Autorität auf seinem Gebiet, zieht an uns vorüber, wenn wir die Testate, die fast überall den „sehr fleissigen" und „aufmerksamen" Besuch bezeugen, durchsehen.

So hört Schmidt im ersten seiner vier Semester in Berlin: Logik bei Heinrich Ritter, dem durch seine unabhängigen, geschichtsphilosophischen Forschungen bekannten Philosophen; allgemeine Geographie bei dessen Namensvetter, dem grossen Geographen Carl Ritter, und Pindar und Metrik bei Böckh, dem berühmten Alterthumsforscher und Rhetoriker.

Ferner in seinem zweiten, der Philosophie gewidmeten: Ethik bei Schleiermacher, dem „grössten deutschen Theologen des Jahrhunderts", und vor Allem Religionsphilosophie bei Hegel, bei Hegel, von dessen ungeheurem, damals noch ungebrochenem Einfluss auf das ganze Denken der damaligen Zeit wir uns heute gar keinen rechten Begriff mehr machen können.

Digitized by Google

Auch im nächsten Wintersemester giebt sich Schmidt noch dem eigenthümlichen Reiz seiner Vorlesungen hin: er hört Geschichte der Philosophie und Psychologie und Anthropologie oder Philosophie des Geistes bei dem bewunderten Manne. Daneben wieder bei Böckh und Carl Ritter: bei ersterem über griechische Alterthümer, bei letzterem über Geographie des alten Griechenlands und Italiens. Und, um auch seine theologischen Studien nicht zu vernachlässigen, bei Marheineke, dem Orthodoxen von der Hegelschen Rechten, über Dogmatik und über die Bedeutung der neueren Philosophie in der Theologie.

Ebenfalls die Theologie nimmt im letzten, vierten Semester die erste Stelle ein: Neander, der Kirchenhistoriker und Gegner von Strauss, liest über Kirchengeschichte und christliche Alterthümer, Marheineke über theologische Encyclopädie und kirchliche Symbolik.

Es sind bis 22 Stunden in der Woche, die der eifrige Student besucht und er muss gerade in den vier Semestern in Berlin einen festen Grund für seine späteren Kenntnisse gelegt haben.

Von Berlin am 1. September 1828 exmatrikuliert, wandte sich Johann Caspar Schmidt sodann nach der Stadt, in der seine Mutter, die Reinelin, geboren war und in der ihr gewiss noch Verwandte lebten, nach Erlangen. Nach vollzogener Immatrikulation am 20. October hört er indessen nur in dem Wintersemester zwei Vorlesungen: die eine bei dem bekannten Theologen Georg Benedikt Wiener über die Korintherbriefe; die andere bei Christian Kapp, dem Philosophen, über Logik und Metaphysik.

Nach Ablauf des Wintersemesters leitet er eine dreiundeinhalbjährige Pause in seinem Studium mit einer „längeren Reise durch Deutschland", der einzigen seines Lebens, ein, die sich wahrscheinlich durch den ganzen Sommer 1829 erstreckte. Ohne somit mehr in Erlangen zu weilen, bleibt er indessen doch dort bis zum 2. November immatrikuliert.

Von seiner Reise zurückgekehrt, geht Schmidt im Herbst 1829 nach Königsberg in Preussen, der berühmten Universität, und

Digitized by Google

lässt sich dort unter dem Datum seiner Erlanger Exmatrikel immatrikulieren. Er wohnt Steindamm 132. Aber er hört keine Vorlesungen, lässt sich auch kein Abgangszeugniss ausstellen, sondern verbleibt, wie er selbst sagt, „häuslicher Verhältnisse" halber ein Jahr in Kulm bei seinen Eltern, ein zweites, „ebenfalls in Familien-Angelegenheiten", wieder in Königsberg, wo er übrigens im Herbst 1830 auf seinen Wunsch als Halbinvalide aus seinem Militärverhältniss entlassen war.

Welcher Art die Familienverhältnisse waren, die ihn zur Unterbrechung seiner Studien zwangen und so lange in dem fernen Westpreussen festhielten, ob die pecuniäre Unterstützung nicht mehr gewährt werden konnte, ob die später ausbrechende Geisteskrankheit seiner Mutter schon damals ihre Schatten warf und ihn nach Kulm zog, darüber lassen sich Vermuthungen mit Aussicht auf Erfolg nicht anstellen.

Jedenfalls vernachlässigt Johann Caspar während seiner unfreiwilligen Musse „keineswegs seine philosophischen und philologischen Studien" und sucht sich auf eigene Faust weiterzubilden, wobei er ganz gewiss ebenso gut und besser vorwärts gekommen ist.

Erst im October 1832 kehrt der unterdessen der Vormundschaft entwachsene Sechsundzwanzigjährige zu seinem akademischen Studium zurück, und zwar zieht es ihn wieder nach Berlin, von wo er vier Jahre fort gewesen war. Er bezieht in der Poststrasse 9 ein Zimmer und lässt sich am 28. November auf Grund seiner Erlanger Exmatrikel und der früheren Berliner zum zweiten Male immatrikulieren.

Ein ausgedehnter Studienplan, den er entworfen, zeigt, wie ernst es ihm mit seiner Absicht der Wiederaufnahme und Vollendung seiner Studien war: er will über die „Hauptepochen der Künste" sowohl, wie über die „Mythologie der alten Germanen", „Litteratur-Geschichte" ebenso gut, wie „Preussens Geschichte" hören, will ein Publikum bei Carl Ritter besuchen und ein solches über Aeschines — aber all' diese Pläne macht eine langwierige Krankheit zu Nichte, in die er verfällt und die ihn erst im nächsten Sommer-Semester zur definitiven Wiederaufnahme der Vorlesungen kommen lässt.

Digitized by Google

In diesem Sommer 1833 hört er denn auch einige, aber bedeutsame Vorlesungen, nämlich bei dem berühmten Kritiker und Philologen Lachmann, dem Meister methodischer Kritik, über Properz, dem jener bekanntlich ein specielles Studium gewidmet hatte; bei dem Hegelianer Michelet über Aristoteles' Leben, Schriften und Philosophie; und wieder, wie vor Jahren, bei Böckh, diesmal über Plato's Republik, bei allen mit vielem Fleisse. Klassische Philologie war ja das Ziel, das er als zukünftiger Lehrer am Gymnasium vor Allem zu bewältigen hatte und vor ihm musste manche früher noch gehegte Lieblingsneigung nun, wo es Ernst wurde, zurücktreten.

Im Winter bleibt er noch immatrikuliert, hat sich auch vorgenommen, bei Trendelenburg über Aristoteles' Bücher de anima, bei Raumer Allgemeine Geschichte und bei Michelet über Aristoteles' Metaphysik zu belegen, unterlässt es aber, sondern bereitet sich in eigener Arbeit auf das bevorstehende Examen vor. Am 27. März 1834 lässt er sich exmatrikulieren und konnte nun das nöthige akademische Triennium — denn das Semester in Erlangen zählte in Preussen nicht mit und in Königsberg hatte er keine Vorlesungen gehört — mit sieben Semestern an der Universität Berlin beweisen. Einer „Theilnahme an verbotenen Verbindungen unter Studirenden" ist er auch diesmal nicht „bezüchtigt" worden.

Nachdem Schmidt die Osterferien hatte verstreichen lassen, meldete er sich am 2. Juni 1834 bei der Königl. Wissenschaftlichen Prüfungs-Kommission zum Examen pro facultate docendi unter Beifügung seiner Schul- und Universitätszeugnisse, sowie eines Curriculum vitae in lateinischer Sprache. In nicht weniger als fünf Fächern verlangt er die Prüfung zum Unterricht in den oberen Gymnasialklassen, nämlich in den alten Sprachen, in Deutsch, in Geschichte, in Philosophie und endlich in Religion; ausserdem „in den übrigen Gegenständen" auch für die unteren — eine selbst für die damalige Zeit ungewöhnliche Forderung, die ebensowohl von des Bewerbers Selbstvertrauen, wie von dem Umfang seiner Kenntnisse beredtes Zeugniss ablegte.

Es wurden ihm zunächst zwei schriftliche Arbeiten aufgetragen, die erste eine „lateinische Uebersetzung nebst grammatischem und

Digitized by Google

exegetischem Commentar über Thucydides VII, 78—87" und die zweite „über Schulgesetze"; zugleich wurden ihm die zu haltenden Probelectionen Horatius Epist. I, 14, und „Ueber Huss und die Hussiten" angekündigt. Als Frist für die Ablieferung der schriftlichen Arbeiten waren sechs bis acht Wochen gegeben.

Aber der Candidat vermochte diese Frist nicht innezuhalten. Im August kommt plötzlich und unerwartet von Kulm her seine „geisteskranke" Mutter nach Berlin, und deren Pflege nimmt seine ganze Zeit in Anspruch, sodass er um eine Verlängerung von vier Wochen einkommen muss, die ihm denn auch gewährt wird.

Erst gegen Ende des Jahres, am 29. November, reicht er die Arbeiten ein; auch eigene Kränklichkeit hat ihre Beendigung so lange verzögert und hindert ihn auch jetzt noch, sie persönlich zu übergeben. Darum bittet er auch, die Probelectionen und das mündliche Examen bis nach Neujahr verlegen zu wollen. Auch das wird ihm zugestanden und die Prüfung im Mündlichen bis zum Frühjahr des nächsten Jahres verschoben.

Es sind umfangreiche Arbeiten, die Schmidt lieferte: die Uebersetzung aus Thucydides umfasst 16, der Commentar dazu 23 Folio-Spalten, die Arbeit über Schulgesetze deren 22. Das Urtheil über beide wird später noch mitgetheilt werden.

Während die Thucydides-Uebertragung nur ein bedingtes Interesse für uns haben kann, muss die Arbeit über Schulgesetze unsere höchste Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Treten uns doch aus ihr zum ersten Male selbstgebildete Gedanken und Anschauungen entgegen, Anschauungen, die uns ihrem Urheber näher bringen, als es bisher irgend vergönnt war.

Vom Wesen des Gesetzes ausgehend, sagt der junge Denker: „Alles Gesetz nämlich ist weder willkürlich noch zufällig, sondern in der Natur des Gegenstandes, für welchen es ist, begründet und gleichsam eingehüllt. Denn jegliches Seiende, sei es in der Welt der Erscheinungen oder des Geistes, ist, wie es sich als ein Einfaches in dieser oder jener eigenen Gestalt darstellt, so auch nur eben darum ein in sich Erfülltes, Inhaltreiches, durch Unterschiede, in die es sich innerhalb seiner selbst zersetzt, mannigfaltig Getheiltes. Werden diese Unterschiede hervorgehoben und wird an ihnen aufgezeigt, wie

Digitized by Google

und in welcher Beziehung und durch welche Art der Verschmelzung sie zu jener Einfachheit des Gegenstandes nothwendig gehören, so liegt in diesen Auseinandersetzungen der Gegenstand selbst so vor, wie er in seiner gehalt- und unterschiedsreichen Einheit gesetzt ist, und sie selber geben, wie sie der auseinandergesetzte Gegenstand sind, so diesen in seinen Auseinandersetzungen oder Gesetzen. Kein Gesetz, geht hieraus hervor, ist seinem Gegenstande von aussen gegeben: die Gesetze der Schwere sind der auseinandergesetzte Inhalt des Begriffes der Schwere selbst".

Schulgesetze sind demnach — und hiermit kommt er auf sein eigentliches Thema — der auseinandergesetzte Inhalt des Begriffes im Schüler. Die Deutung dieses Begriffes macht den Inhalt der Prüfungsarbeit aus. Denn die Aufstellung eigentlicher Schulgesetze trotz seiner geringen Erfahrung auch nur zu versuchen, schiene seiner ihm geziemenden Bescheidenheit wohl zu widerstreiten — bemerkt er mit köstlichem, scheinbarem Ernst im Schlusssatze seiner Arbeit.

Der Begriff des Schülers wird in streng inductiver Weise gewonnen, ausgehend vom ersten Kindesalter, dem Stadium des Isolirtseins, des reinen Fürsichseins, fortschreitend zu dem gegenständlichen Dasein, wo das Kind sich von der Umgebung unterscheidet und sich der Dinge im Spiele zu bemächtigen sucht. Jetzt folgt die wichtigste Periode, die Entstehung des Ich des Selbstbewusstseins und der Unterscheidung von anderen Ichen, der Verkehr mit diesen, d. h. das Mittheilen, Ausgeben und Entfalten seines eigenen Ichs gegenüber diesen und das Lernen von ihnen. Das Kind wird zum Schüler. Der Lehrer ist ihm das Bild der Vollkommenheit. Ihn sucht es zu verstehen, um durch ihn überhaupt zum Verstand zu kommen. Auch diese Periode der Verständigkeit findet ihren Abschluss und geht über in die Periode der Vernünftigkeit, die mit dem Universitätsleben ihren Anfang nimmt. Die Universität heisst nur noch in sehr uneigentlichem Sinne Hochschule. „Statt des Lehrers stellt sich somit die Wissenschaft selbst in ihrer reinen Gestalt dem Ich als Aufgabe dar und ihr Gebiet ist die Freiheit."

Die Aufgaben des Lehrers, der Schule und der „Gesetze" werden in prägnanten Sätzen zur Sprache gebracht, immer aber abgeleitet

Digitized by Google

aus der Natur des Gegenstandes, d. i. des Schülers, für den sie sind, in dessen Wesen sie begründet und gleichsam eingehüllt sind.

Die Betonung des Ich flimmert durch die ganze Arbeit in zuckenden Funken, und schon lebt und leitet der Gedanke in ihr, der später als lodernde Flamme weithin die Welt erleuchten sollte .... Und in diesem Sinne dürfen wir sie wohl als ersten Grundstein betrachten, auf dem der Denker später den Bau seines Werkes errichtete, von dessen Gestalt er damals allerdings noch nicht träumte. —

Wie erinnerlich war der Kandidat J. C. Schmidt um einen Aufschub seiner mündlichen Prüfung eingekommen, der ihm auch bewilligt worden war. Am 24. April 1835, einem Freitag, fand sie dann endlich statt und wurde am folgenden Tage fortgesetzt.

Die Prüfungs-Kommission setzte sich zusammen aus Adolph Trendelenburg, der vor Kurzem Professor an der Universität zu Berlin geworden war; aus August Meineke, dem bekannten Philologen und Textkritiker, damals Direktor des Joachimthal'schen Gymnasiums; und aus Friedrich Strehlcke, Professor am Köllnischen Realgymnasium. Ausserdem war noch Dr. Agathon Benary, der namhafte Philolog, damals Oberlehrer für klassische Sprachen am Köllnischen Realgymnasium, in der Kommission, deren Vorsitz Lange führte.

Die beiden Probelectionen hatten schon vorher, Anfang April, stattgefunden. Am 4. April hatte Schmidt in der Prima des Joachimthal'schen Gymnasiums die historische über „Huss und die Hussiten" und wahrscheinlich an demselben Tage und derselben Stelle diejenige über Horaz abgehalten; eine dritte wurde dem Vielgeplagten noch während der mündlichen Prüfung aufgegeben. Sie fand am 28. April in der Sekunda des Köllnischen Realgymnasiums über „Begriff und Gebrauch der deutschen Conjunctionen" statt. Die Urtheile über alle drei werden ebenfalls mit den mündlichen Prüfungs-Resultaten mitgetheilt werden.

An dem ersten Tage, an dem der Candidat ins Rigorosum stieg, prüfte ihn Meineke in Religion und Hebräisch, Trendelenburg in Geschichte und Geographie.

Besonders des Letzteren Urtheil erweckte die günstigsten Auspicien. Indem Trendelenburg „die recht sichere Kenntniss der einzelnen

Digitized by Google

zur Sprache gebrachten Gegenstände, als auch die anschauliche Uebersicht allgemeiner Verhältnisse" anerkannte, und hinzufügte, dass Schmidt auch in seiner geschichtlichen Probelektion (über Huss und die Hussiten) eine „gute Gabe des Vortrags" an den Tag gelegt habe, kommt er zu dem Urtheil, dass er zweifellos den historisch-geographischen Unterricht in den unteren und mittleren Klassen eines Gymnasium mit Erfolg ertheilen könne und fügt hinzu, das er „überhaupt ein sehr brauchbarer Geschichtslehrer" werden könne, wenn er sich noch anhaltender und gründlicher mit dem Studium der Geschichte, namentlich in den Quellen, beschäftige. Ueber die historische Probelektion hatte er ausserdem noch folgendes interessante Urtheil gefällt: „Der Kandidat ging in eine Unterredung mit den Schülern nicht ein, sondern beschränkte sich auf einen zusammenhängenden Vortrag, der in Form und Inhalt sehr gelungen war . . . Der Fluss der Rede, den man zu bewundern hatte, überschlug sich fast selbst, so dass seine Gleichmässigkeit, die wie fertig und gemacht erschien, fast ermüdete . . ."

Aber auch Meineke wird der Begabung des Kandidaten gerecht. Er bezeugt dessen Vertrautheit mit dem allgemeinen Inhalt der biblischen Schriften, die Leichtigkeit in der Uebersetzung eines vorgelegten neutestamentlichen Textes (1. Cor. cap. 13) und die Beschäftigung mit der christlichen Glaubenslehre — „obwohl es ihm nicht gelingen wollte, den einen oder anderen der ihm freigestellten Artikel zu entwickeln" — sowie mit der Kirchengeschichte, und glaubt, obgleich ihm der Religions-Unterricht einstweilen nur für die mittleren Klassen mit Einschluss der Obertertia anvertraut werden könne, doch, dass es ihm „bei seiner sonstigen Tüchtigkeit sowie speculativen Fähigkeit" leicht fallen dürfte, mit sicherem Erfolge auch in den oberen Gymnasialklassen in diesem Fache zu unterrichten, falls er sich nur mit dem Gegenstande auch hier noch näher beschäftigen wolle.

Im Hebräischen dagegen zeigte der Geprüfte nur ganz geringe Kenntnisse und vermochte kaum den Text zu lesen.

Der folgende, zweite Tag begann mit einer Prüfung Strehlckes in der Mathematik — des Kandidaten schwacher Seite, der hier fast nur auf die verblassten Spuren in der Schule erworbener Kenntnisse

Digitized by Google

zurückweisen konnte und darum unterlag. Da der Mathematiker Strehlcke zugleich Lehrer des Deutschen war, warf das ungünstige Resultat in dem einen auch zugleich seine Schatten auf die Prüfung in dem anderen Fach.

So fiel auch die Prüfung in der Philosophie, die Trendelenburg leitete, nicht in dem günstigen Maasse aus, wie erwartet werden durfte. Wohl hatte diesem bereits die Arbeit über Schulgesetze einen nicht unbedeutenden Eindruck hinterlassen, denn er hatte über sie gesagt: „Der Verfasser versucht eine Deduction aus dem Begriffe, worin der Einfluss der neuesten Philosophie nicht zu verkennen ist. Er hat sich sichtlich an eine stufenweise Entwickelung und strenge Ableitung der Gedanken gewöhnt, wenn auch die Begriffe durch die oft etwas gezwungene Ableitung einseitig sollten gefasst sein. Dem Ausdruck ist hier und da eine grössere Ründung in der Form zu wünschen; denn das Borstige und Abgerissene in neueren dialektischen Darstellungen dürfte nicht als Muster gelten können."

Aber die Prüfung selbst, die zwar ebenfalls ein „unverkennbares Talent in allgemeiner und folgerechter Behandlung der Begriffe" erkennen liess, zeigte, dass „die positiven Kenntnisse in der Geschichte der Philosophie mit dieser Fähigkeit keineswegs gleichen Schritt hielten", und dass „dem Kandidaten eine tiefere Einsicht in das mathematische Verfahren und somit eine anschaulichere Kenntniss mehrerer logischer Beziehungen" fehlte, so dass es von dieser einen Seite her bedenklich erschien, ihm den propädeutischen Unterricht in der Philosophie und die Leitung der deutschen Aufsätze in den ersten Klassen zu übertragen, da der Lehrer den wissenschaftlichen Gesichtskreis der Schüler beherrschen müsse.

Dazu kam noch, das die dritte, noch nachträglich abgehaltene Probelection über den „Begriff und Brauch der deutschen Conjunctionen" ebenfalls nicht nach Wunsch ausfiel. „Wenn auch der Kandidat", so sagt Trendelenburg, „sich bestrebt hatte, den Gegenstand philosophisch zu durchdringen, so hinderten ihn doch an einer freien und natürlichen Auffassung vorgefasste philosophische Formen, die er dem Gegenstande willkürlich anpasste. Er überlieferte den Schülern gemachte und zum Theil gezwängte Unterschiede und wusste nicht die Begriffe natürlich und lebendig in den Schülern

Digitized by Google

selbst zu entwickeln," die das „Gekünstelte mancher Gedankenbestimmungen sichtlich verwirrte".

Alles in Allem glaubte Trendelenburg, dass, wenn der Kandidat diesen Mängeln (in der Geschichte der Philosophie und der Mathematik) abhülfe, sich von ihm in den beiden Disciplinen, Philosophie und Deutsch, „nützliche Leistungen" erwarten liessen. Vor Allem erinnerte er ihn daran „durch ein besonnenes Studium der Quellen die namhaften Lücken zu füllen, damit die philosophische Richtung seines Gedankenganges einen festeren Boden gewänne".

Wenn Trendelenburg hätte ahnen können, dass der „Gedankengang" dieses namenlosen jungen Mannes schon damals vielleicht die Wege betrat, die in ihren Endzielen den Boden eines Landes, nicht aus dem Studium der „Quellen", sondern aus den Quellen des Lebens selbst, gewinnen lassen sollte, von dem er selbst und die in den Himmeln aller möglichen und unmöglichen Speculation Verlorenen sich nie ein rechtes Bild zu machen gewusst hatten! —

Der letzte Gegenstand der Prüfung umfasste die alten Sprachen und wieder war Meineke der Examinator. Hatte er über die Thucydides-Uebersetzung ein annehmbares Urtheil gefällt — er bezeichnete sie als klar, einfach und fliessend, und mit Fleiss und grammatischer Genauigkeit ausgeführt, ohne gelehrt zu sein, — so war er weniger mit der Probelection aus Horaz zufrieden gewesen, bei der er, obwohl er dem Kandidaten das eigene Verständniss der Stelle zugestand, doch die geringe didaktische Geschicklichkeit und den geringen Grad von Methode und Fähigkeit, den Schülern den Sinn des Schriftstellers zu eröffnen, sowie das Matte und Einschläfernde des Vortrages tadelte. Auch in der mündlichen Prüfung vermisste er noch den Umfang und die Gediegenheit grammatischer Kenntnisse, die für den Unterricht in den beiden oberen Klassen des Gymnasiums qualificieren könnten, und gab nur zu, dass die lateinische Sprache schriftlich wie mündlich mit löblicher Fertigkeit gehandhabt wurde.

Alle diese Urtheile wurden noch einmal in dem Prüfungs-Zeugniss vom 29. April 1835 zusammengefasst, in welchem dem Kandidaten die bedingte facultas docendi feierlichst ertheilt wurde.

Das war kein glänzendes, aber immerhin ein sehr zufriedenstellendes Resultat, wenn man den aussergewöhnlichen Umfang des

Digitized by Google

Prüfungs-Gebietes, und die hohen Anforderungen, die gestellt wurden, im Auge behält. Die grössten Lücken hatte Schmidt jedenfalls in den sogenannten Examens-Kenntnissen, dem für den bestimmten Zweck Auswendig-Gelernten, gezeigt; an seiner ungewöhnlichen Begabung hegte wohl keiner der Examinatoren einen Zweifel. Ueberdies berechtigte das erzielte Resultat durchaus zur Anstellung, ohne dass, wie heute, noch ein Nachexamen nöthig gewesen wäre.

So bald als möglich nach bestandenem Examen meldete sich der Schulamtskandidat Schmidt zur Absolvierung seines pädagogischen Probejahres und zwar wählte er hierzu die berühmte Königliche Realschule zu Berlin, deren Direktor Spilleke damals zugleich der Direktor des Friedrich-Wilhelmstädtischen Gymnasiums und der Elisabeth-Schule war.

Die von Spilleke für Schmidt bei dem Provinzial-Schul-Kollegium nachgesuchte Erlaubniss wurde ertheilt und dieser übernahm Ostern 1835 den achtstündigen Unterricht im Lateinischen in der Unterquarta.

Es war, wie gesagt, des jungen Lehrers eigene Wahl, seine ersten Versuche als Erzieher an einer Realschule zu wagen. Selbst noch völlig in humanistischen Studien erzogen, musste es ihn reizen, die andere Seite der realen Bildung an der Quelle kennen zu lernen, obwohl er wohl schon damals die Einseitigkeiten beider erkannt und den Grund zu den Anschauungen gelegt hatte, die er nur wenige Jahre später in einer tiefgründigen und hochbedeutenden Arbeit mit vollster Schärfe und Klarheit darlegen sollte.

Den genannten Unterricht in der Unterquarta der Realschule setzte er, nachdem sein Probejahr vollendet war, „aus Liebe zur Sache und zur Anstalt" freiwillig noch ein halbes Jahr, bis zum Herbst 1836, fort.

Dann schied er am 1. November von der Schule, der er unentgeltlich anderthalb Jahre lang einen Theil seiner Kräfte gewidmet hatte.

Den nächsten Winter, 1836 auf 37, füllt Johann Caspar Schmidt mit neuen Privat-Studien aus und erst am 4. März 1837 bewirbt er sich bei dem „königl. hochwürdigen Schulkollegium der Provinz

Digitized by Google

Brandenburg" um eine Anstellung gegen Remuneration. Nachdem er dargethan, dass er bisher nicht gewagt habe, um „hochgeneigte Berücksichtigung" anzugehen, weil er es für seine Pflicht gehalten habe, ausser der Zeit seines Probejahres noch ein Jahr dazu anzuwenden, die Lücken, welche bei einem Examen noch in philologischer und philosophischer Bildung sichtbar waren, mit möglichster Gewissenhaftigkeit auszufüllen, und nachdem er „diesen Mängeln begegnet zu sein glaubt", sagt er: „so vergönnt es mir meine dermalige Lage nicht mehr, ohne Bewerbung um einen Berufskreis auch noch für das Hebräische und Mathematische eine längere Zeit auszusetzen" und schliesst mit der Versicherung, dass er indessen „entschieden sei, auch ihnen seine, von Berufspflichten freie Zeit zu widmen".

Auf dieses ernste, ehrliche, von seiner Selbstzucht so beredt sprechende Schreiben wurde er am 16. März kurzer Hand dahin beschieden, dass sich für jetzt keine Gelegenheit zur Anstellung oder Beschäftigung zeige; er habe sich „wegen der letzteren" übrigens an die Gymnasialdirektoren zu wenden.

Ob er diesen Versuch noch gemacht hat, ist zweifelhaft; es liegen keine Beweise dafür vor und keinesfalls war er von Erfolg begleitet. Nie hat er eine wirkliche Anstellung an einer staatlichen Schule inne gehabt und entgegen den so bestimmten Behauptungen der Lexiken sei hier nochmals ausdrücklich betont: Schmidt war nie Gymnasiallehrer. Wenn er sich selbst in späteren Jahren, als er jede erzieherische Thätigkeit überhaupt längst aufgegeben hatte, so nannte, so folgte er damit nur dem allgemeinen Brauche, der diese Bezeichnung im Gegensatz zu den Volksschullehrern anwandte.

Damit mag bei dieser Gelegenheit auch gleich ein anderer Irrthum beseitigt werden. So nahe es lag und so spielend leicht es ihm gewiss gewesen wäre, den Doktorgrad zu erwerben, Schmidt hat, wie festgestellt ist, nie den Versuch gemacht zu promovieren. Wie er auch diesen Irrthum dadurch selbst hervorrief, dass er zeitweilig diesen Titel bei seinen polizeilichen Meldungen seinem Namen beifügte, so war er doch nie Dr. phil.

Digitized by Google

Was Schmidt nach dem Scheitern seiner Hoffnungen unternahm um leben zu können, vermag für die nächste Zeit nicht gesagt zu werden. Wir wissen nur, dass in diesem Sommer 1837 sein Stiefvater Ballerstedt in Kulm an Altersschwäche im Alter von 76 Jahren starb (am 19. Juli) und es ist mehr als wahrscheinlich, dass ihn der Todesfall dorthin gerufen hat.

Schon vorher indessen, noch vor dem Tode dieses ihres zweiten Mannes, hatte seine an einer „fixen Idee" leidende Mutter, deren Zustand die Aufnahme in eine Anstalt bald darauf nöthig machte, Kulm verlassen und war, wohl gegen seinen Wunsch, zu ihm gekommen. Wir sahen sie bereits im August 1834 in Berlin. Ob sie bis zu ihrer Aufnahme in die Charité, die am 28. Januar 1835 erfolgte, in Berlin geblieben oder nochmals nach Kulm zurückgekehrt ist, steht nicht fest. Jedenfalls bleibt sie hier, in der Charité, bis zum 28. Juli 1836, wo sie „mit unbestimmtem Urlaub als ungeheilt" entlassen wird, um bis zum 17. October 1837 in der Chausséestrasse (bei Gaede) zu wohnen, und sich sodann in die Privatirrenheilanstalt Schönhauser Allée 9, die damals einer Frau Dr. Klinsmann gehörte, zu begeben, und in ihr bis zu ihrem Tode zu verbleiben.

Nach dem Tode ihres Mannes, 1837, wurde Frau Ballerstedt seine alleinige Erbin, also auch die des Hauses Nr. 9 in Kulm, doch wurde für die „blödsinnige Wittwe" der Stadtkämmerer Wach als Curator eingesetzt.

Sie, seine Mutter, war jetzt Schmidt's einzige noch lebende Verwandte, und wenn die Hinterlassenschaft des Stiefvaters, der schon lange seine Beschäftigung als Apotheker aufgegeben und als Privatmann in Kulm mit seiner Frau sehr zurückgezogen gelebt hatte, keine grosse gewesen war, so war sie ganz auf ihn angewiesen.

Denn auch der Pate Sticht, der Strumpfwirker in Baireuth, war 1835 aus dem Leben geschieden und Anfang 1838 folgte ihm seine Wittwe, Johann Caspars Tante von väterlicher Seite, der mit ihnen seine letzten näherstehenden Verwandten verlor. —

Es ist ein anderes Familienereigniss, das neue Bande in seinem Leben knüpfen sollte und das unser Interesse zunächst in Anspruch nimmt: — seine erste Ehe.

Digitized by Google

Als Schmidt Ostern 1833 nach überstandener Krankheit seine Studien an der Universität mit vollem Eifer wieder aufnahm, um sie endlich zu Ende zu führen, zog er von der Poststrasse nach dem Neuen Markt Nr. 2. Dort wohnte er, zwei Treppen hoch, bei der Stadthebeamme D. L. Burtz. Deren Tochter (oder Schwester?), die sich ebenfalls später zur Hebamme ausbildete, Caroline Friederike Burtz, besass eine uneheliche Tochter, die am 26. November 1815 geborene Agnes Clara Kunigunde Burtz. Zwischen dieser und dem neuen Miether knüpfte sich im Laufe der nächsten Jahre ein Verhältniss, das aber erst 1837 zur Ehe führen sollte.

Am 12. Dezember fand die Trauung zwischen ihm und der nun zweiundzwanzigjährigen Braut, die wie er evangelischer Konfession war, durch den Prediger von St. Marien zu Berlin statt. Das junge Ehepaar bezog erst eine Wohnung in der Klosterstrasse 5/6; dann, wenige Monate später, am 6. April 1838, eine solche in der Oranienburger (Communal?) Strasse 86.

Hier starb die junge Frau am 29. August im Kindbett an einer zu frühen Entbindung, im Alter von 22 Jahren, 9 Monaten und 3 Tagen. Die Kunst der Ihrigen vermochte weder sie noch das Kind zu retten.

Es war eine stille, harmlose, leidenschaftslose Ehe gewesen, die die Eheleute geführt hatten. Wie sie sich kennen gelernt in dem ruhigen Gleichmaass der Tage, so lebten sie weiter und die Ehe wird keine allzugrossen Veränderungen in ihrem Verkehr nach aussen hin hervorgebracht haben.

Der traurige Tod löschte schnell und unvermuthet die ruhige Flamme dieses stillen Glückes, wenn es überhaupt so genannt werden darf, das in anspruchsloser Zufriedenheit gewiss noch viele Jahre Nahrung aus sich selbst gezogen hätte und erst erloschen wäre, wenn die Zeit es geboten.

Der vereinsamte Wittwer nahm nach der kurzen Unterbrechung sein früheres Leben wieder auf.

Die alte Burtz hatte mit ihrer Tochter, der „Demoiselle", die sich nun auch als Stadthebeamme etablierte, ebenfalls eine Wohnungsänderung vorgenommen, und zu ihnen, nach der Neuen Friedrichstrasse 79, zog nun am 5. Oktober auch Schmidt, und wieder, wie als

Digitized by Google

Junggeselle, wohnte der junge Wittwer bei den beiden Frauen, auch dieses Mal mehrere Jahre lang, bis ihn eine neue Heirath abermals von ihnen entfernen sollte.

Auf eine staatliche Anstellung hatte Schmidt längst endgiltig verzichtet. Da er aber auf den Erwerb seiner Lehrthätigkeit angewiesen war, musste er sich zur Annahme irgend einer privaten Stellung entschliessen. Er fand eine solche an der „Lehr- und Erziehungs-Anstalt für höhere Töchter" der Madame Gropius am Köllnischen Fischmarkt 4, in die er am 1. Oktober 1839 eintrat, um von da an ununterbrochen fünf Jahre lang an ihr thätig zu sein.

Die Schule war eine wohlbegründete, angesehene Privat-Anstalt für halberwachsene Töchter aus den wohlhabenden Kreisen, die mit Hülfe einiger Lehrer von der Inhaberin selbst und ihren Schwestern geleitet wurde. Schmidt unterrichtete zunächst in der ersten Klasse zwei Stunden in deutscher Sprache. In einer Prüfung, die am 2. März 1840 abgehalten wurde, prüfte er seine 13 Schülerinnen in der Litteraturgeschichte, vor Allem der Schlesischen Dichterschule. „Die Unterhaltung war anziehend und ergab ein erfreuliches Resultat." — Nach zwei Jahren übernahmen frühere Zöglinge der Frau Gropius, die Fräulein Zepp, die Schule. Schmidt gab Lehrstunden in der zweiten Klasse in Gemeinschaft mit der Vorsteherin, im darauf folgenden Jahre auch noch Geschichte in der ersten Klasse vor 7 Schülerinnen.

Bei seinen Schülerinnen, die er „viele und lange Aufsätze" schreiben liess, wie bei den Vorsteherinnen war er seines stets sich gleich bleibenden, höflichen und ruhigen Wesens sehr beliebt und geschätzt.

Zu ihrem Erstaunen trat er am 1. Oktober 1844 unvermuthet und plötzlich aus, um von da an nie wieder in seinem Leben eine öffentliche, wie immer auch geartete Stellung, zu bekleiden.

Doch warum und unter welchen Umständen dies geschah, das zu erzählen, gehört, wie überhaupt die Schilderung dieser letzten und wichtigsten Jahre, bereits in die Aufgabe eines anderen Kapitels.

Digitized by Google

Werfen wir aber zuvor noch einen schnellen Blick rückwärts und lassen wir noch einmal in grossen Zügen die Jahre an uns vorüberziehen, die die äussere Entwickelung dieses Lebens bis zu dem Augenblick bedeuten, wo es sich von anderen so merkwürdig unterscheidet und — scheidet.

Diese Lern- und Lehrjahre, die vergönnt war, in so scharfen und fast lückenlosen Umrissen wieder hinstellen zu können, bilden unzweifelhaft eine der wichtigsten Epochen dieses Lebens. Sie umfassen das ganze Werden des Mannes und führen ihn selbst an die Schwelle der Oeffentlichkeit. Noch hat er die Thür zu ihr nicht geöffnet, aber er hat seine Hand bereits an die Klinke gelegt.

Zwanzig Jahre ist der Jüngling alt, da er als mulus mit freudigen Hoffnungen die Universität bezieht; dreissig der Mann, als er sieht, dass alle Anstrengung seiner Jugend ihm nicht einmal zu einer Anstellung verhelfen kann, in der er sein Brot findet.

Eine unruhige, mehrfach unterbrochene Studienzeit, in der der Glanzpunkt wohl jene Reise durch Deutschland ist, die aber im Ganzen immer wieder unter dem Druck häuslicher Familienverhältnisse leidet; ein mühseliges Examen, aus dessen Vorbereitungen ihn Krankheit herausreisst; eine wohl wenig erquickliche Probezeit als Lehrer ohne Gehalt — das ist der Inhalt dieser zehn Jahre. ...

Eine grosse Muthlosigkeit ist ihr Resultat. Wir hören von keinen neuen Versuchen, ihr zu entgehen, nachdem der erste Versuch um eine Anstellung fehl geschlagen ist. Nur von seiner stillen Ehe wissen wir, die der Tod so schnell wieder löste.

Jahre einer ruhigen Lehrtätigkeit an einer privaten Anstalt folgen, zugleich aber auch Jahre, in der reift und zum Ausbruch kommt, was wir als Frucht dieses Lebens besitzen.

Wie der Boden sich vorbereitete, auf dem sie erwuchs, können wir nur ahnen. Denn wie über der ersten Jugend, so liegt über den Lern- und ersten Lehrjahren dieses Lebens jener Schleier, der wohl die Umrisse erkennen lässt, aber das Innere verhüllt. Bisher ist noch kein einziger lebender Zeuge diesem Leben entstanden. Nur Thatsachen, keine Menschen haben gesprochen. Erst jetzt, etwa mit dem Jahre 1840, treten sie auf und geben der schweigenden Gestalt

Digitized by Google

Wärme und Ausdruck. Sie belebt sich und spricht zu uns durch Jener Erinnerungen.

Wir verlassen den Lehrer Johann Caspar Schmidt.

Aber bevor wir uns dem Manne zuwenden, der als Max Stirner wieder vor uns erscheinen wird, haben wir uns eingehend und interessevoll mit jenem Kreise zu beschäftigen, in dem sich von nun an sein Leben abspielen sollte auf viele Jahre hinaus, aus dem uns die Zeugen kommen, durch die er nun zu uns redet, und der den natürlichen Rahmen bildet zu seinem späteren Bilde.

Digitized by Google

DRITTES KAPITEL

DIE „FREIEN“ BEI HIPPEL

Digitized by Google

DIE „FREIEN“ BEI HIPPEL

IM FUENFTEN JAHRZEHNT DES JAHRHUNDERTS

HIPPEL IN DER FRIEDRICHSTRASSE. — ERSTE ANFAENGE DER „FREIEN“. — CHARAKTERISTIK. — DER INNERE RING. — DER WEITERE KREIS DER BESUCHER. — DREI GAESTE. — DIE „FREIEN“ IN DER OEFFENTLICHKEIT. — TON DES KREISES. — SEINE BEDEUTUNG.

Digitized by Google

In den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts befand sich in dem Hause No. 94 der Friedrichstrasse in Berlin — es steht noch und liegt der Mittelfaçade des heutigen Central-Hotels ziemlich gegenüber — eine jener einfachen, aber gediegenen und gemüthlichen Weinstuben, wie sie uns heute etwa noch in der berühmten Habel'schen unter den Linden erscheint.

Der Name ihres Inhabers hatte einen guten Klang als Weinhändler in Berlin. Schon der alte J. M. R. Hippel hatte das Geschäft Jahrzehnte lang besessen; nachdem es dann seine Wittwe einige Jahre geführt, trat sie es 1841 an ihren Sohn Jacob Hippel ab.

In dieser Weinstube begann sich ungefähr um dieselbe Zeit, vielleicht ein Jahr später, ein Kreis von Männern allabendlich zu versammeln, der sich aus sehr verschiedenen Elementen zusammensetzte, die nur das Eine miteinander gemein hatten: mehr oder minder unzufrieden mit den bestehenden politischen und sozialen Verhältnissen ihrer Zeit zu sein und sie mehr oder minder heftig in der Oeffentlichkeit zu bekämpfen.

Diese ausgesprochene „äusserste Linke" in der grossen geistigen Bewegung der damaligen Zeit erhielt — ob mit, ob ohne ihr Zuthun — den Namen der „Freien" (da Alles in der Welt einen Namen haben muss) und hat unter ihm in der Geschichte der vormärzlichen Zeit eine gewisse Berühmtheit erlangt, die sich hauptsächlich an die Thätigkeit des einen und anderen unter ihren Gliedern knüpfte.

Die ersten Anfänge der „Freien" datieren übrigens — um es ausdrücklich zu bemerken — nicht von Hippel her. Aber die Hippel'sche Weinstube verdrängte bald so sehr alle anderen Kneipen in der Gunst dieses Kreises und so lange ist er ihr unentwegt treu geblieben, so eng hat sich der Name Hippel mit dem seiner interessantesten Gäste verknüpft, dass ihm billig in dieser Beschreibung

Digitized by Google

der Platz gebührt, den er sich in der Kulturgeschichte jener Tage, wenn auch nur in einer bescheidenen Fussnote, erworben hat.

Wir finden die „Freien" vielmehr zuerst — gleich nach 1840 — in dem Herzen Berlins, in der alten Poststrasse. Dort, hinter der Nicolaikirche an der Ecke der Eiergasse, befand sich eine Bierwirthschaft „zum Kronprinzen", deren Wirth Kernbach geheissen haben soll und in dessen geräumigem, aber niedrigem und „spärlich erleuchtetem" Gastzimmer die ersten regelmässigen Zusammenkünfte stattfanden. — Ebenfalls in der Poststrasse, in der „alten Post", dem Zeitungsverlagshaus, muss sich ein anderes Local, die Weinwirthschaft von Walburg (oder Wallburg) befunden haben, die der bevorzugte Stammsitz Einiger aus dem Kreise war, und, ebenfalls vor der Uebersiedelung zu Hippel, grosse Anziehungskraft ausgeübt haben soll.

Auch eine Bierkneipe in der Kronenstrasse soll den ersten Zusammenkünften der „Athenäer und Freunde des Volkes" oft gedient haben.

Doch verlieren sich alle diese ersten Anfänge allzusehr in das Dunkel der Zeiten und ihre ersten Spuren sind bis zur Unkenntlichkeit verwischt.

Mit wenigen Worten eine Charakteristik der „Freien" zu geben, ist nicht allzu leicht.

Nur so Viel: sie bildeten durchaus keinen „Verein", wenn sie auch oft als solcher betrachtet und missverstanden wurden. Sie haben nie die Attribute eines solchen beansprucht: nie hatten sie einen „Vorsitzenden", nie stellten sie Regeln oder Satzungen auf, von denen ihre Zu- oder Nichtzugehörigkeit abhängig gewesen wäre.

Ohne jede bestimmte Absicht entstanden, hielt sich der Kreis nur durch die gegenseitige Theilnahme seiner Glieder aneinander. Wohl concentrierte sich das Interesse Vieler auf den „inneren Ring" Derer, die einmal zu den beständigen Besuchern gehörten und so ganz von selbst den „Stamm" bildeten, dann aber, zum Theil wenigstens, auch durch den öffentlich geführten Kampf mit ihrer Zeit die Aufmerksamkeit vor Allem auf sich und ihre Namen zogen. Aber auch der weitere Kreis dieses Ringes war noch interessant genug, um zu seinem Ruf beizutragen. Er ist ungeheuer gross,

Digitized by Google

und wenn wir die langen Reihen der Namen vor uns haben, hält es fast schwer, sich in der bunten und wogenden Fülle der Kommenden und Gehenden zurecht zu finden. Da waren natürlich an erster Stelle die liberalen Journalisten, die sich angezogen fühlen mussten von dem Bilde, das in seiner reichen Beweglichkeit ihnen immer neuen Stoff zur Anregung bot, und die bei Hippel die im Lesekabinet und bei Stehely am Nachmittag begonnenen politischen Debatten bis in die Nacht hinein fortsetzten; da waren die Schriftsteller und Dichter, die sich berauschten an den Worten, die an der lauten Tafel erklangen und die kommende Zeit geradezu heraufzubeschwören schienen; da die jungen Studenten, die hier die Wahrheiten massenhaft hören konnten, die ihnen von den Kathedern herunter ganz sicher nicht gepredigt wurden.

Da waren weiter die klugen und scharfen Köpfe, die, der Worte und des Wartens müde, mit der Verwirklichung einer Freiheit die ganze herbeiführen zu können glaubten und sich mit der Beute des Freihandels beladen zurückzogen; da einige Offiziere, deren Horizont über Weiber und Pferde hinausging, und die kühn genug waren, sich in den „oben" so verrufenen Kreis zwanglos zu mischen; da endlich eine grosse, bunte Schaar von Gästen aller Art, die kamen und gingen, wiederkamen und fortblieben, und — last not least — da die Damen, die natürlich nicht als solche, sondern als gute Kameraden behandelt wurden und ein offenes Wort nicht übel nehmen durften.

Der grösste Theil der Gesellschaft bestand, wenigstens im Anfang, aus jungen Leuten zwischen zwanzig und dreissig Jahren, und selbst Bruno Bauer, einer der ältesten, hatte damals die Dreissig kaum überschritten.

Alle aber ersehnten sie eine neue Zeit und riefen stürmisch nach ihr . . .

Wer nun aber waren die „Freien"? — „Die Namen will ich, die Namen!" —

Wie bereits gesagt, waren es die „versprengten Freicorps des Radikalismus", die — in ewiger Fehde mit den sie umgebenden Verhältnissen — sich unter dieser Bezeichnung zu einem zwanglosen Verkehr sammelten und sich vor Allem um einen Mann schaarten, dessen Name in jener Zeit einen weithin gehörten, gefürchteten

Digitized by Google

Klang hatte, um Bruno Bauer. Der scharfsinnige Bibelkritiker war seiner Stellung als Privatdocent an der theologischen Facultät in Bonn enthoben und soeben — im Frühjahr 1842 — von dort nach Berlin zurückgekehrt, um hier im Verein mit seinem Bruder Edgar seine weiteren Schlachten zu schlagen. Seine Absetzung hatte enormes Aufsehen erregt und die Augen der Oeffentlichkeit waren auf den unerschrockenen Mann gerichtet. In Berlin nun sammelten sich gleich von Neuem wieder die „Freien" um ihn, der an Ruhm und Jahren ihnen voraus war, und so sehr ist Bruno Bauer überall als ihr eigentliches Haupt betrachtet, dass ihm billig auch hier, in der Betrachtung des inneren Ringes der Freien, die erste und breiteste Stelle gebührt.

Der Vater der Bauer's betrieb im zweiten Jahrzehnte des Jahrhunderts in der Taubenstrasse nahe der Dreifaltigkeitskirche ein kleines Porzellangeschäft. Er war aus dem Altenburgischen Orte Eisenberg nach Berlin gekommen, um hier seinen Söhnen eine möglichst gute Erziehung zu Theil werden zu lassen. Egbert und Bruno (1809 geboren) waren noch Kinder, der dritte Bruder Edgar wurde erst nach der Uebersiedelung der Familie nach Charlottenburg 1820 geboren.

Bruno, unbedingt der befähigteste unter seinen Brüdern, ein unruhiger, kritisch veranlagter Kopf, studierte in Berlin 1827 und die folgenden Jahre unter Marheineke und Schleiermacher Theologie, vor Allem aber Philosophie, natürlich bei Hegel. Im Anfang begeisterter Hegelianer der alten Richtung, habilitierte er sich, ein Schützling des Ministers Altenstein und zu dem Kreise junger Leute um die Bettina gehörig, die für sie Studien unter den Aermsten der Armen im Berliner Voigtlande machen mussten, 1834 in Berlin in der theologischen Facultät. Bald darauf begann er auch seine litterarische Laufbahn mit einer Kritik des eben erschienenen, höchste Erregung hervorrufenden „Leben Jesu" von Strauss, noch in dem Glauben: die „geschichtliche Offenbarung" mit dem „freien Selbstbewusstsein" vereinigen zu können.

Wie bald er diesen Glauben als Täuschung empfand, zeigt ein Blick auf seine kritische Thätigkeit, die ihn in schnellster Aufeinanderfolge von dem Alt-Hegelianismus ab und weit über Strauss

Digitized by Google

noch hinaus zu der Kritik der evangelischen Synoptiker und zu der Enthüllung der inneren Widersprüche und ganzen Inkonsequenz der Hegel'schen Philosophie in seiner anonymen Broschüre „Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel den Atheisten", sowie weiter zu seiner Absetzung als Privatdocent in Bonn führte. Der Minister Altenstein hatte seinen Schützling schon früher fallen gelassen, als dieser sich immer weiter „nach links entwickelte".

Bruno vertheidigte sich in glänzender Weise in seiner „guten Sache der Freiheit" und fuhr fort sich zu entwickeln. Er erwarb in Charlottenburg seinem Bruder Egbert einen Cigarrenladen, der mit einem Verlagsgeschäft verbunden war, in dem nun seine und Edgars Bücher erschienen und bald als bedeutungsvolle Publication die „Allgemeine Litteratur-Zeitung" von 1843—1844 hervortrat.

Die rastlos über Freund und Feind forteilende, von ihm in's Leben gerufene und geleitete Bewegung der „Kritik" schlug in diesem Organ ihre heftigsten Schlachten, in denen um die „absolute Emancipation" des Individuums, das jedoch nicht den Boden des „reinen Menschenthums" verlassen durfte, mit ebenso viel Heftigkeit, als Begabung gekämpft wurde. Der Feind, dem der Kampf galt, war allmählich die „Masse" geworden: in diesem Schlagwort fasste die „kritisch gewordene" und „absolute" Kritik nach der Ueberwindung der Theologie „an Stelle aller einzelnen Formen der Beschränktheit und der Abhängigkeit" sämmtliche dem „Geiste" feindlichen Bestrebungen zusammen.

Als „Masse" galten somit der „kritischen Kritik" ebensowohl die radikalen politischen Bestrebungen des Liberalismus der ersten vierziger Jahre, als auch die damals erwachende soziale Bewegung, in deren communistischen Forderungen sie mit Recht eine äusserste Bedrohung des „Selbstbewusstseins", der persönlichen Freiheit, erblickten. Die Antwort blieb von dieser letzten Seite nicht aus; Marx und Engels, die Berlin und die „Freien" unterdessen verlassen, gaben sie 1845 in ihrem gehässigen Pamphlet „Die heilige Familie oder Kritik der kritischen Kritik, gegen Bruno Bauer und Consorten".

Die „Litteratur-Zeitung", die doch wohl allzu geschäftsmässig bei ihren kritischen Hinrichtungen verfuhr, konnte sich nicht halten, und, da die „Masse" selbst allmählig anfing „kritisch zu werden",

Digitized by Google

wandte sich Bruno Bauer wieder historischen und zeitgeschichtlichen Arbeiten zu, die sich im Laufe der nächsten Jahre als Ergebnisse einer reichen und fruchtbaren, theilweise von Jungnitz und seinem Bruder Edgar unterstützten Thätigkeit zu einer langen Reihe von Bänden sammelten, bis er dann nach der Revolution die Bibelkritik, die seinen Namen berühmt gemacht hatte, wieder aufnahm.

Die Bewegung der Kritik war bereits erloschen. Bruno hatte zuletzt selbst ihre „Gesinnungslosigkeit" proklamirt und damit auch die letzten unter seinen — nie sehr zahlreichen — Anhängern vor den Kopf gestossen, sodass auch sie von ihm abgefallen waren.

Die „heilige Familie", um zu ihr zurückzukehren — so wurde spöttischerweise der Kreis genannt, der sich um Bauer in Charlottenburg bildete und sich zum grössten Theil aus den nicht allzu zahlreichen Mitarbeitern der Litteratur-Zeitung zusammensetzte. Sie erhielt oft Verstärkung und Zuschuss an Mitgliedern von den „Freien" und im Sommer wurden von Charlottenburg aus die gemeinschaftlichen Ausflüge nach dem „Spandauer Bock", dem kleinen Haus an der Haide, gemacht. Im Uebrigen aber war die „heilige Familie" doch wesentlich verschieden von den „Freien". Es überwog in ihr das weibliche Element zeitweise ganz bedeutend und auffällige Erscheinungen, wie die der Louise Aston, brachten genügend Leben in das stille, einträchtige Haus, in dem die Brüder unablässig fleissig arbeiteten, während der Vater-Porzellanmaler mit Egbert die Bücherballen band und die alte Mutter geschäftig vorn im Laden Cigarren verkaufte.

Bruno's um elf Jahre jüngerer Bruder Edgar hatte ebenfalls auf seinen Antrieb hin zuerst Theologie studiert, sich dann aber aus praktischen Gründen der Rechtswissenschaft zugewandt. Er besass bei Weitem nicht die geistige Bedeutung Bruno's und stand lange Zeit völlig unter dessen Einfluss. Manche Wandlungen seiner Ansichten sind nur so zu erklären.

Gleich Bruno zunächst Mitarbeiter der Hallischen Jahrbücher von Ruge (1838ff.), war seine erste Schrift eine Vertheidigung seines Bruders gelegentlich dessen Absetzung. Beiden war nun jede öffentliche Stellung in Preussen ein für allemal verschlossen.

Ein Jahr später wurde ihm wegen seiner scharfen und muthigen Arbeit „Der Streit der Kritik mit Kirche und Staat" ein lang-

Digitized by Google

wieriger Prozess gemacht, der mit seiner Verurtheilung zu drei Jahren Festungshaft endete, die er von 1846 an in Magdeburg verbüsste. Wie Bruno, und kaum minder fruchtbar, wenn auch weniger gründlich, beschäftigte er sich dort mit Geschichtsschreibung, um sich dann nach seiner Entlassung — wieder in Berlin — in die Bewegung der Revolutionsjahre zu stürzen.

Als dritter im Kreise der „Freien" wäre der Schriftsteller Ludwig Buhl zu nennen. Wenn die Namen der Bauer's besonders der Bruno's, heute noch eine gewisse Geltung haben, ist Buhl so gut wie vergessen und seine Schriften werden schwerlich je wieder an's Tageslicht gezogen werden. Und doch stand er — „in einem schwachen Körper eine starke, unverwüstliche Natur" — an kritischer Schärfe den Brüdern keineswegs nach, übertraf Beide jedenfalls an Schärfe des Blicks für die politische Zeitlage. Er war einer der Ersten, der erkannte, dass die Kritik sich nicht gegen diese oder jene Form des Staates, sondern gegen das Wesen des Staates überhaupt zu richten habe, um irgend welche praktischen Resultate zu erzielen. Diese Ansicht vertrat er zuerst in seiner „Berliner Monatsschrift", von der noch die Rede sein wird, nachdem er sozialpolitischen Fragen schon wiederholt in seiner bald verbotenen Zeitschrift „Der Patriot" von 1842, in seiner Schrift über die Verfassungsfrage und in seinem Buche über „die Herrschaft des Gebiets- und Bodenprivilegiums in Preussen" nahe getreten war. Ein ausgezeichneter Uebersetzer z. B. der „Zehn Jahre" von Louis Blanc, „wo er jedes Dieu mit Vernunft übersetzte", und trotz aller Hast seiner Arbeiten ein sorgsamer Stylist, gilt seine Uebertragung der Casanova'schen Memoiren noch heute allgemein für unübertrefflich.

Buhl (ursprünglich Boul) entstammte der französischen Kolonie und war 1814 in Berlin geboren. Wenn er nicht irgend eine Gefängnissstrafe abzusitzen hatte, deren er sich zahlreiche, einmal durch seine Schriften, ein anderes Mal durch ein ironisches Hoch auf die Polizei auflud, — er war bald drei Wochen, bald drei Monate, einmal sogar ein Jahr auf der Festung, — so war er immer bei Hippel zu sehen, einer der treuesten Besucher und einer der — lautesten.

Senior des Kreises und neben Bruno Bauer einer seiner Angesehensten und Bedeutendsten war der Gymnasiallehrer Carl Friedrich

Digitized by Google

Köppen, der Anfang der vierziger Jahre in den oberen Klassen der Dorotheenstädtischen Realschule unterrichtete. Er verkehrte lange Jahre bei Hippel, eng mit den „Häuptern" befreundet. „Es konnte nicht fehlen, dass ein verlorenes Echo der genialisch-tollen Symposien, die sie mit einander hielten, in den Gesprächen des Lehrers mit dem Schüler zu Zeiten widerklang", sagt einer dieser Schüler in dankbarer Erinnerung an den trefflichen und allgemein geachteten Mann. Glaubwürdigen Zeugnissen nach soll Köppen indessen schon bald aus dem Kreise fortgeblieben sein, da er sich ihm geistig doch wohl nicht verwandt genug fühlte.

Ein Kollege Köppen's und mit ihm oft bei Hippel war der Seminarlehrer Mussak, ein unstudierter Mann, aber von gesellschaftlicher Bildung, der an der National-Zeitung mitarbeitete, und, aus ihr herausgedrängt, Redacteur der „Deutschen Reform" wurde.

Ebenfalls zu den regelmässigsten Gästen bei Hippel gehörte der Litterat Dr. Eduard Meyen, der, 1812 in Berlin geboren, dort und in Heidelberg Philosophie und Philologie studirt und sich später ausschliesslich litterarischer Thätigkeit zugewandt hatte, die zu eifrigster Mitarbeiterschaft an den verschiedensten Zeitungen, den Hallischen Jahrbüchern, sowie zur Uebernahme der Redaction der „Litterarischen Zeitung" führte, jedoch in keinem selbständigen Werke Spuren hinterliess. Meyen war ein geachteter, ehrlicher Tagesjournalist. Wie scharf seine Feder werden konnte, hatte er bereits vor 1840 in seiner Streitschrift gegen den Historiker Heinrich Leo, den „verhallerten Pietisten", gezeigt. Meyen war übrigens der Onkel des Dichters Alfred Meissner.

Körperlich, wenn auch nicht geistig, überragte alle Anderen der Journalist Friedrich Sass, ein geborener Lübecker, wegen seiner sechs Fuss hohen Gestalt meist „der lange Sass" genannt. Er war ein fähiger Journalist und gab durch eine Broschüre, die er unter dem lange festgehaltenen Pseudonym Alexander Soltwedel schrieb, den ersten Anstoss zur Bildung einer deutschen Flotte. Auch war er eine Zeit lang der Herausgeber des „Pilot". Sein umfangreichstes Werk, das er 1846 veröffentlichte, behandelt „Berlin", und ist nicht ohne Werth, beweist aber, wie wenig er sich Mühe gegeben hatte, in den geistigen Gedankenkreis seiner Hippel'schen Freunde einzu-

Digitized by Google

dringen. Aber nicht dies Werk, sondern seine gelungenen Gassenhauer, wie die „Lieder" auf den Bürgermeister Tschech und den Mörder Kühnapfel, die von ihm herrühren sollen, haben sich ihrer drolligen Ungenirtheit wegen in dem Gedächtnisse der Zeit erhalten. Der „lange Sass", auch „Literarchos" genannt, war ständiger Kaffeegast bei Stehely und verkehrte viel mit den „Freien", für die er ebensowohl die Zielscheibe des Witzes abgab, wie später für den „Kladderadatsch" . . .

Gleichfalls Journalist, aber weit höher begabt, dabei ein Stück Dichter und eine Natur nicht ohne einen genialen Zug in's Grosse, war Hermann Maron. Aus sehr gutem Hause, von Jugend an verwöhnt, doch ohne Vermögen, um seinen Neigungen leben zu können, brachte ihm das Leben frühzeitige Enttäuschungen. Er muss bei Hippel noch in späteren Jahren, als die Gesellschaft schon anfing sich aufzulösen, verkehrt haben.

Ständiger Besucher war Dr. Adolf Rutenberg, der Schwager der Bauer's, der von der „Rheinischen Zeitung" wieder herübergekommene alte Burschenschafter und aller Philosophie abholde sehr thätige Tagesschriftsteller.

Für eine Zeit soll auch Dr. Arthur Müller, der im Jahre 1848 die „ewige Lampe" redigierte, ein fleissiger Besucher gewesen sein.

Des Weiteren verkehrte unter den „Freien" der Lieutenant Saint-Paul. Er war als Censor nach Köln gesandt, um dort die „Rheinische Zeitung" zu beobachten, war aber viel lieber mit ihren Redacteuren Abends gemüthlich zusammen. Als sie dennoch einging, kehrte er nach Berlin zurück. Er war einer der lebhaftesten des ganzen Kreises und kümmerte sich innerlich wenig um die Tendenzen der „Kritik", wenn er sich bei ihr nur amüsierte.

Zu dem inneren Ring hat auch Ludwig Eichler gehört, der Mann im rothen wallenden Bart und im schäbigen, grünen Flausrock, der vielgenannte Volksredner mit der mächtigen Stimme, Virtuos im Entbehren und im Uebersetzen französischer Romane, und von grundanständiger Gesinnung.

Ferner ein gewisser Lehmann, genannt „Zippel", ein Philologe, der „die weiche romantische Poetennatur unter der künstlich angenommenen Maske des verwegensten Cynikers" verbarg und

Digitized by Google

später zum treuen litterarischen Schildknappen Bettina's, des „Kindes", wurde.

Endlich der Assessor Gustav Lipke, späterer Rechtsanwalt und Mitglied des Reichstags, der seiner politischen Reden wegen gelegentlich verhaftet wurde, ein Freund Bruno Bauer's bis zu dessen Tode.

Wenn wir nun von der Betrachtung dieses „inneren Ringes" bei Hippel zu der des weiteren Kreises übergehen, soll zunächst betont werden, dass gewiss Mancher aus diesem letzteren wenigstens zeitweise ebenso oft und öfter zu Hippel kam wie die Genannten und deshalb ebensowohl eine genauere Schilderung verdient hätte. Aber theils werden ihre Namen doch im Laufe der Jahre nicht so regelmässig und immer wieder genannt, theils zogen sie auch das Interesse noch nicht so auf sich wie jene.

Eine fast unübersehbare Schaar, dieser weitere Kreis . . . Es wäre eine vergebliche Mühe, auch nur den Versuch zu machen, zu sagen, wann, wie oft und wie lange jeder Einzelne dieser wirren Menge bei Hippel verkehrte. Da ist Einer, der vielleicht nur ein paar Mal kam, um dann für immer fortzubleiben; da ein Anderer, der Jahre zwischen seinen ersten und letzten Besuch legte; da ein Dritter, der regelmässig eine kurze Zeit kam, so regelmässig wie nur Einer; und da ein Vierter, der kam, wenn es ihm gerade passte . . . Und alle Diese gehen und kommen in der langen Zeit wohl eines Jahrzehnts!

Daher ist mehr als eine Namens-Aufzählung zu geben unmöglich. Um einigermaassen die Uebersicht zu erleichtern, wurde, so weit es anging, in Gruppen zusammengestellt, was entweder von einer solchen, so von dem Rütli, zu den „Freien" kam, oder von diesen heraus selbst zu einer solchen wurde, wie der „Freihandels-Verein". Auch was sich später aus Gründen des Interesses zu einem besonderen Zweck anderweitig wieder vereinte, etwa zur Gründung einer Zeitung, wurde zusammen genannt. Dass mit dieser sich von selbst ergebenden Art der Anordnung der vielen Namen keine „Klassificierung" irgend einer Art bezweckt wird, braucht hoffentlich nicht besonders betont zu werden.

Ebenso begreiflich ist es, dass sie sämmtlich hier nur kurz gestreift werden und unser Interesse nur in zweiter Linie in Anspruch nehmen

Digitized by Google

dürfen. Ueber Viele wird man sich an anderen Orten ausführlicher unterrichten können. Auf Alle hatte auch der flüchtigste Besuch bei den „Freien" einen gewissen Eindruck hinterlassen und nur bei Einigen wurde er im Laufe der Jahre völlig verwischt. Kaum einer von ihnen Allen ist mehr am Leben: Einige sind in Elend und Verlassenheit gestorben, Andere „brachten es zu Etwas" und gelangten zu „Ehren und Würden". Alle aber wurden sie auseinander gesprengt und über die Erde verstreut und nur die Wenigsten standen unter einander später wohl noch in irgend einer Beziehung.

Ganz ausserordentlich gross ist die Zahl der Journalisten, die bei Hippel aus- und eingingen. Sie setzten sich zum Theil aus Denen zusammen, die auch Nachmittags in dem berühmten „rothen Zimmer" der Stehely'schen Conditorei zusammentrafen, theils hatten sie keine so ausgesprochen radikale politische Anschauung, und kamen mehr der Neugierde wegen und aus flüchtigem Interesse.

Einer der begabtesten und wohl der energischste unter ihnen Allen, obwohl man es ihm nicht ansah, war Gustav Julius, der früh in London sterben sollte, der Gründer der „Berliner Zeitungshalle", des in den Revolutionsjahren so vielbesuchten und in der Geschichte jener Tage so oft genannten Lesezimmers an der Ecke der Jaeger- und Oberwallstrasse und des gleichnamigen radikalen Blattes. Dann kamen: Dr. Karl Nauwerck, der „politische Lehrer der Jugend", ein stiller und fleissiger, aber innerlich gemässigter Privatdocent an der Universität, der Verfasser der Schrift: „Ueber die Theilnahme am Staate" und Mitarbeiter der „Deutschen Jahrbücher", dessen Absetzung 1844 Aufsehen erregte und den Studenten Gelegenheit zu einer grossen Demonstration gab; Guido Weiss, hervorragender Stylist und einer der besten deutschen Journalisten, der spätere Begründer der „Zukunft" und der „Wage"; Adolph Streckfuss, der sich lebhaft an der Revolution betheiligte; Feodor Wehl, der Redakteur der „Wespen"; Max Cohnheim, ein junger Journalist; Albert Fränkel, einer der ältesten Mitarbeiter der „Gartenlaube"; Adolph Wolff, genannt der „schwarze Wolff", der auch Schönfliess hiess, der Verfasser der „Revolutions-Chronik"; Ludwig Köppe aus Dessau, der Bruder des früheren anhaltischen Ministers; Jungnitz, der Mitarbeiter Bruno Bauer's an dessen

Digitized by Google

„Denkwürdigkeiten zur Geschichte der neueren Zeit"; Julius Löwenberg, späterhin Mitarbeiter der „Vossischen Zeitung"; und endlich ein G. Wachenhusen, der Verfasser einer Schrift „An die deutschen Studenten".

Neben den Journalisten wurden auch junge Dichter viel bei Hippel gesehen, Begeisterung bringend und mit sich nehmend aus dem stets anregenden Kreise. Waren sie doch Alle miteinander hineingerissen in die heisse Erregung jener Tage und nahmen sie doch damals noch lebendigen Antheil an den Fragen, die ihre Zeit bewegten, ohne Angst vor der „Tendenz". Da sah man den jungen Rudolph Gottschall, der — von Königsberg seiner „Censurflüchtlinge" und seines „Ulrich von Hutten" wegen verwiesen — in Berlin 1844 sein Jahr bei den Gardeschützen abdiente; etwas früher, 1843, den vierundzwanzigjährigen, schon den Doctorgrad tragenden Wilhelm Jordan, der eben seine ersten Lieder von der „Glocke und Kanone" gesungen und nun hier die Gestalten seines späteren „Demiurgos" vor sich sah; ferner Karl Beck, den genialen Sänger der „Nächte", der bereits seine „Gesammelten Gedichte" erscheinen lassen konnte und von allen Seiten in Berlin ausgezeichnet wurde; da einen jüngeren, heute verschollenen Dichter Otto von Wenckstern, einen Wupperthaler, der in Bonn studiert hatte; endlich den heute ebenfalls vergessenen Reinhold Solger, den hochbegabten Dichter des leider unvollendeten „Hans von Katzefingen", der mit Kossuth nach Amerika ging, wo er starb.

Unter den Dichtern sei auch J. L. Klein, der Dramatiker und Herausgeber des „Modenspiegels" genannt, dessen „Zenobia" damals eben erschienen war; und endlich noch einer interessanten Erscheinung gedacht, der des Königsbergers Albert Dulk, des Verfassers der dramatischen Dichtung „Orla", der später zur Sozialdemokratie überging.

Manche der Mitglieder der „Freien" gehörten auch oder in erster Linie anderen Vereinigungen an, oder bildeten solche, nachdem sie durch ihre Bekanntschaft ein gemeinschaftliches Interessenprincip gefunden hatten.[1]

So kamen von ihrem „Rütli", einem litterarisch-wissenschaftlichen Verein, der aber auch den „höheren Blödsinn" eifrig pflegte, junge und begabte Köpfe zu den „Freien" herüber, um gerngesehene

Digitized by Google

Gastrollen zu geben oder auch länger zu bleiben. Wir nennen Titus Ullrich, den jungen Dichter des „hohen Liedes"; den Musikkritiker und Humoristen Ernst Kossak; den Geschichtsmaler Heinrich Ulke, der mit jugendfrischer Begeisterung jede neue Freiheitsidee in sich aufnahm; und einen Wilhelm Caspary, Mitarbeiter am „Freimüthigen". Der Besuch dieser Rütlileute fällt vor Allem in die Jahre 1844—46.

Zum Theil aus diesem Rütli-Verein hervorgegangen waren die späteren Begründer und Mitarbeiter des „Kladderadatsch", alle bei Hippel mehr oder minder eifrige Gäste. Vor Allen David Kalisch, der eigentliche Vater des „Kladderadatsch", wie der der „Berliner Posse", der bei den „Freien" seines Witzes wegen gern gesehen wurde, aber auch von ihrer scharfen Kritik Manches gelernt haben mag. Dann dessen Vettern: Rudolf Löwenstein, der Mnemoniker und Dichter reizender Kinderlieder, und Ernst Dohm, der indessen erst in späteren Jahren zu Hippel kam, wie er ja auch erst 1849 nach dem Wiederaufleben des „Kladderadatsch" an dessen Spitze trat. Endlich des Blattes späterer Illustrator, der Zeichner Berliner Lebens, Wilhelm Scholz, der aber nur einige Male kam.

Als weitere Gruppe wären Die zu nennen, die sich später unter ihrer gemeinsamen Idee des Freihandels zu einem „Freihandels-Verein" enger zusammen schlossen.

Unter ihnen an erster Stelle Julius Faucher, der eigentlich seinen Platz in dem „engeren Ringe" hätte haben müssen, denn er war lange Zeit ein regelmässiger Besucher bei Hippel und wahrlich keiner der langweiligen. Er war 1820 in einem der Eckhäuser an der Kreuzung der Friedrichstrasse und der Linden in Berlin geboren. Sein Vater gehörte der französischen Kolonie an, den Nachkommen der ehemaligen Emigranten. Auch Julius hatte mehr von einem Romanen als einem Deutschen an sich. Von scharfem Verstand, schlagendem, aber nie rohem Witz, sprudelnder Lebhaftigkeit war er eine durch und durch geniale Natur und überall ein beliebter Gesellschafter. Er hatte sich 1845 mit der Pflegetochter des Hutmachers Sommerbrodt, Karoline, verheiratet und kam ein Jahr später von Berlin nach Stettin, und von da nach ruhelosen Agitationsreisen nach Berlin zurück, wo er nach der Revolution die „Abendpost" gründete,

Digitized by Google

eine der bestredigierten, radikalsten und interessantesten Tageszeitungen, die jemals existiert haben. Da sie dem „Zwangsstaat" von mehr als einer Seite und mit den schärfsten Waffen zu Leibe ging, machte dieser ihr das Leben auf seine bekannte Art und Weise unmöglich und Faucher ging mit dem ebenfalls an ihr beteiligten Dr. Meyen nach London.

Dem Freihandels-Verein, dessen Seele er war, gehörten ausserdem von den „weiteren Hippelianern" noch an: der Litterat Dr. Bettziech, der unter dem Pseudonym H. Beta spätere eifrige Mitarbeiter der „Gartenlaube", lahm und verwachsen, und arm wie Hiob, aber immer vergnügt; der „dicke" Stein; John Prince-Smith, der bekannte Freihändler; Walter Rogge, der glänzende Stylist und spätere Pfarrer; und Dr. Wiss, der lange Zeit in freundschaftlichster Weise mit den Häuptern der „Freien" bei Hippel verkehrt haben muss, später mit Ruge die „Reform" zu gründen versuchte und dann nach Amerika ging, wo er Redacteur der amerikanischen Turnzeitung wurde, bis er wieder nach Europa zurückkehrte.

Da waren ferner Die, welche sich später zur Begründung der National-Zeitung und Mitarbeiterschaft an ihr zusammenthaten und dann theilweise auch fortblieben: zunächst Dr. Friedrich Zabel, damals noch Lehrer an einer höheren Schule, ihr eigentlicher Begründer und späterer Leiter; Otto Michaelis, der Freihändler und spätere Schöpfer der Gewerbeordnung; Otto Wolff, der dann nach Stettin als Redacteur ging; Theodor Mügge, der seine fruchtbare Laufbahn als Romanschriftsteller soeben mit seinem „Toussaint" begonnen hatte; und der schon im inneren Kreis genannte Adolf Rutenberg.

Dann die späteren Mitarbeiter der genannten Zeitung: die Brüder Adolph und Otto Gumprecht aus Erfurt, Reiseschriftsteller der eine, Musikkritiker der andere.

Auch die späteren Sozialisten erschienen und waren sogar im ersten Anfang fleissige Besucher des Kreises, bis ihre Thätigkeit sie von Berlin forttrieb und bevor ihre persönlich so gehässige Kritik ihr Verweilen in ihm unmöglich gemacht hätte. Gleich im Anfang der vierziger Jahre tritt uns hier die Gestalt von Karl Marx entgegen und, etwas später und erst, als Marx bereits Berlin verlassen, die

Digitized by Google

seines Freundes Friedrich Engels. Ferner der Lyriker Ernst Dronke, der Verfasser eines Buches über „Berlin“ und von Novellen „Aus dem Volke“, der schon bald vor den Chikanen der Polizei nach England flüchten musste und, wie Marx und Engels, Redacteur an der „Neuen Rheinischen Zeitung“ von 1848.

Von den Einzelnen, die als zeitweilige Besucher bei Hippel erschienen und im Laufe der Jahre hier und da, öfter oder seltener, die Zahl der Gesellschaft durch ihr Erscheinen vermehrten, seien die Folgenden noch genannt:

Hermann Raster, damals ein junger Student, später der bekannte Redacteur der „Illinois Staatszeitung“ in Chicago; Alexander Kapp, ebenfalls ein junger Student der Rechte; der „lange Liederling“ Hieronymus Thrun, seines Zeichens Musiklehrer, ein verbummeltes Genie; ein Architekt Freiesleben aus Dessau, einer der späteren „lateinischen Bauern“ in Texas; der Referendar Eduard Flottwell, ältester Sohn des Oberpräsidenten, der sich später als Photograph durch's Leben schlug; Enno Sander, der sich am badischen Aufstand betheiligte; W. von Neumann, dessen Vetter; der Aesthetiker Max Schasler; die Buchhändler Wilhelm Cornelius, der frühere Anhänger der Rheinbundidee und Gefangene von Graudenz, und Twietmeyer; von Förster, ein geistreicher Cyniker; Bürgermeister Zehrmann, später in Potsdam; Max Schmidt, ein junger Maler aus Weimar; ein Freiherr von Gaudy; Alcibiades Faucher, Bruder von Jules, der geistig mehr als schwerfällig war und sich alle Abende seinen Rausch antrank.

Und um noch einige weitere Namen wieder zu nennen, wie sie genannt wurden, ohne jeden weiteren Anhaltspunkt: ein von Leitner aus Oesterreich; ein Jurist Nernst; Carl Noback; und Dr. Julius Waldeck, ein gescheidter Arzt und Vetter Johann Jacoby's.

In der Revolutionszeit traten viele neue Gesichter flüchtig in den Kreis der Freien; manche würden dem Kenner der Geschichte jener Tage vertraut in's Ohr klingen, aber ihre Erscheinungen verschwanden so schnell, wie sie gekommen, wieder und wir haben bereits der Namen zu viele genannt.

Aber, wird man fragen, es waren doch auch Frauen bei „Hippel“? — Ganz gewiss, und wir sehen sie unbefangen und ohne Ziererei an

Digitized by Google

dem lauten Tische sitzen, der von ihrem Geiste dieselbe Männlichkeit verlangte, wie von jedem anderen Besucher, wenn es galt, ohne jede Sentimentalität und Prüderie die Fragen zu behandeln, welche Tag und Zufall gerade gaben.

Leider wissen wir ausser der einen, die uns noch so viel beschäftigen wird, nur von sehr wenigen. Da war die Frau des Dr. Wiss, eine Demokratin vom Scheitel bis zur Sohle; eine verheirathete Schauspielerin von Ruf, deren Name vergeblich gesucht wurde; und Karoline Sommerbrodt, die Frau Faucher's, die, von einer reichen Tante sorgfältig erzogen und an die besten geselligen Formen gewöhnt, es nur mit Widerstreben duldete, dass die Zusammenkünfte zuweilen auch nach ihrem Salon in der Dessauerstrasse verlegt wurden, aber doch immer gute Miene zum bösen Spiel machte. Mehrere Männer brachten auch ihre Geliebten mit, so Buhl die seine, die den Spitznamen Mirabeau führte und sich rühmte, den ganzen „sittlichen Kram" zum Fenster hinausgeworfen zu haben. Endlich sei noch Louise Aston genannt. Sie war eine der auffallendsten Erscheinungen der damaligen Zeit. Jung verheirathet und bald geschieden von ihrem Manne, einem Engländer, temperamentvoll und leidenschaftlich, war ihr, bevor sie nach Berlin kam, bereits ein gewisser Ruf vorangegangen. Ihre anmuthige Erscheinung, ihre elegante Toilette, die sie zuweilen mit Männerkleidern vertauschte, ihr ganzes freies und doch nicht lautes Auftreten fesselte auch hier die Aufmerksamkeit Vieler. Sie wurde 1846, ihres Umganges mit den radikalen Elementen wegen, ausgewiesen, lebte einige Zeit in der Nähe Berlins und kehrte erst später dorthin zurück. Uebrigens erschien sie selten unter den „Freien". Ihre Schriften sind ohne besondere Bedeutung und verrathen wenig von der Originalität ihrer Persönlichkeit, die wohl mehr in Aeusserlichkeiten bestanden haben mag.

Auch Gäste erschienen öfters an der Tafelrunde, die auf der Durchreise begriffen waren und, von dem Ruf der „Freien" angelockt, sich in Berlin durch den Augenschein von der Wahrheit der Gerüchte zu überzeugen und die Träger der so oft genannten Namen in persönlichem Umgange kennen zu lernen wünschten.

Digitized by Google

Von drei solchen flüchtigen Gastbesuchen bekannter Persönlichkeiten hat sich die Kunde erhalten, aber es muss leider gleich hinzugefügt werden, dass keine einzige dieser drei Grössen es auch nur für die Länge eines Abends unter den ihnen „allzu Freien" aushielt, sondern nach kurzem Aufenthalt verschwand.

Der erste war Arnold Ruge. Er erschien Anfangs November 1842 eines Abends mit dem Verleger Otto Wigand aus Leipzig und seinem Bruder Ludwig bei Walburg in der Poststrasse. Es trieb ihn die Leute von Angesicht zu Angesicht zu sehen, mit denen er als Herausgeber der „Hallischen Jahrbücher" schon so lange in regem Verkehr gestanden. Er traf die ganze Gesellschaft beisammen. Ludwig Ruge erzählt: „Anfangs war es ziemlich stille, und er bildete den Mittelpunkt der Unterhaltung. Nach und nach befreiten sich einige aus der philiströsen Unterhaltung" — Ruge hatte mit Bauer, Nauwerck und Köppen den Plan einer „freien Universität", unter den damaligen Umständen ein Ding der Unmöglichkeit, erörtert, und den Jüngeren, die erst still zugehört hatten, wurde die Sache langweilig und sie opponierten — „und verfielen in ihren alten gewohnten Ton. Die freie Stimmung steigerte sich bis in's Unglaubliche. Ich sah wie Arnold stumm und wie versteinert dasass. Ein Sturm musste ausbrechen, denn es kochte und siedete in ihm. Mit einem Male sprang er auf und rief mit lauter Stimme: «Ihr wollt frei sein und merkt nicht, dass Ihr bis über die Ohren in einem stinkenden Schlamm steckt! Mit Schweinereien befreit man keine Menschen und Völker! — Reinigt Euch zuerst selbst, bevor Ihr an eine so grosse Aufgabe geht!»"

Damit verliess der eitle Mann, dessen sehr überschätzte geistige Bedeutung seinem Einfluss in damaliger Zeit nie gleichgekommen ist, die Gesellschaft, um nie wiederzukehren. Man kann sich denken, dass der moralische Entrüstungsausbruch dieses Predigers in der Wüste bei den Zurückbleibenden nur die ungeheuerste Heiterkeit erregte und wird die Bitterkeit verstehen, mit der nachher von dem in seinen heiligsten Gefühlen Gekränkten auf die „Freien" losgezogen wurde. Wenn dies gleichgültige Ereigniss auch nicht zu „einem allgemeinen Stadtklatsch" gedieh, so trug es doch dazu bei, die „Freien" nach Aussen hin in Verruf zu bringen, um so mehr,

Digitized by Google

als sie selbst natürlich nicht daran dachten, zu antworten. Arnold Ruge aber bildete sich allen Ernstes ein, „halb und halb die Gesellschaft gesprengt zu haben".

Ein zweiter Besucher benahm sich zwar weniger albern, als Ruge, indem er einfach stillschweigend fortging, als es ihm nicht mehr gefiel, war aber nicht glücklicher. Es war Georg Herwegh, der Dichter der „Gedichte eines Lebendigen", der auf seiner Triumphreise durch Deutschland ebenfalls im November 1842 nach Berlin gekommen war, wo er von dem König bekanntermaassen empfangen wurde, obwohl seine Gedichte erst kurz vorher in Preussen verboten worden waren. Er blieb bei den „Freien" nur eine kurze Weile, sprach auf Verlangen einige seiner Verse mit gewohnter Verve und ging wieder. In seinem Urtheil über die Gesellschaft — er spricht von ihrer „Polissonnerie" — ist er offenbar stark durch Ruge beeinflusst worden, der sagt, dass Herwegh sogar Verse gegen das Unwesen gedichtet habe. Jedenfalls hatte sich der junge, gefeierte, damals schon so verhätschelte Dichter unter den freimüthigen, formlosen Kritikern aller Verhältnisse wenig wohl gefühlt.

In der Oeffentlichkeit wurde nachher behauptet, die „Freien" hätten Herwegh's Besuch zum Anlass einer grossen Demonstration machen wollen und es wurde heftig darüber hin und her gestritten, ob der Dichter überhaupt unter ihnen gewesen sei oder nicht. Herwegh selbst hat in einem an die „Rheinische Zeitung" gerichteten, noch unveröffentlichten Briefe seinen Besuch überhaupt geleugnet und wir müssen es ihm somit glauben. Genug, dass die Existenz der „Freien" auf alle Fälle wieder einmal festgestellt war. Sie waren eben, wie Bruno Bauer später sagte, das Gespenst des Jahres 1842; und mit Recht meint er, dass Herwegh sie besser hätte studieren müssen, als er es gethan, um über sie so urtheilen zu können.

Ein dritter Gast, gleichfalls nur für den Theil eines einzigen Abends, war ein weit weniger bedeutender Dichter: Hoffmann von Fallersleben. Der in Breslau abgesetzte Professor durchzog als wehklagender Barde die deutschen Gaue und kam auch nach Berlin. Es war wieder die „Weinstube in der Poststrasse" und nicht Hippel, die die Ehre auch dieses Besuches empfing. Hoffmann behauptet, die beiden Bauer's „in einem unzurechnungsfähigen Zu-

Digitized by Google

stande" gefunden und bei ihren „rohen und gemeinen Aeusserungen sich so unbehaglich gefühlt" zu haben, dass er ausgewandert sei. Klingt schon der erste Vorwurf gerade aus diesem Munde etwas merkwürdig, so haben hier zweifellos auch noch andere Umstände mitgewirkt, um den höheren Bänkelsänger zum Fortgehen zu bewegen.

Aber, wie gesagt, die „Freien" liessen alle Kritik stillschweigend über sich ergehen und lachten höchstens dazu.

Der Besuch solcher Gäste, wie diese drei, trug nun zwar wesentlich dazu bei, den Ruf der „Freien" in der Oeffentlichkeit zu verbreiten, aber in durchaus keiner schmeichelhaften Weise, und in der Presse — allerdings in welcher Presse! — wurde kaum jemals ein gutes Wort über die „Hippel'sche Bande" gesagt.

Wie viel dabei auf Rechnung der Sensation zu schreiben war, werden wir noch sehen. Einstweilen fragen wir, was überhaupt das Thun und Treiben einer privaten Gesellschaft die Oeffentlichkeit anging? —

Es war so gekommen. Ein offenbar beschäftigungsloser Korrespondent der „Königsberger Zeitung" hatte Anfang Juni 1842 dorthin in einem langen Artikel über die Entstehung eines Vereins berichtet, „dessen Zweck dahin gehen sollte, die bekannten holsteinischen «Philalethen» aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts zu erneuern" und der den Namen „die Freien" führen würde. Was der betreffende Korrespondent dann weiter faselt, ist ungefähr das Folgende: wie jene älteren Philalethen verwerfe auch der „Verein der Freien" die Bibel, wolle auch an Stelle der Tradition kein anderes bestimmtes Glaubensbekenntniss setzen, sondern einzig und allein die Autonomie des Geistes auf's Schild erheben, überhaupt schliesse sich der neue Verein dem alten in allen Punkten an, nur nicht in seinem Verhalten zur Staatsgewalt; der neue Verein sei vielmehr entschlossen, gleich von Anfang an entschiedener hervorzutreten, so den Austritt seiner Mitglieder aus der Kirche öffentlich zu erklären, um nicht durch rein passives Verhalten in den Verdacht der Heuchelei zu gerathen; u. s. w.

Es versteht sich von selbst, dass dieser ganze Unsinn entweder in dem Gehirn des lohnhungrigen Tagesschreibers selbst entstanden

Digitized by Google

war, oder ihm durch einen Spassmacher der Hippelianer suggeriert und dann von dem Nichtswisser für baare Münze genommen worden war.

Von Berlin aus hiess es denn auch nach Königsberg, dass man „hiesigenorts" überhaupt von dem „neuen Verein" Nichts wüsste.

Aber das „Frankfurter Journal" liess sich abermals und noch gründlicher düpieren. Es brachte sogar in einem Artikel vom 7. Juni das angebliche „Glaubensbekenntniss" der „Freien". So wahnsinnig erscheint dieses Dokument, wenn man die wirklichen Ansichten der so radikalen Gesellschaft kennt, dass man geneigt ist, irgend eine grobe Verwechselung oder Unterschiebung anzunehmen. Denn wenn aus dem Königsberger noch der soufflirende Schalk spricht, so hat sich offenbar der Frankfurter den Wisch irgend einer religiösen Secte in die Hand stecken lassen. So heisst es in diesem Glaubensbekenntniss, um nur einen Satz zu citieren: „Wir glauben an einen einzigen, allmächtigen, allweisen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, den Vater aller Wesen . . ." und am Schluss: „Wir feiern mit kindlichem Danke Feste zur Ehre des einigen Gottes . . . der unserer Seele gnädig sein möge jetzt und in Ewigkeit".

Die Oeffentlichkeit glaubte denn auch nie im Ernste an die Existenz der Gesellschaft und blieb im Unklaren über ihre Ziele und Zwecke.

Was später in sie drang, beschränkte sich auf kurze Notizen, die allerdings ganz darauf berechnet waren, dem Philister einen Schauder vor dem wüsten Treiben der Verworfenen einzujagen, und sie ihm in Wirklichkeit so erscheinen zu lassen, wie sich seine Phantasie die „Verneiner alles Göttlich- und Menschlich-Heiligen" in ihren Träumen darstellte.

Eine Rolle haben die „Freien" als solche nie gespielt. Als sich in den Revolutionsjahren Einige aus dem Kreise an der Bewegung betheiligten, thaten sie es auf eigene Faust, und die Oeffentlichkeit hatte den Kreis bereits so aus den Augen verloren, dass man ihre Namen nicht einmal mehr mit ihm in Verbindung brachte.

Er wäre heute überhaupt vergessen, wenn nicht die Erinnerung an Einzelne, die ihm angehörten, immer wieder auch die an die Stätte ihrer Zusammenkünfte wachgerufen und wachgehalten hätte.

Digitized by Google

Wie ging es nun bei Hippel zu? —

War der Ton des Kreises wirklich ein derart unerhörter, wie berichtet wurde, oder beruhten die Gerüchte nicht zum grössten Theil auf mehr oder minder böswilligen Uebertreibungen, sowie auf Voreingenommenheit des Urtheils? —

Ganz gewiss ist das Letztere der Fall.

Vor Allem war der Ton ein sehr verschiedener, je nach der Zahl und Art Derer, die gerade zusammentrafen.

Es mochte vorkommen, dass, wenn man zu Hippel kam, man Bruno Bauer mit irgend einem der Anwesenden in eifriges Kartenspiel vertieft fand, das stundenlang dauern konnte. Es war Kreuz- oder Eichel-Mariage, was man spielte; kaum wurde ein Wort gesprochen, und den Pfeifen entstiegen dichte Wolken; nur ab und zu fiel eine Bemerkung. Und wie er gekommen so ging der kleine, knorrige Mann wieder und die Anderen, die sich ebenso still auf ihre Weise amüsiert hatten, ebenfalls. Erstaunt frugen dann die Zuschauer eines solchen Abends: so also beschäftigen sich Menschen mit „Stirnen, an denen der Verstand zu Tage liegt"? — Aber das sind ja die reinen Philister!

Man konnte es aber auch anders treffen, besonders wenn viele der jüngeren Leute dabei waren. Dann war die ganze lange Tafel bis an das unterste Ende besetzt und in heftiger, lauter Discussion verflog der Abend: eine Bemerkung war gefallen, die irgend Einem nicht gefiel, er hatte sie aufgenommen, ein Dritter hatte geantwortet und bald war das lebhafteste Gespräch im Gange. Lange sprach Keiner und Jeder suchte sich kurz zu fassen. Höchstens Bruno Bauer hörte man einmal länger zu, wenn er in seiner scharfen, etwas überlegenen Weise sprach. Aber Jeder sagte auch, was er dachte, und verschwiegen oder in gewählte Form gegossen wurde Nichts. Nur Hand und Fuss musste haben, was man sagte.

Dass an Allem die schärfste Kritik geübt wurde, war selbstverständlich. Vieles wurde mit dem Worte: „Dreck" abgethan und oft wurde hierfür auch noch ein stärkeres gewählt. Wenn sich dann eine solche Unterhaltung bis an das Ende des Tisches gepflanzt, die ganze Gesellschaft ergriffen hatte und immer lebhafter und lauter wurde, dann mochte wohl ein zufällig zu Hippel gerathener Fremder,

Digitized by Google

der von einem Nebentische her zuhörte und dem bei all' den Schlagworten der Hegel'schen Schule, von denen er kein einziges verstand, etwas bänglich zu Muthe wurde, sich schauernd fragen, wohin er denn eigentlich gerathen sei.

Auch dass manche Abende in eine forcierte Lustigkeit ausliefen, dass von einem ernsten Gespräch dann keine Rede mehr war, dass Einer den Andern durch Erzählen von Zoten und Cynismen zu überbieten suchte, ist wahr, und es wird bei solchen Gelegenheiten wohl vorgekommen sein, dass Edgar Bauer sich als richtiger Gamin auf dem Boden wälzte, oder Ludwig Buhl die Grenzen des Geschmacks allzuweit überschritt, als dass sein Betragen noch hätte entschuldbar gefunden werden können.

Aber regelmässig endeten so diese Abende doch nicht. Die meisten verliefen vielmehr in der anregendsten und unbefangensten Weise.

Man betrat die zu ebener Erde gelegene Weinstube in der Friedrichstrasse 94, nachdem man in den Thorbogen getreten war und sich nach rechts gewandt hatte, befand sich in einem geräumigen schmucklosen Zimmer, durch dessen Mitte hin sich ein langer Tisch erstreckte und nahm an ihm Platz, wo gerade einer frei war, und wo es Einem beliebte. Hatte man Lust, so nahm man am Gespräch Theil, natürlich ohne sich seinem Nachbar erst „vorzustellen" — es konnte oft lange dauern, bis man zufällig erfuhr, wer der war —; hatte man keine Lust zu reden, so schwieg man. Bald kam auch Hippel heran, der für gewöhnlich wortkarg, aber immer aufmerksam in seiner Ecke stand und mehr innerlich an dem Treiben seiner Gäste Antheil nahm, und brachte das Gewünschte.

An Stoff zu Gesprächen fehlte es in jenen erregten Jahren ja nie: da war die Censur, die unerschöpflichen Anlass zu stets neuer Beleuchtung der herrschenden Gewalt bot; die Zwanzig-Bogen-Frage; die immer mehr um sich greifende Bewegung des Sozialismus und ihr Gang durch die verschiedenen Länder; der beginnende Judenhass; die religiöse und die studentische Bewegung; die eigenen, unaufhörlichen Kämpfe mit den Autoritäten — um nur einige dieser Themata zu nennen und hundert andere zu übergehen.

Getrunken wurde im Allgemeinen nicht über den Durst und wenn auch Fälle von Trunkenheit vorgekommen sein mögen, so

Digitized by Google

gehörten sie doch zu den Ausnahmen; wie mancher Fremde mag übrigens schon in der leidenschaftlichen Lebhaftigkeit des Einen oder Anderen Bezechtheit erblickt haben!

Dagegen waren Einzelne der „Freien" in Foppereien und Neckereien gross. Galten diese nun einem zufällig in die Gesellschaft geschneiten Fremden, der sich selbst als brauchbares Opfer auswies, oder der Oeffentlichkeit, indem man in eine Erklärung zu Gunsten der „Lichtfreunde" z. B. unter viele andere auch die Namen der am Meisten genannten „Freien" einschmuggelte — man war stets dabei, die Dummheit und Einfalt zum Narren zu halten, wie man sich auch gegenseitig nicht immer gerade zart anpackte. —

Hippel genoss auch deshalb die Gunst der „Freien" in so besonderem Maasse, weil er — pumpte. Als aber auch seine Geduld einmal zu Ende ging und er sich weigerte, noch weiter Credit zu geben, da ergrimmten die „Freien" und zogen unter die Linden, wo Kriegsrath gehalten wurde, der denn auch zu einem überraschenden Resultate führte. Man beschloss die Linden „abzufechten". Es war Enno Sander, in dessen Kopf diese geniale Idee auftauchte und der sie auch zuerst ausführte. Sobald er ein seinem Zwecke dienlich erscheinendes Individuum bemerkte, trat er hinzu, zog den Hut und bat demüthig: „Ich wollte bitten um eine Kleinigkeit, und wenn's auch bloss ein Thaler wär'. Hippel pumpt nicht mehr und wir möchten gern noch eine Bowle trinken . . ." Am ersten Abend sollen sie besonderes Glück gehabt haben: gleich einer der ersten war ein Fremder, der den Witz belachte und die ganze Gesellschaft zurück zu Hippel nahm, wo bis zum Morgengrauen, und mehr als eine Bowle, getrunken wurde. Am ersten Abend — denn dieser Scherz wurde in allem Ernste mehrfach wiederholt: man zerstreute sich, verabredete eine bestimmte Strassenecke und traf sich nach einer halben Stunde wieder, um den Raub zusammenzuthun und ihn im Kapkeller oder irgend wo anders in Flüssigkeit und Freude umzusetzen. Wenn man auch nicht immer einen „fremden Herrn" fand, so brachte man es doch ein anderes Mal auf zehn Thaler und immer auf Etwas. —

Im Sommer wurden gemeinschaftliche Ausflüge nach dem „Spandauer Bock" gemacht, oft in grosser Anzahl, oder auch nach Treptow und anderen Punkten der Umgebung.

Digitized by Google

Bei ganz besonderen Gelegenheiten aber ging es nach Köthen. Dort hatte sich nach dem Muster der „Freien" die „Kellergesellschaft" gebildet, in der es zuweilen noch toller hergegangen sein soll, als an den lautesten Abenden bei Hippel. Kamen nun die „Freien" erst herüber, so erreichte die Fröhlichkeit ihren höchsten Gipfel und die Welt wurde, so weit es anging, auf „den Kopf gestellt", bis man nach einigen durchjubelten Tagen und Nächten wieder nach Berlin zurückkehrte.

So ging es bei den „Freien" zu . . .

Wir werden ihr ganzes Treiben nur recht verstehen können, wenn wir Eines nicht vergessen: alle diese Männer lebten in der sicheren Hoffnung, bald in das Leben der Freiheit zu treten. Da aber das so sehnsüchtig erhoffte sich immer noch nicht öffnete, so benahm man sich wie in seinen Flegeljahren: ungeduldig, launisch und widerspruchsvoll. Aber dieser scheinbare Fehler war zugleich der Vorzug der jugendfrischen Leute und es macht gerade wiederum den grössten Reiz ihrer Gesellschaft aus, dass in Jedem jede Stimmung des Augenblicks ihren ungezwungen Ausdruck finden durfte. Wenn sie auch noch keine „Freien" gewesen sind, so waren sie doch Alle innig bestrebt, als solche zu erscheinen . . .

In diesem unablässigen Ringen nach Freiheit lag auch die Bedeutung des Kreises. Zu keiner Zeit war die Kritik, die Mutter allen Fortschritts, so angesehen, wie damals unter seinen Mitgliedern; nie war sie unerbittlicher gewesen und niemals vorher hatte sie sich so weit vorgewagt. Sie legte ihre Axt an Begriffe, die bis dahin unerschütterlich festgestanden hatten. Ihre Ehrlichkeit war so gross, wie ihre Unerschrockenheit. Sie war noch weit von ihrem letzten Ziel: was sie gewann, war wenig mehr, als was sie aufgegeben.

Aber Einer war unter ihnen, der sie über sie hinaus zu ihm führen sollte . . .

Wir haben gesehen, wie der „schlechte Ruf" der „Freien" entstanden war: durch die Gäste, die in der Nichts verschonenden Runde nicht die gehoffte Rolle spielen durften und sich deshalb von ihr „abgestossen fühlten"; und durch Jene, die überhaupt für dies un-

Digitized by Google

gebundene, kecke, laute und oft zügellose Leben keinen Sinn hatten und nur seine nicht immer glatten Aeusserlichkeiten sahen.

So viel des Anecdotenhaften über die Tafelrunde berichtet worden ist, so wenig Worte gerechter Würdigung sind für sie gefunden worden. Und doch haben so Viele in ihr gesessen, wohl an die Hundert, und Jeder hat — wenn oft auch nur wenige — Stunden der Anregung in ihr verlebt, freie und darum gute Worte vernommen, und ist nicht ärmer gegangen, als er gekommen, es sei denn an — „Idealen"! . . .

Einzig und allein durch die ihm innewohnende Anziehungskraft hat sich der merkwürdige Kreis fast ein ganzes bewegtes Jahrzehnt hindurch gehalten, allein ein Beweis schon für seine Bedeutung.

So ist er eine gute Schule scharfer Beweisführung und unerschrockenen Denkens gewesen in einer Zeit, als alles Alte zusammenzubrechen schien, um dem Neuen Platz zu machen. Und als das Alte in anderer Form sich wieder erhob, haben die stillen und unsichtbaren Errungenschaften jener Tage doch noch fortgewirkt und sich erneuert in den unseren.

Darum ist es nicht zu Viel, wenn wir sagen: Kaum jemals in der Geschichte eines Volkes — es sei denn zur Zeit der französischen Encyclopädisten — hat sich ein Kreis von Männern zusammengefunden, so bedeutend, so eigenartig, so interessant, so radikal und so unbekümmert um jedes Urtheil, wie die „Freien" bei Hippel ihn in dem fünften Jahrzehnt des Jahrhunderts in Berlin gebildet haben.

Es war ein Kreis, vielleicht nicht werth, aber auch nicht unwürdig eines Mannes, der eines seiner treuesten Mitglieder und seine grösste Zierde gewesen ist, eines Mannes, durch den er für die Nachwelt eine Bedeutung und ein Interesse gewonnen hat, die den Namen der „Freien" mit dem seinen hinübertragen werden in das Gedächtniss der Zukunft.

Digitized by Google

Phot. F. Albert Schwartz, Berlin 1917

MAX STIRNER'S STERBEHAUS

in Berlin NW., Pflugstraße 10

Digitized by Google

Phot. F. Albert Schwartz, Berlin. 1897.

MAX STIRNER'S STERBEHAUS

in Berlin NW., Philippstraße 19

Digitized by Google

Digitized by Google

VIERTES KAPITEL

MAX STIRNER

Digitized by Google

MAX STIRNER

1840—1845

DER NAME STIRNER. — AEUSSERE ERSCHEINUNG. — WESEN UND CHARAKTER. — STIRNER UNTER DEN „FREIEN". — ERSTE VEROEFFENTLICHUNGEN. — ZEITUNGSKORRESPONDENT. — LITTERARISCHE ARBEITEN. — ZWEITE EHE. — GESCHICHTE DER TRAUUNG. — MARIE DAEHNHARDT. — DIE JAHRE DER HOEHE.

Digitized by Google

In diesem Kreise der „Freien" erscheint während eines vollen Jahrzehnts die Gestalt Max Stirner's.

Denn Max Stirner — so wurde Johann Caspar Schmidt schon als Student von seinen Kommilitonen seiner auffallend hohen Stirn wegen genannt, so unterzeichnete er seine ersten öffentlichen Arbeiten, so wurde er in dem Kreise seiner Bekannten ausschließlich angeredet und so nannte er sich selbst, um diesen Namen endlich auch auf jenes Werk zu setzen, das ihn unsterblich machen sollte für alle Zeiten . . .

Und Stirner, so sei er von jetzt an auch hier genannt.

Wer nun war Max Stirner? — Wie sah er aus? — Wie war sein Wesen? — Und welches war sein Character? —

Mit einem Worte: wie war der Mensch? — Das ist die Frage, die bisher so völlig unberücksichtigt bleiben musste, weil sich keine Zeugen für ihre Beantwortung finden konnten, die nun aber, wo der, dem sie gilt, für uns in den „Kreis der Lebenden" tritt, vor allen anderen mit Recht die erste und eingehendste Beachtung beansprucht.

Aeusserlich von Mittelgrösse — eher unter, als über ihr — war Max Stirner ein gut gewachsener, schlanker, fast hagerer Mann, unauffällig in jeder Weise. Einfach, aber stets mit peinlicher Sorgfalt und Sauberkeit gekleidet, war seine gedrungene Erscheinung durchaus die eines Menschen ohne jede äussere Prätension, und wenn er hier und da für einen Dandy erklärt wurde, so mag daran erinnert werden, dass Manche schon jeden ordentlichen, wenn auch noch so einfach gekleideten Menschen für einen Stutzer halten, was Stirner ganz gewiss nicht war. Er hatte vielmehr etwas von einem höheren Lehrer an sich, „einem höheren Mädchenlehrer besserer Art", und dieser Eindruck wurde noch verstärkt durch die silberne Brille — als Lehrer bei der Frau Gropius soll er eine „dünne Stahlbrille mit

Digitized by Google

kleinen Gläsern" getragen haben, — die, wenn er sie abnahm, was er öfters that, den durch sie verursachten starken Einschnitt über der Nase zeigte.

Nie erschien er vernachlässigt, wenn er auch in späteren Jahren, als Noth und Vereinsamung ihn bedrängten, nicht mehr die alte Genauigkeit auf sein Aeusseres verwandt haben mag.

Er trug einen kurzen blonden Backen- und Schnurrbart, während das Kinn stets glattrasiert war, und das blonde, in's Röthliche spielende, leichtgelockte und kurzgeschnittene weiche Haar liess die mächtige, gewölbte, ganz auffallend hohe und bedeutende Stirn völlig frei.

Hinter der Brille blickten helle, blaue Augen ruhig und sanft, weder träumerisch noch durchbohrend, auf Menschen und Dinge. Den feinen, schmallippigen Mund umspielte gern ein freundliches Lächeln, das sich indessen mit den Jahren verschärfte und die innerliche Ironie verrieth, wie überhaupt von Manchem eine „stille Geneigtheit zum Spott" bei Stirner bemerkt wurde. Dieser Zug, von Anderen wieder als Verbitterung ausgelegt, hatte ihn aber in den Jahren, in denen er uns hier erscheint, sicher noch nicht ergriffen, und hat sich noch weniger jemals gegen irgend Jemand verletzend gewandt.

Die Nase war mässig gross, kräftig, spitz auslaufend; das Kinn ebenfalls von energischer Form. Besonders schön waren Stirner's Hände: weisse, wohlgepflegte, schlanke, „aristokratische" Hände . . .

Alles in allem war so seine stattliche Erscheinung durchaus sympathisch. Selbstbewusst, ruhig, ohne hastige und eckige Bewegungen, soll ihr ein leiser Zug von Pedanterie nicht gefehlt haben.

So schmerzlich es ist, es existiert doch kein Bild, das die Schilderung zu bekräftigen und zu vertiefen im Stande wäre.

Seinem Aeusseren entsprach durchaus Stirner's Wesen und Character, deren Grundzug der einer unerschütterlichen Ruhe und Gelassenheit war.

Von unbedingter, gleichmässiger Liebenswürdigkeit Allen gegenüber, mit denen er verkehrte; nie vom Zorn hingerissen oder gar von ihm übermannt; gefällig, wo er es sein konnte — so wenig er sonst

Digitized by Google

besagt, giebt doch von seiner Hilfsbereitschaft gerade der eine der beiden von seiner Hand noch erhaltene Brief einen Beweis —; unaufdringlich in jeder Weise, in Wort wie in That; ohne Ueberhebung und ohne Eitelkeit, genoss er die allgemeinste Achtung und Sympathie, und nie, aber auch nie, soll es vorgekommen sein, dass er irgend Jemandem einen Vorwurf gemacht und ihn ermahnt, oder etwas Missliebiges hinter dem „Rücken des Nächsten" gesagt hätte — ein Zeugniss innerlicher Vornehmheit, wie es gewiss nur wenige Menschen für sich in Anspruch nehmen dürfen.

So hatte Stirner keinen einzigen persönlichen Feind. Da er selbst durch seine Person und sein Leben das Urtheil nicht herausforderte und keinem Menschen zu nahe trat, fiel es nicht auf ihn.

Aber wie er keinen Feind hatte, so hat er auch keinen einzigen intimen Freund besessen. Durchaus geschmackvoll, wie er war, mussten ihm die brüderlichen Umarmungen ebensowohl, wie die sentimentalen Herzensergiessungen der jugendlichen Freundschaft ein Greuel gewesen sein und in späteren Jahren brauchte er offenbar keinen Vertrauten für Das, womit er selbst fertig zu werden sich zutrauen durfte. Das Beste und Tiefste hat er trotzdem mit verblüffender Offenherzigkeit gesagt, aber er hat sein Wort nicht gerichtet an die ihn Umgebenden und Nahestehenden, die ihm nicht folgen konnten, sondern über sie hinaus an Die, die er nicht kannte und in denen er doch vielleicht seine besten Freunde gesehen hat ... Wer auch wohl hätte ihm eine geistige Freundschaft bieten können, die er nicht hinter sich gelassen hätte auf seinem langen Gange? — Die Vorgeschrittensten seiner Zeit hatte er in fast täglichem Verkehr um sich: sie waren alle mehr oder minder stecken geblieben, so weit sie auch schon gegangen sein mochten, in der Kritik Dessen, das er bereits vernichtet. Ausser dem Verkehr mit ihnen aber verlautet Nichts von anderweitigen Bekanntschaften Stirner's und es darf mit Recht angenommen werden, dass, da seine sämmtlichen anderen persönlichen Beziehungen unverfolgbar sind und keine Anhaltspunkte irgend einer Art sich ergeben, er weitere überhaupt nicht angeknüpft hat, dass er einsam wie seine Gedanken durch das Leben gegangen ist.

Diese eigenthümliche Verschlossenheit seines Characters erstreckt sich auch auf sein ganzes privates Leben. Man wusste Nichts von

Digitized by Google

ihm: von seinem Leben, seinem Erwerb, seinen Neigungen, seinen Freuden und Leiden. Er verbarg sie, indem er nie über sie sprach, sie nie äusserte. Es muss in der Art seines Wesens ein schweigend-abweisender Zug gelegen haben, der vorlaute und neugierige Fragen nicht herankommen liess. Und ausserdem hatte von den Hippelianern ja Jeder so Viel mit sich zu thun! —

Gewiss hat Stirner nur wenige Menschen in seinem Leben geliebt und wirklich geachtet und sicherlich hatte er ein Recht dazu. Die Masse muss ihm so gleichgültig gewesen sein, wie ihr ganzes Gebahren, und er muss nur zu oft das Gefühl empfunden haben, von dem er einmal spricht: sich in einem Tollhause unter lauter Narren zu befinden. Er wählte das einzige Mittel, das sich ihm bot: er ging den Narren möglichst aus dem Wege. Er kümmerte sich nicht um sie. Daher denn die freundliche und abweisende Ruhe, die zwar in lebhaftem Gedankenaustausch gern und oft einem offenbaren Interesse am Gegenstande der Unterhaltung wich, und doch zugleich nie eine gewisse Grenze der Vertraulichkeit zu überschreiten erlaubte.

Stirner muss im Grunde eine äusserst sensible und ungewöhnlich feinfühlige Natur gewesen sein. Eine Aeusserung, die er einmal einem Freunde gegenüber gethan hat, ist viel zu characteristisch, und eine solche viel zu selten aus seinem Munde, als dass sie hier übergangen werden dürfte. Er erzählte jenem Freunde, dass sich seine erste Frau einmal unbewusst im Schlafe entblösst habe und dass es ihm unmöglich gewesen sei, sie von dem Augenblicke an wieder zu berühren. — Das Räthsel, wie er so lange Jahre in dem lauten, oft rohen Kreise bei Hippel aushalten konnte, müssen wir später noch zu lösen versuchen.

Seine Gleichgültigkeit gegen so viele kleine Dinge, die andere Menschen lebhaft erregten, wurde oft als Schwäche, seine Passivität als Energielosigkeit und Mangel an Widerstandskraft ausgelegt. Dass er für den lärmenden und aufreibenden Kampf des Tages um das Dasein zu ungeeignet war, um aus ihm immer als Sieger hervorzugehen, dass er die Dinge oftmals so gehen liess, wie sie gingen und sich vor ihren groben Forderungen in die Stille seines Innern flüchtete, steht ausser Frage; er folgte eben seiner Natur. Dass er aber glücklicher gewesen wäre, wenn er „gegen sich an" gegangen wäre,

Digitized by Google

das ist eine Behauptung, die bei einem Manne, der wie kein anderer in die Gründe Dessen, was die Menschen treibt, eingedrungen ist, durchaus des Beweises bedarf. Stirner hat die Zügel seines Lebens nie aus den Händen verloren; aber er hat sie oft locker gehalten und liess die Tage meistens laufen, wie sie wollten.

Man hielt den äusserlich so leidenschaftslosen Mann keiner Leidenschaft für fähig und Nichts spricht dafür, dass er es war — von einigen Stellen seines Werkes abgesehen. Vielleicht war er ohne Leidenschaft. Jedenfalls war er ohne alle Brutalität.

Wie ohne Leidenschaft, so soll Stirner auch ohne Ehrgeiz gewesen sein und ohne Ehrgefühl. Nun, da die Ansichten der Menschen über Ehre nicht die seinen waren, so konnten es auch seine Gefühle nicht sein; und wenn sein Ehrgeiz auch nie nach kleinen Zielen gegeizt hat, so hat er ihm doch einmal in so erschöpfender Weise Genüge gethan, wie es nur Wenigen beschieden ist. Die Erfolge des Tages konnten ihm Nichts sein, und der eine, grosse bei der Nachwelt war ihm gewiss. Und das wird er gewusst haben.

Bedürfnisse waren ihm fast unbekannt. Mässig im Essen und Trinken lebte er in offenbarer Zufriedenheit in der Einfachheit, in der er erzogen war, und der einzige Luxus, den er sich gestattete, waren gute Cigarren. Denn er rauchte viel, fast den ganzen Tag. Wie er „seine Sache auf Nichts gestellt hatte", so hat er nie sein Herz so vollständig an Etwas gehängt, dass es sein Leben hätte vernichten oder auch nur bis zur Unerträglichkeit hätte belasten können: weder an einen Menschen, noch an die kleinen Dinge des täglichen Lebens. Und wenn er keinen Menschen direkt glücklich gemacht hat, so hat er noch weit mehr auch niemals einen Menschen allein durch eigene Schuld, und sei es für eine Stunde, unglücklich gemacht. Man nannte in früheren Zeiten einen solchen Menschen einen Weisen.

Ein Mensch, wie wenige dazu geschaffen, ein Freier unter Freien und verdammt dazu, ein Glied in der Kette der Herren und Knechte zu sein! — Und doch ein Mensch, stolz und sicher wie wenig Andere, diese Kette der Menschen von sich streifend, und unter ihnen gehend ohne Verachtung und Hass, aber auch ohne Mitleid und Liebe, und so die Nothwendigkeit des Lebens erfüllend, die er als solche erkannt.

Digitized by Google

So steht Stirner da, ohne inneren und äusseren Widerspruch, einfach, schlicht und gross, und Nichts beunruhigt in seiner Erscheinung, es sei denn ihre Seltenheit. Alles lebt in dem Menschen, was in seinem Werke lebt: die unerschütterliche Erkenntniss Dessen, was das Leben hält — die Erkenntniss der Selbstbewahrung!

Er ruft nicht nach lärmender Liebe und lauter Bewunderung. Aber wer die Freiheit liebt, wird auch den Menschen lieben müssen, der, ihre Gesetze befolgend und so sich selbst behauptend, so sympathisch vor uns steht, wie er uns erscheint unter den „Anderen", zu denen wir ihm nun folgen.

Wann Stirner in den Kreis der „Freien" trat, lässt sich mit Bestimmtheit kaum sagen: der Berechnung nach mag es Mitte oder Ende 1841 gewesen sein, denn er kannte Karl Marx nicht, der Berlin zu Anfang dieses Jahres verlassen hatte.

Jedenfalls war er schon bei den regelmässigen Zusammenkünften bei Walburg in der Poststrasse, der „alten Post", um dann Jahre hindurch einer der regelmässigsten Besucher der Hippel'schen Tafelrunde zu bleiben.

Er gehörte durchaus zu dem engeren Kreise: mit den Bauer's, besonders mit Bruno, mit Buhl, Meyen, Engels, Rutenberg, Mussak und Andern war er gut befreundet und bekannt, und stand mit den meisten von ihnen auf Du und Du.

Besonders liiert soll er mit C. F. Köppen und mit Hermann Maron gewesen sein; ebenso mit Dr. Arthur Müller. Eigentlich intim war Stirner, wie bereits erörtert, mit keinem von Allen.

Auch auf welche Art und Weise er zuerst mit dem Kreise in Berührung kam, ist nicht mit Gewissheit zu sagen. Ob es durch Bruno Bauer selbst geschehen war, den er schon als Studenten kennen gelernt haben mochte, denn auch dieser hatte 1827 zu Füssen Hegel's gesessen? — Ob seine ersten Arbeiten die nähere Bekanntschaft mit sich brachten, oder ob er vielmehr durch die scharfen Geister selbst erst dazu veranlasst wurde, die Feder zu ergreifen zur Mitarbeiterschaft an denselben Zeitungen? —

Genug, dass es der einzige Kreis geblieben, dem er sich je enger angeschlossen hat; in ihm fand er die Geselligkeit, die er brauchte, und

Digitized by Google

auf Manche hat es den Eindruck gemacht, als ob er sich mehr dieser Geselligkeit, als einer inneren geistigen Gemeinschaft wegen zu ihm hingezogen fühlte. Die letztere Vermuthung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn wir uns erinnern, wie feinfühlig auch in Bezug auf Aeusserlichkeiten er war. Wie wir gesehen haben, war übrigens dieser Kreis, wie kein anderer, dazu angethan, ihm zwanglos alle jene Persönlichkeiten zu und wieder an ihm vorüber zu führen, an denen er ihrer Ansichten wegen das meiste Interesse nehmen musste.

So laut und lärmend es sonst bei Hippel zuging, so still und zurückhaltend verhielt sich Stirner. Ganz selten betheiligte er sich an den leidenschaftlichen Discussionen und nie verfiel er in die cynischen, sich selbst überbietenden Redensarten, mit denen sie so oft endeten. Nie hat Jemand ein heftiges, rohes oder gar gemeines Wort von ihm gehört, wie sie bei Hippel gerade keine Seltenheit waren. Ruhig, lächelnd, „behaglich", wie ein „Genussmensch", sass er da in dem ewig bewegten Kreise, warf ab und zu eine treffende Bemerkung oder ein Scherzwort, die bewiesen, wie genau er trotz alledem zuhörte, in die allgemeine Unterhaltung, und sah dem Rauch seiner Cigarre nach.

Dabei war er durchaus nicht eigentlich schweigsam. Im Gegentheil, er unterhielt sich gern mit seinem zufälligen Nachbar, und dieser hatte oft Gelegenheit, innerlich das ausgebreitete sichere Wissen, mit dem Stirner die verschiedensten Gebiete beherrschte, die das Gespräch betrat, als der Gelehrte ersten Ranges, für welchen er bei seinen näheren Bekannten galt, zu bewundern. Er soll ungern philosophiert haben, sagt der Eine; wenn er es that, geschah es sicherlich über Feuerbach, sagt der Andere.

Von sich sprach Stirner selten, fast nie, und völlig fern lag ihm jede Art von Geschwätzigkeit. Die Meisten, die gar keinen Begriff von seiner eigentlichen Bedeutung hatten, hielten den „stillvergnügten", einfachen, peinlich-bescheidenen Mann für einen harmlosen, wenig bedeutenden Menschen, ohne zu ahnen, was hinter ihm steckte, und sahen über ihn hinweg, bis er dann später die Aufmerksamkeit Aller in so hohem Grade auf sich ziehen sollte.

Bei den tollen Streichen der „Freien" wird sein Name nicht genannt, doch wird er auch ihnen mit derselben stillen Vergnügtheit zugesehen

Digitized by Google

haben, wie dem ganzen Treiben, da er alles andere, als ein Spassverderber war. Dagegen nahm er Theil an den sommerlichen Ausflügen, nach dem Spandauer Bock, nach Treptow, wohin es gerade ging.

Auch sonst war er keineswegs ungesellig und er verschmähte es nicht, bei dem einen oder dem anderen seiner jugendlichen Bewunderer auf deren Studentenbuden eine Tasse selbstgemachten Kaffee zu trinken und Pfannkuchen dazu zu essen, wie wir ihn auch in der Sylvesternacht des Jahres 1847 einer Einladung des ungarischen Uebersetzers und Schriftstellers Kertbeny Folge leisten sehen, die zu einer „ziemlich langen Debauche" auf dessen Stube führte; und so mag er noch mancher anderen Einladung mit der bei ihm eigenen, grossen Liebenswürdigkeit, die er auch gegen alle seine Besucher hatte, gefolgt sein — immer ein unauffälliger, nie störender, gern gesehener Gast, der umgänglich-heiter war und gern über einen guten Witz lachte, ohne selbst je den Mittelpunkt zu bilden und dies auch nur zu wünschen.

Bis 1846 war Stirner übrigens auch regelmässiger Kaffeegast in der berühmten „rothen Stube" der Stehely'schen Conditorei am Gensdarmenmarkt, wo sich Alles zu versammeln pflegte, was Berlin damals an unruhigen, aufgeregten, geistreichen Köpfen, vor Allem unter den Zeitungskorrespondenten besass, und wo er Viele traf, die er noch denselben Abend bei Hippel wiedersehen sollte. Auch das Bernstein'sche Lesekabinet in der Behrenstrasse wird er in früheren Jahren oft besucht haben.

Aber immer wieder von Neuem treffen wir ihn nur bei Hippel. Hier liegen die Fäden, die ihn an die Aussenwelt knüpften: hier haben ihn Alle gesehen, die sich seiner noch in späteren Jahren erinnerten; hier fand er die Menschen, die er „verbrauchte", ohne ihnen wehe zu tun . . .

So war Max Stirner nach Aussen in der Zeit, als ihn innerlich rastlos die Gedanken bewegten, mit denen er rang, bis er sie bezwungen und gebunden: zunächst nur in vorbereitenden Studien; und so war er später: immer sich selbst gleich.

Digitized by Google

In eine nur wenig spätere Zeit, als sein Eintritt in den Kreis der „Freien", in den Januar 1842, fallen die beiden ersten Veröffentlichungen Stirner's, von denen wir wissen: die Abhandlung über Br. Bauer's Posaune und das „Gegenwort".

Die erste, eine Besprechung des eben, gegen Ende 1841, bei Wigand in Leipzig erschienenen und Aufsehen erregenden anonymen Buches von Bruno Bauer: „Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel den Atheisten und Antichristen. Ein Ultimatum" erschien in dem von Karl Gutzkow bei Campe in Hamburg herausgegebenen „Telegraph für Deutschland" in den Nummern 6—8 vom Januar 1842 und ist unterzeichnet mit „Stirner" — das erste Mal, dass dieser Name gedruckt erscheint. Sie muss also kurz vorher, wohl Ende December, geschrieben sein.

Der Aufsatz: „Ueber B. Bauer's Posaune des jüngsten Gerichts" beginnt mit einem Protest gegen die faule „Friedenszeit der Diplomatie", um sodann der Hoffnung Ausdruck zu geben, dass ihr durch das anonyme Werk, dessen Verfasser nicht schwer zu ermitteln sei, wenn man den wissenschaftlichen Standpunkt seiner Werke kenne, ein Ende bereitet werde. Die „köstliche Mystifikation", die sich selbst in die Gewänder eines Pfaffen hüllt, wendet sich gegen die verruchte Rotte der jungen Hegelianer und findet dabei ihre ganze revolutionäre Bosheit in — Hegel selbst, den sie nun der erstaunten Welt als philosophischen Jacobiner zeigt.

Hegel, der allmächtige Hegel, hat bei seinem Sturm auf den Himmel zwar den Gott vom Thron gestossen, aber die zerflatternde Schaar der Engel sammelt sich wieder und stösst in die Posaune des jüngsten Gerichts über ihn — den Atheisten und Antichristen! Nun aber auch kein Friede mehr: der weltgeschichtliche Ruf der Deutschen zum Radikalismus erfülle sich . . .

So führt Stirner auf das Buch zu, dessen Inhalt indessen, „durch keine Recension verzettelt dem Leser vor Augen kommen soll". Er streift ihn daher nur flüchtig und behält sich vor, beim Erscheinen der angekündigten zweiten Abtheilung Einiges nachzutragen. Zu einer Erfüllung dieses Versprechens ist es in dieser Form nie gekommen: Bauer hatte, statt weiter in die Posaune zu blasen, genug mit seiner Absetzung und der Gründung und Leitung seiner gross-

Digitized by Google

angelegten „Litteraturzeitung" zu thun, und Stirner schritt bald über ihn hinweg mit jenen Arbeiten, die sich ihm dann schnell zu dem Plan seines Lebenswerkes verdichtet haben müssen.

Warum er, so frägt er am Schluss noch, dieses Buch so getrost für eine Mummerei des Verfassers (dem er bei seinen späteren Arbeiten characteristisch und nicht ohne eine stille Bosheit ein besseres Gedächtniss in Bezug auf Hegel wünscht) nehme? — und giebt sich selbst zur Antwort: „Weil nie ein Gottesfürchtiger so frei und intelligent sein kann, wie der Verfasser es ist". —

Die andere dieser beiden ersten Veröffentlichungen Stirner's ist eine anonyme Schrift: die Antwort auf eine, aus dem damals die Gemüther bewegenden Kampf um die Sonntagsfeier hervorgegangene und am Neujahrstage an die Kirchengänger in Berlin vertheilte Schrift Berliner Prediger, die indessen wenig Anklang fand und dem Spotte der allezeit spottlustigen Berliner verfiel. Diese Antwort betitelt sich: „Gegenwort eines Mitgliedes der Berliner Gemeinde wider die Schrift der siebenundfunfzig Berliner Geistlichen: Die christliche Sonntagsfeier, ein Wort der Liebe an unsere Gemeinen", und erschien, gutgedruckt, als Broschüre von 42 Seiten zum Preise von 4 Ngr. im Verlage von Robert Binder in Leipzig.

Die Autorschaft Stirner's an ihr ist erwiesen.

Die 57 Verfasser des „Wortes der Liebe", die es wohl am Besten wissen müssten, meint Stirner, klagen selbst über den „Verfall der Kirche", und sie erinnern uns nur selbst daran, dass wir viel weiter sind, als wir es wissen. Aber sind wir darum schlechter, weil wir nicht mehr kirchlich sind? — Was uns fehlt, ist Begeisterung, aber die Kirche begeistert uns nicht mehr. Die Gläubigen handeln vernünftiger, als sie glauben. Indem er sich an sie selbst wendet, rüttelt er sie auf: Ihr fürchtet Euch nur, sagt er, Euer Recht zu behaupten, lasst Euch als unmündige Kinder behandeln, wo Ihr „das unvertilgbare Recht der Männer zu wahren hättet!" Lasst Euch durch Eure Lehrer, Eure Prediger über des Menschen Werth belehren und sie werden, sobald die Lehrfreiheit ausgesprochen ist, genug der Zuhörer haben. Denn Menschen seid Ihr, bevor Ihr Christen seid, und bleibt es, auch wenn Ihr solche geworden seid. Ueberzeugt will ich werden, nicht zum Glauben gezwungen. Ihr aber seid einstweilen nur

Digitized by Google

aus Knechten zu Kindern geworden; freie und mündige Menschen seid Ihr noch nicht. Was braucht Ihr aber immer noch einen Gott, der nicht Euer eigenes Selbst ist? Was immer noch einen Herrn? — Ihr glaubt ja doch nicht mehr an ihn. Bekennt es daher frei und fordert auch für Eure Lehrer die unveräusserliche Lehrfreiheit. — Das „Wort der Liebe" wird dann eingehender betrachtet. Das Deuteln der „Diener am göttlichen Wort", das doch unverrückbar feststehen müsste, an diesem ist längst widerwärtig geworden und einen freien Menschen, ja, einen „Sünder" zu vernehmen, erhebender, als diese Gerechten. Auch wir sind ernste und gewissenhafte Leute, aber wir glauben durchaus nicht, dass die Gottesfurcht das Höchste und Heiligste sei, mag ohne sie auch die Selbstsucht zunehmen und die Ehrfurcht gegen „die von Gott eingesetzte Obrigkeit" und der Gehorsam vergehen. Sie, die Geistlichen, dürfen dies sogar offen aussprechen, während wir, die wir „reden möchten, wie's uns ums Herz ist", nur das Gebot haben, zu schweigen! — Wenn uns unser Gottverlassensein vorgeworfen und uns die Juden als Beispiel hingestellt werden, so antworten wir: bietet uns nur ein freies Wort, und Ihr werdet sehen, wie sich Eure Kirchen wieder füllen. Wir meiden sie so lange, als dort nicht freie Geister sprechen. Wir, die wir Gott nicht fürchten, stehen nicht in der Schuld, sondern im Recht. Auf den Kampfplatz tritt der wahren Frommen wahrer Feind: der wiedergekommene Christus. Blickt daher vorwärts, nicht zurück, und wenn Ihr uns die Briten entgegenhaltet, die frei sind trotz der Tyrannei ihrer Kirche, so gebt uns erst ihre Freiheit. Die Zeit der Frömmigkeit ist vorüber, und die Gegenwart fordert das rein Menschliche, das allein „das wahrhaft Göttliche" ist. Bei Euch steht es, ob ferner fromme Abhängigkeit oder die sittliche und muthige Freiheit herrschen soll. Und indem er sich den Geistlichen selbst wieder zuwendet, ruft der Schreiber aus: Daher nochmals — erkämpft sie Euch selbst, Ihr Prediger des göttlichen Wortes, die Freiheit der Rede, die Lehrfreiheit, und wir werden die Errungenschaft mit Euch feiern. Denn nicht blos zu den Laien, auch zu Euch habe ich gesprochen. „Lasset uns, wo und wie wir uns auch wieder begegnen, als *freie Menschen* einander ins Auge sehen!"

Das „Gegenwort" erschien gegen Ende Januar, traf am 1. Februar

Digitized by Google

in Berlin ein und wurde bereits am 9. verboten. Es muss also sofort nach Erscheinen der Schrift, gegen die es sich wandte, geschrieben sein — in der ersten und zweiten Januarwoche.

Ueber seinen Inhalt entspann sich ein lebhafter Notenaustausch zwischen der preussischen und der sächsischen Regierung. Der Minister Rochow schreibt an den sächsischen Regierungsbevollmächtigten, er verstehe nicht, wie die Schrift, deren verführerische Sprache und wohlfeiler Preis ihr viele Abnehmer zu verschaffen geeignet sei, die sächsische Grenze habe passieren können.

Dieser, Falkenstein, antwortet, die Schrift habe nur in seiner Abwesenheit das Imprimatur erlangen können, was er bedauere. Er wälzt dann die Schuld auf den Censor ab. Sie habe bereits am 17. Januar, und „in weit hämischerem und alles Bestehende vernichtenden Tone", dem Censur-Collegium vorgelegen, dessen Anweisungen Jener nicht befolgt habe, indem er den Druck der in anderer Redaktion vorgelegten Schrift dann doch erlaubt habe.

Der berüchtigte Minister Eichhorn traurigen Angedenkens mischt sich dann hinein und schreibt an Rochow noch in demselben Monat Februar nicht ganz verständlich: die Broschüre lege die (selbst in Frankreich zurückgestossene) Religion der Menschenvergötterung so offen und nackt an den Tag, dass sie ihrer Wirkung nach eher für eine Apologie, als für eine Widerlegung der Schrift, gegen welche sie gerichtet sei, werde gelten können. Ihre Wirksamkeit werde daher, wenigstens im Allgemeinen, der Absicht des Verfassers, der offenbar zu den extremsten Auswüchsen der Jung-Hegel'schen Schule gehöre, nicht entsprechen, vielmehr werde man an ihr die Nothwendigkeit ernsterer Maassregeln selbst da erkennen, wo die entschiedenste rationelle Auffassung des Christenthums vorherrschend sei. Unter diesen Umständen dürften daher die etwaigen mangelhaften Erfolge des erlassenen strengen Verbots im Interesse der guten Sache nur sehr zu bedauern sein . . .

Von dem Verfasser ist in diesem Austausch nirgends die Rede.

Wie wir sehen, musste Stirner seine Arbeit innerhalb weniger Tage und in aller Hast nochmals durcharbeiten, um dann doch noch die Druckerlaubniss, freilich sehr gegen die Absicht und den Willen der sächsischen Obercensoren, zu erlangen.

Digitized by Google

Das „Gegenwort" fand seinerseits eine Widerlegung in der Schrift eines evangelischen Geistlichen von offenbar sehr gemässigten Anschauungen, denn dieser erkennt seine „Lebensfreude und Rückhaltslosigkeit" offen an, wenn er auch seine „Zügellosigkeit" tadelt. Auch Ludwig Buhl wurde zu einer anonymen Schrift: „Die Noth der Kirche" angeregt, in der er scheinbar auch gegen Stirner polemisiert und die das Schicksal des Gegenworts theilte, sofort in Preussen verboten zu werden.

Innerlich gehören diese beiden ersten Veröffentlichungen, die Besprechung der Posaune und das Gegenwort, eng zusammen, wie sie ja auch fast gleichzeitig niedergeschrieben wurden. Wenn Stirner in ihnen mit den letzten der aufzulösenden Begriffe, so mit dem des „Menschen" noch nicht gänzlich fertig geworden zu sein scheint und auf die äusserste Entschiedenheit des Ausdrucks verzichtet, so darf nicht übersehen werden, dass es sich hier noch um Vermummungen und Mystifikationen handelt, die gewählt werden mussten, um sich überhaupt und zugleich so wirkungsvoll äussern zu können, wie es geschehen. Aber überall leuchtet doch auch hier schon in ihrer vollen Klarheit die letzte Erkenntniss durch, zu der Stirner so bald schon gelangen sollte. Die Aufforderung: „das Heil nicht ausser und über sich zu suchen, sondern sein eigener Heiland und Erretter zu sein", zeigt es so gut, wie die immer von Neuem variierte Mahnung an die Gläubigen: „Kommt zu Euch!" und „Seid Ihr selbst!" Jedenfalls räumt er bald und gründlich nun auch mit den letzten Eierschaalen, die ihm noch vor den Füssen liegen, auf, und schon im Sommer desselben Jahres stand er auf dem festen Grund, auf dem er sein Werk aufbauen sollte: sein Ich und dessen Einzigkeit, so dass Friedrich Engels, der Mitarbeiter und Freund von Marx, in einem verschollenen Heldenepos vom „Triumph des Glaubens" dem „bedächtigen Schrankenhasser", als den er Stirner characterisiert, die Worte in den Mund legen konnte: „A bas les rois? — A bas aussi les lois!"

Die Kirche und ihre Religionen sind für Stirner jedenfalls mit diesen beiden ersten Angriffen ein für allemal abgethan. Ein anderer wird fortan der Gegner, eine andere seine Angriffsweise. Und ein breiteres Gebiet der Wirksamkeit öffnet sich ihm: die Zeitung des Tages.

Digitized by Google

Denn bald nach diesen seinen ersten Veröffentlichungen beginnt Stirner eine umfassende und reichhaltige Thätigkeit als Zeitungskorrespondent an zweien der grossen oppositionellen Zeitungen des Vormärz, die in der Bewegung dieser Zeit die grösste und wichtigste Rolle gespielt haben, eine Thätigkeit, die erst mit dem Ende dieses Jahres 1842 ihren Abschluss findet.

Die eine war die am 1. Januar 1842 in Köln als Fortsetzung der „Rheinischen Allgemeinen" gegründete „Rheinische Zeitung für Politik, Handel und Gewerbe", das ausgesprochene und scharfbeobachtende Heerlager des jungen Radikalismus jener Tage, von dem aus her die unausgesetzten Vorstösse gegen die Pläne der Reaction erfolgten, bis es deren Verfolgungen nicht länger Widerstand zu leisten vermochte und die Rheinische Zeitung am 31. März 1843, nach ein und einvierteljährigem Bestehen, einging, nachdem ihr Leiter Dr. Karl Marx schon kurz vorher „der jetzigen Censurverhältnisse wegen" von der Redaktion zurückgetreten war. Sie sollte erst im Revolutionsjahr selbst als „Neue Rheinische Zeitung" wieder erstehen, um, abermals unterdrückt, von Freiligrath in seinem berühmten Abschiedslied besungen zu werden: eine „stolze Rebellenleiche" ...

Stirner's Korrespondenzen an ihr beginnen am 7. März in Nr. 66 und reichen bis zur Nr. 286 vom 13. October. Es sind im Ganzen 27. Vier von ihnen sind mit „Stirner" gezeichnet, die übrigen (mit Ausnahme des ersten über „geheime Polizei" und Anderes, der aber ebenfalls von ihm stammt) tragen sämmtlich das Zeichen $\eta\rho$ an der Spitze, das eine Zusammensetzung der Buchstaben M und S bilden, jedoch auch der Paläographie entnommen sein kann, wo es dann manu propria bedeutet. Das Zeichen wurde noch für einige andere Beiträge verwandt, die aber, zum Theil garnicht aus Berlin, keinesfalls von Stirner herrühren können.

Die meisten der Korrespondenzen Stirner's sind kurz und knüpfen an Fragen des Tages, die nicht immer mehr für uns von Interesse sind und sein können, knappe, zuweilen scharfe Bemerkungen von meist leichter Ironie: an die der Besteuerung des Zeitungsdebits, die der Sonntagsfrage, die der Presserlaubniss — „ein Wort, das sich vielleicht am Besten zur Bezeichnung unserer dermaligen Pressfreiheit eignet" — sowohl, wie an die der Judenfrage, die der Participial-

Digitized by Google

constructionen und die der eben veröffentlichten Carricatur des „deutschen Michel", an der Stirner seine ganz besondere Freude gehabt haben soll. Daneben geben Schriften, meist Broschüren geringeren Umfangs, die Zeitverhältnisse behandeln, Gelegenheit zur Auseinandersetzung, wobei der Betrachter den Verfassern stets in ausgiebigster Weise das Wort lässt. So zwei aus dem Verlage des Berliner Lesekabinetts. Die eine über „die juristische Facultät an der Universität Berlin" giebt Veranlassung, sich über die guten Resultate der „Presserlaubniss" zu freuen. Wenn nur Andere dem guten Beispiel folgen wollten, meint Stirner, dürfe man einige Hoffnung fassen, dass „die steifbeinige Hauptstadt sich von der schnellfüssigen Provinz nicht um ganze Siriusweiten überholen lassen werde", und nimmt mit dem Verfasser Stellung gegen Herrn von Savigny und dessen Princip der „späteren Einübung" in den juristischen Beruf, denn diese sowohl, wie die vorhergegangene „historische", oder besser „unphilosophische" Rechtsschule seien gleich „mechanisch" und bedürften deshalb sehr der vom Verfasser vorgeschlagenen Reform der Facultät. Die andere mag ihn schon durch ihren Titel besonders angezogen haben: „Die Sitte ist besser als das Gesetz." Es ist eine Verwahrung gegen ein neues Ehescheidungsgesetz, und der Referent theilt ganz die „von einem freieren und allgemeineren Standpunkte aus gewonnene" Ansicht des Verfassers.

Neben einer geistreichen Anzeige der jüngsten Buhl'schen Zeitschrift, des kleinen „Patrioten", sind es sodann die „Königsberger Skizzen" von Karl Rosenkranz, denen eine lange und sehr eingehende Besprechung gewidmet wird. Schon vorher hatte Stirner, als ihm die Vorrede des demnächst erscheinenden Werkes vorgelegen hatte, auf das kommende hingewiesen — mit warmen Worten und in feiner Art. Als es dann erschienen war, betrachtete er es auf das Eingehendste. Er meint zwar, dass sein eigener Aufenthalt in Königsberg zu kurze Zeit gedauert habe und seither schon zu viele Jahre — Stirner kam, wie wir wissen, 1829 zuerst dorthin — verflossen seien, als dass er dem Verfasser mit einer Kritik folgen könne, aber er darf es doch getrost thun. Nach Wiedergabe einiger Stellen kommt er auf den Verfasser selbst zu sprechen. In einem glänzenden Vergleich, wie sie ihm stets in so reicher Fülle zu Gebote stehen, zeigt er ihm, wo er

Digitized by Google

in unseren Tagen, „durch die ein Bruch gegangen", stehen geblieben ist. Und er beweist es ihm dann aus seinem Buche selbst: ohne jede Schärfe und bemüht, dem Leser durch diese „Zugabe von bitteren Mandeln" den Geschmack an der Lectüre zu erhöhen, nicht zu nehmen. — Aber Rosenkranz war trotzdem mit der Kritik nicht zufrieden. In seinem „Tagebuch" meint er, dass der „von Gott emancipierte Phraseur" durch den astralischen Magismus, wie die Böhmisten sagen, erfahren haben müsse, wie er seine Atheisterei für Nichts weniger als Philosophie halte. Denn Stirner habe seine „Skizzen" „weidlich vorgenommen" und ihm mit scharfen Worten angekündigt, dass er nicht mehr zu den Vordermännern der Zeit gehöre. Rosenkranz scheint sich also doch getroffen gefühlt zu haben.

Zwei Fragen sind es dann noch, die kurz, aber selbstständig, behandelt werden: „Der Doktortitel" und „Die Hörfreiheit". Stirner spottet über die Titelsucht des deutschen Michel, der „ohne Titel keinen Fuss vor die Hausthür zu setzen wage", wird aber sehr ernst, als er auf die Privilegien dieser Graduierten vor Gericht gegenüber den „bürgerlichen Injurianten" zu sprechen kommt. Der ganze Doktortitel sei im Grunde nur ein Kaufgeschäft, und Der, welcher promoviere, mache gewiss kein schwierigeres Examen, als Der, welcher sich als Theologe oder für den höheren Lehrerberuf prüfen lasse. Diese Aeusserung ist um so interessanter, als sie zugleich die Gründe zeigt, aus denen Stirner — dem die Mittel fehlten, sich den Doktortitel zu „kaufen", — sich ihn beilegte, wenn es ihm gut dünkte. — Was die „Hörfreiheit" betrifft, so meint er, dass sie neben der Redefreiheit die andere Seite der Pressfreiheit sei. Fehle sie, so habe nicht einmal der Fürst die Freiheit, zu hören, was er hören wolle, und um die Pressfreiheit werde es so lange nicht besser stehen, als nur die Redenden, nicht auch die Hörenden die „Unehre der Bevormundung" der Censur empfänden. —

Umfangreicher und in Einzelnem auch bedeutender, als die meist kurzen Korrespondenzen der „Rheinischen Zeitung" erscheinen die Beiträge, die Stirner in demselben Jahre 1842 für das andere der beiden grossen Oppositionsblätter jener aufgeregten Tage schrieb: die „Leipziger Allgemeine Zeitung".

Im Jahre 1837 von Brockhaus gegründet, bemühte sich diese

Digitized by Google

„den Gebildeten aller Parteien des Nordens einen Sprechsaal zu eröffnen" und trug das ebenso stolze, wie unlogische Motto: „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz" an ihrer Spitze. In Preussen mit Angst und Zittern, aber mit Begierde gelesen, errang sie bald einen Einfluss ersten Ranges und übte eine bis dahin unerhörte Kritik an den dortigen Zuständen. Ihr Mitarbeiterkreis in Berlin setzte sich ebenfalls zum grössten Theil aus dem der „Rheinischen Zeitung" zusammen.

Stirner's Mitarbeit an ihr war eine ausserordentlich rege, begann am 6. Mai in Nr. 126 und endete erst mit dem Jahre selbst in der letzten Nr. 365. Keiner der 33 Beiträge, die das Zeichen eines kleinen Kreises ° oder eines Sternes * vorantragen, ist gezeichnet, doch ist ihre Herkunft verbürgt. Eine Korrespondenz wurde, offenbar um ihren Ursprung zu verwischen, von Königsberg aus datiert.

Die ersten elf Beiträge scheinen nach Leipzig unter dem Decknamen eines Strohmannes „Friese" gegangen zu sein, bevor sich Stirner selbst als „Gymnasiallehrer Schmidt" der Zeitung nannte. Ob dieser Friese in Wirklichkeit oder nur dem Namen nach existierte, lässt sich nicht mehr feststellen. Jedenfalls erhielt der Verfasser für die 33 Beiträge ein Gesammthonorar von 73 Thalern und 22 Ngr.

Auch hier sind es die Ereignisse des Tages, an die Stirner vor Allem seine Betrachtungen knüpft. Bruno Bauer's Absetzung in Bonn und das Separatvotum, das Marheineke, dessen Schüler auch Stirner einst gewesen war, über die vielbesprochene Angelegenheit abgab, werden erörtert und in das „Nest von Widersprüchen" des beleidigten Theologen, der dennoch der Einzige sei, der sich Bauer's „mit väterlicher Wärme" angenommen habe, hineingeleuchtet.

Königsberg zieht immer wieder, nicht allein durch die Beschwerde der dortigen Kaufmannschaft an den König wegen der russischen Uebergriffe, die im Wortlaut und von dort aus datiert wiedergegeben wird, sondern auch durch Walesrode's „Glossen und Randzeichnungen" und abermals durch die Rosenkranz'schen Skizzen die Aufmerksamkeit auf sich. Die letzteren erfahren eine neue, freundliche Betrachtung, wobei sich Stirner allerdings „aus leicht ersichtlichen Gründen auf eine Kritik nicht einlassen kann", sondern sich darauf beschränkt, die „mittlere Höhe" des Standpunktes ihres Verfassers zu betonen und

Digitized by Google

in einer zweiten Notiz die Stelle über die „Lehrfreiheit" zu citieren. Einen breiten und mit Citaten fast überladenen Raum nimmt sodann der damals weit über Preussen Aufsehen erregende Process des Dr. Johann Jacoby ein. Jacoby war in erster Instanz von der Anschuldigung des Hochverraths freigesprochen, dagegen wegen Majestätsbeleidigung und „frechen, unehrerbietigen Tadels" und wegen Verspottung der Landesgesetze zu zwei Jahren Festung verurtheilt worden und hatte gegen dieses Urtheil appelliert. Seine öffentlich erschienene „Rechtfertigung" nun wird in Auszügen, und ebenso — nach einigen Mittheilungen über die Person des Angeschuldigten selbst, des Königsberger Arztes und späteren Abgeordneten — werden die Erkenntniss des Criminalsenats wiedergegeben, womit, wie es am Schlusse heisst, „so viel Einsicht in diesen bedeutungsvollen Process gewährt ist, als der Raum einer Zeitung es gestattet". Ein gleich breiter Raum wird zwei Monate später der „weiteren Vertheidigung" Jacoby's in dem seit anderthalb Jahren schwebenden Process gestattet: des „Menschen", der eine Idee in sich „persönlich" werden liess und „die zeitlichen Leiden dieser Idee an seinem Leibe zu tragen hat". Der Process endete bekanntlich im Urtheil zweiter Instanz zur höchsten Wuth des Königs mit Jacoby's völliger Freisprechung — mit einer Antwort also, die, wie Stirner schon vorher meinte, „sich wol Mancher schon selbst gegeben haben mag". Gehört er auch der Zeitgeschichte an, so ist er doch auch heute noch als sprechendes Beispiel für den Grössenwahn einer Regierung, die auch den leisesten Einspruch nicht vertrug, und für die Ueberheblichkeit und Unverschämtheit des Tones, den sie gegen die „Unterthanen" anzuschlagen wagte, von Interesse und wir blättern gern wieder einmal in den vergessenen Seiten. Die eingehende Art, in der Stirner ihn behandelt, macht nebenbei die Vermuthung zur Wahrscheinlichkeit, dass er mit dem „Dr. Schmidt" identisch ist, der anlässlich eines Aufrufs für Jacoby in Berlin 15 Ngr. zeichnete.

Kürzere Erwähnungen anderer Schriften des Tages stehen dazwischen: die ebenfalls von der „Rheinischen Zeitung" her schon bekannte über die „juristische Facultät der Universität Berlin" (unter von Savigny); die von Buhl über „den Beruf der preussischen Presse" und über „die Bedeutung der Provincialstände in Preussen"; sowie

Digitized by Google

die anonyme, von Bruno Bauer herrührende Studie über „Hegel's Lehre von der Religion und Kunst" (die Stirner zu gleicher Zeit Anlass zu einer eigenen grundlegenden Arbeit wird) werden ebenso beleuchtet, wie die durch die Suspendierung des unerschrockenen Oberlehrers Witt in Königsberg, der sich an der Redaktion einer dortigen liberalen Zeitung betheiligte, entstandene Schrift über „die Absetzbarkeit der Geistlichen und Schullehrer in Preussen".

Tagesfragen und Tagesereignisse werden gestreift: ein aus Anlass des Judengesetzes an den König gerichteter seltsamer Brief von unbekannter Herkunft wird Veranlassung zu einer köstlichen Verspottung des Axioms, dass „jedem Rechte eine Pflicht gegenüberstehe", während an anderer Stelle die christliche Liebe eben gegenüber diesen Juden, die ihnen doch „kein anderes Gesetz geben könne, als das der Taufe", in das rechte Licht gerückt wird. Gleich scharfer Spott fällt auch auf die Angst vor der Carricatur, die das „Heilige" treffen könnte, und auf Die, welche daher gleich nach der Polizei rufen.

Von höchstem Interesse aber und besonderem Reiz muss für uns sein, was Stirner über seinen eigenen Kreis, den der „Freien", sagt. Er kommt verschiedentlich auf ihn zu sprechen. Zuerst in einer Vornotiz, in der er vor Allem einmal die bereits angezweifelte Existenz des Vereins feststellt. Sie, die „Freien", seien allerdings kein Verein im eigentlichen Sinne des Wortes, kein „bürgerlich constituierter, statutenmässiger" Verein, der der Polizei eine Handhabe bieten könne, weshalb seine Mitglieder sich auch hüteten, ihre Wirksamkeit durch eine förmliche Constituierung zu hemmen und so „eine geistige Macht vor der Gefahr bewahrten, durch Voreiligkeit zu einer materiellen Ohnmacht herabzusinken". Sie seien eben nicht hier und nicht dort, sondern überall, und er, Stirner, stehe nicht dafür, dass er sich, wenn er sich in die nächste, beste Gesellschaft begebe, nicht in der Mitte von Vereinsmitgliedern befinde. — In einem eigenen, eingehenden Aufsatz weist er dann den wüthenden Sturm conservativer Zeitungen und ihre „wenig würdevollen Angriffe" zurück und fordert „eine ruhige und furchtlose Untersuchung" gegenüber dem „wichtigen Zeitereigniss". „Denn", so sagt er, „wer über das Leben und gar über den Werth geistiger Bestrebungen seiner Zeit ein öffent-

Digitized by Google

liches Wort sich erlauben zu dürfen glaubt, der sollte wenigstens in seiner Haltung ein ebenes Maass von Bildung, in seinen Aussprüchen die Würde eines gereiften Gedankens, in seiner Kritik die Spuren eines mindestens versuchten Eindringens in die Sache verrathen." Er geht sodann darauf ein, was die „Freien" eigentlich wollen, fordert auch für sie das Recht einer Ueberzeugung, und ebenso das Recht, diese Ueberzeugung „auch Anderen vertraut zu machen", und constatiert nochmals, dass sie überhaupt keinenVerein (der nicht ungesetzlich, aber unklug wäre) bildeten. So sei auch der Kirchenaustritt, den man ihnen in erster Linie vorwerfe, ein innerlicher, kein äusserlicher: nicht gegen die Ohnmacht der Kirche, sondern gegen die Gewalt des Staates richte sich ihre Ueberzeugung, und was sie wollten sei: dass „der Staat das Staatsbürgerthum nicht länger an ein religiöses Bekenntniss knüpfe". Der Staat aber beruhe auf dem „Princip der Bildung" und nur der wahrhaft Gebildete sei frei, ein „Freigeist" in der reinsten Bedeutung des Wortes. Daher bestehe denn auch die „reelle Bedeutung der Freien" nur dem Staate gegenüber, und, wie Stirner mit verhaltenem, aber durchsichtigem Hohn sagt, ihre Opposition gegen eine seiner Institutionen sei eine loyale, sei, wie z. B. die Opposition gegen die Censur, eine „gesetzliche Opposition". In einer letzten Bemerkung erklärt auch er dann das sogenannte „Glaubensbekenntniss" der Freien für „das lächerlichste Product der Welt", für eine Mystifikation, über die er selbst „eine Anzahl ‚Freier' in fröhlicher Gesellschaft herzlich habe lachen hören".

Zwei wichtige Aufsätze folgen. In dem einen beantwortet Stirner die von dem Staatsminister von Schön aufgeworfene Frage nach dem „Woher und Wohin?" auf seine Weise. Nachdem er an einem, seiner allernächsten Nähe entnommenen Fall — dem eines wohlmeinenden, aber tyrannischen Vaters und seines gehorsamen, sich aber endlich doch gegen dessen Heirathsgebot auflehnenden Sohnes — gezeigt hat, dass diese „Doppelwilligkeit des Familienlebens" — wunderbarerweise — aus den Zeiten Peter's des Grossen stammt, der zuerst jenes Gesetz aufhob, das die Kinder in ihrer Eheschliessung von den Geboten der Eltern abhängig machte, constatiert er: „Die Civilisation ist das ‚Woher' der Selbstbestimmung, ist ihre Mutter", und giebt auf die weitere Frage, ‚wohin' das führen solle, die Antwort: „Zur voll-

Digitized by Google

kommenen Freiheit soll es führen, die sich nicht aufgiebt, einem Anderen ‚zu Liebe'", um sich dann dem Staatsmanne selbst zuzuwenden, dessen Antwort ihm, „da die Weltgeschichte schrittweise wandelt", einstweilen genügend erscheint. — Der andere Aufsatz betitelt sich: „Die Lebenslustigen". Diese Lebenslustigen sind Stirner die Theologen, speziell jene Theologen der evangelisch-theologischen Facultäten an den preussischen Universitäten, die sich zu einem Gutachten über Bruno Bauer und dessen Geschichte der Synoptiker zusammengethan hatten und die nun in jedem Einzelnen vorgenommen und abgefertigt werden — diese Theologen, die nicht den Muth besitzen, endlich zu sterben und „von der Hand eines höheren Princips" den Todesstreich zu empfangen. Stirner's Spott über „ihre zähe Lebenslust und ihre Todesfurcht" wird hier zum Hohn und vernichtend.

Wieder sind es endlich kleinere Streiflichter, die die lange Reihe der Korrespondenzen für die Leipziger Allgemeine Zeitung beschliessen: „Politische Epheremiden", Tagebuchblätter zur „Zeitcontroverse" und zu „Kunst und Wissenschaft". Die neuen Hefte des Buhl'schen Patrioten werden ernster, als die ersten genommen; fast begeistert wird von dem Buche Edgar Bauer's über seinen Bruder und dessen Gegner gesprochen; und abermals ist es zum Schluss das neue Ehescheidungsgesetz, das Gelegenheit zu einer schärferen Bestimmung des Begriffs vom „heiligen Ehestand" giebt, und ist es die Stellung der Juden in der Gemeindeverfassung, auf die die Aufmerksamkeit der Leser von Neuem in treffenden Bemerkungen gelenkt wird, immer die Privilegien geisselnd und die Gewalt verdammend, durch die allein sie sich noch halten können. Doch wir verlassen den Korrespondenten Stirner und wenden uns, gewissermaassen aus dem Vorgarten kommend, seinen wichtigeren, und in Erkenntniss ihrer grösseren Bedeutung von ihm auch sämmtlich gezeichneten, ersten litterarischen Arbeiten zu, die die Vorstufen bilden, auf denen wir hinaufsteigen mit ihm zu dem grossen Bau seines Lebens.

Weit wichtiger, wie eben gesagt, als Stirner's erste Veröffentlichungen und seine Zeitungskorrespondenzen sind die wiedergefundenen, selbstständig in sich geschlossenen litterarischen Arbeiten, im Ganzen vier, die er seinem Lebenswerke noch vorangehen liess,

Digitized by Google

bevor er sich mit diesem selbst an die weiteste Oeffentlichkeit wandte, und die sich, wenigstens in den beiden ersten, kühnlich an dessen Seite stellen können. Sie dürfen so, als litterarische Arbeiten, bezeichnet werden, weil sie sich weit über den Rahmen von Korrespondenzen erstrecken, und die Anlässe zu ihnen nicht mehr als Anregungen sind, aus denen selbstständige und gedanklich schöpferische Essays werden.

Die beiden ersten stehen zwischen den Korrespondenzen der „Rheinischen Zeitung" in deren Beilage und tragen als Unterschrift beide den Namen ihres Verfassers: Stirner.

Der eine, zugleich umfangreichste und bedeutendste Beitrag aus Stirner's Feder betitelt sich: „Das unwahre Princip unserer Erziehung oder der Humanismus und Realismus" und erschien in den Beiblättern zu den vier Nummern 100, 102, 104 und 109 vom 10., 12., 14. und 19. April. Es musste den Lehrer locken zunächst auf dem Gebiete, das seiner Erfahrung am Nächsten lag, gleichsam probeweise, den Versuch zur Entwicklung seiner Ideen der persönlichen Selbstherrlichkeit des Individuums zu machen. „Die Schulfrage ist eine Lebensfrage." Sind wir Geschöpfe, die nur dressiert werden können, oder werden wir zu den Schöpfern unseres späteren Lebens herangebildet? — so fragend beginnt er seine Untersuchungen, zu deren Ausgang er eine Schrift von Theodor Heinsius nimmt. Die beiden grossen, sich bitterlich befeindenden Parteien des Humanismus und Realismus sucht dieser in ihrem Erziehungsprincip zu versöhnen. Stirner behält die Namen bei, „so wenig zutreffend sie auch sind", und betrachtet zunächst die Methoden beider Richtungen und ihre Ergebnisse.

Die alte, klassische Bildung der Humanisten, die bis in das vorige Jahrhundert reichte, und die neben ihr hergehende andere Bildung, die sich vor Allem auf die Kenntniss der Bibel stützt, waren im Grunde nur formelle, die ihre Säfte aus der Antike zogen und als Resultat eine leere Eleganz erzielten.

Der humanen gegenüber erhebt sich mit der Zeit der Aufklärung die Bildung des Realismus, und je mehr sich die Autoritätsherrschaft jener zurückgedrängt sah, wurde sie die allgemeine, gipfelnd in den Grundsätzen der Menschenrechte: der Gleichheit und der Freiheit.

Digitized by Google

Wie die humane Bildung nicht über den Formalismus, so kam die reale nicht über den „praktischen Menschen" hinaus. Will die eine nicht das Schicksal der anderen, den Untergang, theilen, so müssen sie sich beide in dem Ziele der Geschmacksbildung vereinigen.

Aber auch dann noch werden beide sterben. Dem werde die Erziehung anvertraut, die mehr sind als Beide, nicht dem Philosophen, mit dem die Reformationsperiode stirbt, sondern jenem neuen Princip, das den Willen aus dem Untergang des Wissens emporblühen lässt. Denn darauf kommt es allein an: dass das Wissen sich als Wille neu gestaltet. Auf die Epoche der Denk- wird die der Willens-Freiheit folgen und in ihr werden die persönlichen und freien Menschen der Zukunft erstehen, zu verständigen, nicht vernünftigen Menschen erzogen.

Was man heute noch will, das ist nicht Kraft der Opposition, sondern Unterwürfigkeit; „brauchbare Bürger", nicht sich selbst bethätigende Individuen. Was bringt der Realismus heute noch hervor? — Zwar keine blossen Gelehrten mehr, sondern „höchst civilisierte, gebildete" Subjecte: „lächelnde Sclavenbesitzer und selber — Sclaven"; keine freien, sondern loyale Geister; Leute von Grundsätzen, keine „principiellen Menschen".

Die ewigen Charactere, die sich in ewiger Selbstverjüngung immer wieder neu erschaffen, werden erst kommen, wenn alle Erziehung nur auf das eine Ziel noch hinausläuft: Persönlichkeit!

Wenn nicht das Wissen mehr angebildet, sondern die Person zur Entfaltung ihrer selbst kommen, wenn nicht nur der Wissens-, sondern auch der Willenstrieb gepflegt, wenn das Kind die Hauptsache lernen wird: sich zu fühlen, dann werden wir das neue Ziel erreicht haben. Fürchtet man, dass mit diesem neuen Princip die Autorität zu Grunde gehen wird? — „Wer ein ganzer Mensch ist, braucht keine Autorität zu sein." Der in Frechheit ausartende Freimuth des Kindes wird sich an der Härte meiner eigenen Freiheit brechen.

„In dieser darum universellen Bildung, weil in ihr der Niedrigste mit dem Höchsten zusammentrifft, begegnen wir erst der wahren Gleichheit Aller, der Gleichheit freier Personen: nur die Freiheit ist Gleichheit."

Brauchen wir einen neuen Namen für das neue Princip? — Gut,

Digitized by Google

so nennen wir Die, die ihm folgen, Personalisten. Mit einem Worte nochmals, worauf es ankommt: „Das Wissen muss sterben, um als Wille wieder aufzuerstehen, und als freie Person sich täglich neu zu schaffen".

So schliesst die Untersuchung über „das unwahre Princip unserer Erziehung", die wir kühnlich neben den „Einzigen" stellen dürfen. Spricht doch hier schon mit vollster Deutlichkeit der grosse Denker, mit seiner unwiderstehlichen Klarheit und Kühnheit, in der ihm eigenen Sprache, der originelle Schöpfer ganz neuer Gesichtspunkte, die letzten Ziele auf einem Theil jenes unendlichen Gebietes aus, das er später in seiner ganzen Weite erschliessen sollte. Mit welcher souveränen Anmuth beherrscht er seinen Stoff, mit welcher Rücksichtslosigkeit schiebt er fort, was ihm im Wege steht, wie ist er schon ganz er selbst! Ja, fast noch wärmer und lockender klingt hier sein Ruf nach der Selbstherrlichkeit des Individuums, als später, wo eine starre Logik sich der Worte oft ausschliesslich bemächtigt zu haben scheint . . .

Die erste seiner grösseren und selbstständigen Arbeiten, mit der wir ihn an die Oeffentlichkeit treten sehen, wird immer eine seiner wichtigsten und segensreichsten bleiben. War es noch zu verwundern, dass ein Mann, der das Princip der Erziehung so tief und zugleich so originell erfasste, keinen Platz auf dem Katheder der dumpfen Schulstuben staatlicher Dressuranstalten finden konnte? —

Die andere Abhandlung erschien in dem Beiblatt zu Nr. 165 vom 14. Juni und trägt den Titel: „Kunst und Religion". Sie ist offenbar durch das Erscheinen eines anonymen Werkes von Bruno Bauer, mit dem dieser seinen noch verhüllten Kampf gegen Hegel fortsetzte und das sich „Hegel's Lehre von der Religion und Kunst; von dem Standpunkte des Glaubens aus beurtheilt", betitelt, veranlasst, wenn dies auch nicht gesagt wird. Es ist keine sehr umfangreiche Arbeit, aber sie ist trotzdem von hoher Bedeutung.

Hegel, so sagt Stirner, behandelt mit Recht die Kunst vor der Religion. Denn mit der Verkörperung des Ideals — in und durch Wort, Bild und Anschauung von dem Künstler erreicht — vollzieht sich die Entzweiung des Menschen mit sich selbst: in ihm entsteht die Religion. Dieser religiöse Mensch verhält sich zu dem Ideal des

Digitized by Google

Künstlers, wie zu seinem zweiten Ich, einem Object, mit dem sein Verstand in den Freuden und Leiden eines ewigen Kampfes liegt. Denn eine Verstandessache ist die Religion! — Wie das Genie des Künstlers sich nur in der Freiheit entfalten kann, so ist die Religion Jedem zugänglich. Auch ihre Liebe, das „eigenste Wesen der Religion", ist doch im Grunde Nichts als Verstand: die Liebe des Kindes zu seinem „Gegenstande", der Mutter, z. B. beweist es. Ein Object ist aller Liebe unentbehrlich. Aber dieses Object muss ein Mysterium bleiben, das immer neu und reizvoll erscheinen muss, soll es nicht zerfliessen. Wie der Liebe so ergeht es dem Verstande: das Mysterium macht die Verstandes- zur Herzens-Sache.

Daher darf die Kunst, die Schöpferin dieses Objectes als Ideal, nicht hinter der Religion stehen. Denn die Religion trachtet das Object, das der Künstler durch die ganze Kraft und Fülle seines Innern zu einer herrlichen Gestaltung „konzentriert" hat, wieder zum Subject zu machen, den Gott mit den Menschen zu versöhnen, das Ideal herunterzuziehen zu sich. Es gelingt ihm nie. Es ist die Mühe einer ewigen Sehnsucht, die ihn foltert. — Jeder neue Genius der Kunst verschönt das alte Object zu frischer, neuer Bildung. Aber die Kunst verklärt es nicht nur, sondern entreisst es immer wieder der Religion, indem sie ihr Object zurückfordert, um es lachend immer wieder neu zu gestalten. Daher steht die Kunst immer auch am Ende jeder Religion — um immer wieder auf's Neue „Religion zu machen".

Von beiden, Kunst und Religion, ist die Philosophie getrennt: schafft die Eine von jenen beiden das Object und lebt die Andere nur in der Anlehnung an sich selbst, so legt sie, die Philosophie, auf beide „die zermalmende Hand und athmet die Freiheit". Mit sich selbst allein beschäftigt kümmert sie sich um kein Object. Sie sucht nur die Vernunft, d. h. sich selbst. Aber damit genug; denn nicht über Philosophie zu sprechen, hat er sich für diesmal vorgenommen, sagt Stirner.

Wir sehen, in welchem unzertrennlichen Zusammenhange für ihn die Kunst und die Religion stehen: trotz des gegenseitigen Kampfes erschafft die eine die andere in ihnen immer auf's Neue. Der Sieg der Philosophie, die Freiheit, bedeutet Stirner den Untergang beider.

Digitized by Google

Dass die Religion sich ihres Unterganges schon lange bewusst ist, beweist ihr nun schon so lange dauernder, verzweifelter Todeskampf; wie sehr sich die Kunst ermattet fühlt in dem nie endenden, ihre Kräfte verzehrenden Verhältniss, das zeigen ihre Versuche unserer letzten Zeit, sich selbst zu verjüngen, nur zu deutlich. Wenn sie sich befreit haben wird von dem Vampyr der Religion, wenn sie ihre Objecte nicht mehr ausser sich, sondern in sich sucht, wenn die Kunst Leben wird, kann sie sich noch retten.

Stirner's grösste Gabe, alle Verhältnisse in den weitesten Perspectiven zu sehen und hinstellen zu können, das Grosse, worauf es ankommt, von dem Kleinen zu scheiden, und doch das Kleine zu gebrauchen, um das Grosse zu erreichen, zeigt sich vor Allem auch in dieser Arbeit, die zweifellos mehr Werth besitzt, als Alles, was Hegel und Bruno Bauer zusammen über denselben Gegenstand gesagt haben. Denn ein Satz des Genies, der Welt und Menschen erfasst und sie über sie hinaushebt zu neuen Zielen, wiegt mehr als die tausendfache Mühe der Talente, die sich in ihnen zurecht und mit ihnen abzufinden suchen, ohne sich doch befreien zu können. —

Zwei andere selbstständige litterarische Arbeiten von Bedeutung stellte Stirner zwei Jahre später seinem alten Bekannten Buhl zur Verfügung.

Ludwig Buhl gab im Jahre 1844 im Selbstverlage in Mannheim das „erste und einzige" Heft einer „Berliner Monatsschrift" heraus, einen kleinen Band von 330 Seiten. Die Entstehung dieses kleinen Unternehmens liefert einen so überaus charakteristischen Beitrag zur Geschichte der damaligen Press- und Censurverhältnisse, dass wir einen Augenblick bei ihr verweilen wollen.

Mitte 1843 hatten Verleger und Herausgeber des geplanten Unternehmens einmal den Prospect und drei für die erste Nummer bestimmte Aufsätze, sodann nochmals drei der letzteren der Censur eingereicht, waren aber abschlägig beschieden, d. h. die Druckerlaubniss war ihnen verweigert worden. Auch die eingereichten Beschwerden wurden vom preussischen Ober-Censurgericht verworfen. Buhl liess darauf, wie erzählt, den „ersten und einzigen" Band in Mannheim bei Heinrich Hoff drucken und im Selbstverlage erscheinen. Ueber zwanzig Bogen stark geworden, hätte er zwar auch in Preußen

Digitized by Google

nicht der Censur unterlegen, doch war in Baden die Gefahr der Beschlagnahme weniger gross. Buhl eröffnet ihn mit einem „Offenen Bekenntniss", in dem er erklärt, durchaus nicht sanguinisch in einer Illusion befangen gewesen zu sein über das Ergebniss seines Gesuches. „Wir wussten", so sagt er, „dass eine Gewalt, welche sich auf die Autorität stützt, einen Zersetzungsprocess aller bestehenden Verhältnisse nicht dulden werde. Gerade deshalb hatten wir es uns zur Aufgabe gemacht, die Stützen und die beschönigenden Vorwände der Gewalt: Staat, Gesetz, Recht, gesetzliche Ordnung, gesetzlichen Fortschritt, Religion, Nationalität, Patriotismus und wie die Worte sonst heissen mögen, zu analysieren." Um dies aber, fährt er fort (er spricht hier von seinem Prospect) unter den Augen der Gewalt thun zu können, mussten wir freilich unser letztes Wort zurückhalten. „Durften wir auch nicht dem Staate als solchem zu Leibe gehen und ihn als Manifestation der Unfreiheit darstellen, so kamen wir doch zu demselben Resultate, wenn wir alle bestehenden Staatsformen und vorhandenen Verfassungen als dem Begriffe der wahren und allgemeinen Freiheit nicht entsprechend darstellten."

Zeigen diese Sätze, wie weit die Kritik damals schon vorgeschritten war — kühn wagte sie sich an den geheiligten Bestand des Staates selbst — so thut dies der „Prospectus" kaum minder, in dem es unter Anderem heisst: „Wir wollen die Grundlagen und die Voraussetzungen des Staates und den Begriff des Staats selbst untersuchen . . ." Es bleibt sehr bedauerlich, dass das Unternehmen nicht zu Stande gekommen ist, aber wir wollen uns doch freuen, dass wenigstens sein „erstes und einziges" Heft, und mit ihm die beiden Beiträge Stirner's, erhalten geblieben sind.

Der erste der beiden, mit „Stirner" unterzeichnet, trägt die Ueberschrift: „Einiges Vorläufige vom Liebesstaat". Hören wir zunächst das Urtheil der Weisen vom Censurgericht über ihn. Nach ihm enthält er am „Eingange eine Vergleichung der in dem bekannten v. Stein'schen Sendschreiben entwickelten politischen Ideen über Freiheit und Gleichheit mit den der französischen Revolution zu Grunde liegenden Gedanken. Dieser Einleitung folgt die eigene Ansicht der Verfassers von der reinen Freiheit und absoluten Selbstbestimmung. Am Schlusse erklärt er diese seine Theorie, nicht allein

Digitized by Google

mit dem bestehenden Staatsprincip, sondern auch mit dem der Liebe und Treue, worauf es ruht, für unverträglich. Hiermit hat er sich selbst das Urtheil gesprochen. Die Tendenz des ganzen Aufsatzes ist nach Art. IV. 1. der gedachten Instruction (der Censur-Instruction) verwerflich. Auf diese Tendenz ist auch der Eingang des Aufsatzes berechnet, welcher an sich, mit Weglassung oder Aenderung mehrerer Stellen, zum Drucke würde verstattet werden können, aber in einem so unzertrennlichen Zusammenhange mit den daraus abgeleiteten Maximen steht, dass er nach dem sich hindurchziehenden Hauptsinne mit dem Ganzen das Schicksal theilen muss". Trauriges Schicksal allerdings, von solchen Köpfen beurtheilt und mundtodt gemacht zu werden! —

Obwohl uns das Censur-Gericht so gütig diesmal der Mühe der „Inhaltsangabe" überhoben hat, sei unbescheidenerweise doch noch hinzugefügt, dass Stirner zunächst dem Sinne bewussten Sendschreibens auf den Grund geht. In zwei Punkten stimmt sein Verfasser, der Freiherr von Stein mit den Zielen der französischen Revolution in ihm überein: in der Lehre der Gleichheit, d. h. darin, Alle auf die gleiche Stufe der Unterthänigkeit zu bringen; und in dem der Freiheit, d. h. der Freiheit der Pflichterfüllung, der moralischen Freiheit, der bürgerlichen der Revolution.

Stirner betrachtet dann weiter den Mittelpunkt dieser letzteren: die Pflicht der Liebe. In der revolutionären, dem Princip der Selbstsucht entwachsenden Freiheit bestimmt sich der Mensch „rein aus sich", in der Liebe thut er dies nur um eines Anderen willen. Es ist ein Unterschied, ob man ein Liebevoller oder ein Vernünftiger ist. Der Sieg der Liebe ist die Willenlosigkeit. Die Lieblosen aber lehnen sich auf, sie sind die Unzufriedenen und verlachen das schöne Wort: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht . . .

Es ist nur ein Praeludium zu einer grösseren Arbeit, die sich mit den Erscheinungen des Liebesstaates, der letzten und vollendetesten Form des Staates, beschäftigen sollte, das Stirner hier anstimmt, einer Arbeit, die wohl in der geplanten Form nie zu Stande gekommen ist. Aber das Leitmotiv klingt bereits hell und klar durch diese wenigen Seiten. —

Der zweite Aufsatz Stirner's in der Buhl'schen Monatsschrift ist eine Besprechung des Werkes: „Die Mysterien von Paris von

Digitized by Google

Eugene Sue". Sie trägt die Unterschrift Max Schmidt und wir müssen diese auf eine irrthümliche Durcheinanderwerfung des Namens und des Pseudonyms zurückführen, um sie uns zu erklären. Dass der Artikel aber von Stirner herrührt, darüber kann nicht der leiseste Zweifel bestehen.

Um zu verstehen, wie Stirner seine Aufmerksamkeit einem solchen Werke zuwenden konnte, muss man sich vergegenwärtigen, dass Sue's Roman zu jener Zeit auch in Deutschland das enormste Aufsehen erregte, in zahlreichen Uebersetzungen von Hand zu Hand ging und überall mit gleicher Gier verschlungen wurde. Unverständlich wie dieser Eindruck dem Geschlecht von heute ist, wo das längst vergessene, bestaubte, bändereiche Werk höchstens noch von Leihbibliotheks-Mardern wieder hervorgeholt wird und nur in den Gemüthern von Nähmamsells noch die alte Wirkung zu erzielen im Stande wäre, wird er uns nur einigermaassen erklärlich, wenn wir uns daran erinnern, dass Sue in die schöne Litteratur mit seiner Sensationsgeschichte zum ersten Male das soziale Element trug, indem er die gefühlsredliche Armuth in einen so innigen Contact mit der bisher als höher betrachteten Art von Menschen brachte und ihr neben dieser einen so nahen Platz einräumte, wie es bisher noch nie geschehen war.

So wurde das Buch zu jener Zeit fast überall völlig ernst genommen. Man übersah seine schauderhaften Unmöglichkeiten mit der gleichen Begeisterung wie seine innere Hohlheit und berauschte sich toll und voll an der allerdings ganz ungewöhnlichen Einbildungskraft des Franzosen.

Selbst in der Bauer'schen Allgemeinen Litteratur-Zeitung erschien aus der Feder Szeliga's ein überschwänglicher bandwurmlanger Artikel, in dem ernstlich der Kritik unterzogen wurde, was in Wahrheit unter ihr war.

„Max Schmidt's", d. h. Stirner's Besprechung war schon früher geschrieben.

Sie zeigt uns Stirner von seiner geistreichsten Seite. Mit schneidendem Hohn geisselt er die verlogene Sentimentalität der Bourgeoisie, die — ein Thränchen des Mitleids im Auge — die Sünder zu bekehren, das Laster auf den Weg der Tugend zu bringen und Ausgestossene

Digitized by Google

in die Arme der Gesellschaft wieder aufzunehmen sich heuchlerisch anschickt.

Habt Ihr aber wohl einmal, Ihr Guten, darüber nachgedacht, ob das Gute denn wirklich werth ist, dass man nach ihm strebe? — Ist es nicht vielleicht auch nur ein leerer Wahn, der nur in Eurer Einbildungskraft lebt?

So fragt Stirner und zeigt dann an den einzelnen Figuren des Romans, dessen Verfasser — „ohne jede tiefere und gewaltigere Einsicht in das Wesen der Gesellschaft" — an jede von ihnen „allemal dasselbe Ellenmaass, nämlich das der Sittlichkeit", legt, wohin diese Bemühungen der Guten, die Bösen zum Guten zu bringen, führen. Es sind wahrhaft überraschende Resultate, zu denen wir mit ihm gelangen.

Heilversuche, nicht an einem kranken, sondern an einem abgelebten Körper vorgenommen, sind alle diese Versuche Stirner, „Verbesserungen, wo Nichts mehr zu verbessern ist". Müde und alt, nicht krank ist unsere Zeit, sagt er. Darum quält sie und Euch nicht länger und lasst sie sterben! —

So schliesst Stirner's erste litterarische Tätigkeit, die seinem grossen Werke voraufging. Weder für die Hallischen und Deutschen Jahrbücher von Arnold Ruge, noch für Bauer's Litteratur-Zeitung hat er Beiträge geliefert.

Er schweigt einstweilen und nimmt die Feder zur Mitarbeiterschaft an einer Zeitung erst wieder auf, um im Drange der Selbstvertheidigung auf Angriffe zu antworten, die sich gegen die That seines Lebens richteten.

Doch dies gehört bereits in den Rahmen des nächsten Kapitels, das ausschliesslich der Betrachtung dieser That gewidmet sein wird.

Zuvor haben wir uns noch mit dem nach Aussen hin grössten Ereigniss in diesem Leben zu beschäftigen: mit Stirner's zweiter Ehe, mit Marie Dähnhardt . . .

Es war wohl im Kreise der „Freien", wo Stirner des Oefteren mit einer jungen Dame zusammentraf, die er zuerst im Hause des späteren Begründers der National-Zeitung, Dr. Friedrich Zabel's, gesehen hatte, mit — Marie Dähnhardt.

Digitized by Google

Marie Wilhelmine Dähnhardt war am 1. Juni 1818 zu Gadebusch in der Nähe von Schwerin als die Tochter des Apothekers Helmuth Ludwig Dähnhardt und seiner Frau Maria, einer geborenen Brünger, geboren und am 7. Juni nach evangelisch-lutherischem Ritus getauft worden. Einer wohlhabenden bürgerlichen Familie entstammend hatte sie eine gute Erziehung genossen und war frühzeitig von dem Emancipationsdrange jener Tage, der unter Anderem in Gutzkow's verschollenem, damals aber von den Frauen verschlungenem Buche „Wally, die Zweiflerin" einen seltsam-beredten Ausdruck fand und in Georges Sand das allerdings nie erreichte Vorbild sah, ergriffen worden.

So war sie, jedenfalls gegen den Willen ihrer Familie, schon frühzeitig nach Berlin gekommen, um hier ihr Leben weitere Kreise ziehen zu lassen, als es ihr in den beschränkten Verhältnissen ihrer Heimath jemals möglich gewesen wäre.

Zwar lassen sich ihre ersten, genauen Spuren in Berlin erst in dem Jahre ihrer Heirat mit Stirner, 1843, feststellen, wo sie vom 21. Januar bis zum 4. April Alexanderstrasse 22 bei dem Lehrer der englischen Sprache, W. Turnbull, bei dem sie jedenfalls Unterricht nahm, und vom 30. August bis 21. October (in der Zwischenzeit war sie abwesend) Friedrichstrasse 189 bei dem Tapezierer F. Bodinus wohnte. Doch steht fest, dass sie schon zwanzigjährig, 1838, in Berlin und jedenfalls hier nicht fremd war. Ihr Vater war früh gestorben.

Marie Dähnhardt's Verheiratung mit Max Stirner fand statt am 21. Oktober 1843 und zwar in der Wohnung des Bräutigams: Neu Kölln am Wasser 23. Sie geschah „mit Einwilligung ihrer Mutter".

Nach Neu Kölln am Wasser war Stirner kurz vorher, am 4. October, gezogen, indem er die fünf Jahre innegehabte Wohnung in der Neuen Friedrichstrasse 79, wo wir ihn zuletzt gesehen, und damit die Familie seiner ersten Frau, in der er ein ganzes Jahrzehnt — wenn auch mit Unterbrechungen — gelebt, verlassen hatte.

Hier in dem Hause Neu Kölln am Wasser, dessen Besitzer der Schönfarber Schöpke war, in einer geräumigen Wohnung mit grossem „Salon", wohnten die jungen Eheleute während der Jahre ihres Zusammenseins.

Digitized by Google

Ueber die „Geschichte der Trauung" Stirner's ist so Viel geschrieben und geredet worden — weit mehr als über sein ganzes Leben zusammengenommen —, dass sie auch in dieser Geschichte seines Lebens nicht nur nicht übergangen werden darf, sondern ihr sogar ein eigener Platz angewiesen werden muss, indem versucht werden soll, sie, wie alles Andere, in das richtige Licht zu rücken. Es ist nicht ganz leicht, da sich die Behauptungen und Erinnerungen scharf widersprechen. Denn wie es das Anekdotenhafte ist, das am Längsten in dem Gedächtnisse der meisten Menschen haftet, so nimmt es auch, von Mund zu Mund getragen, in jedem eine etwas veränderte Form an, um endlich als ein der einstigen Wirklichkeit fast Fremdes dazustehen. So ging es auch mit der Erzählung dieser Heirath, die so viel Staub aufwirbelte, so viel Empörung und so viel Lachen erregt hat.

Alles romantischen Beiwerks entkleidet wird sie — auch so noch interessant genug — in folgender Form stattgefunden haben:

Die Trauung wurde vollzogen durch den Oberconsistorialrath Marot von der Neuen Kirche in Berlin, eine stadtbekannte Persönlichkeit, der von Bruno Bauer seiner freieren Ansichten wegen gewählt worden war.

In der neugemietheten Wohnung nun versammelten sich am Morgen des 21. October, kurz vor dem Mittagessen, die Trauzeugen und Gäste; sie wurden nicht, wie erzählt wird, erst aus der Kneipe herbeigeholt. Keinesfalls waren sie in irgendwie feierlicher Stimmung.

Als Trauzeugen fungierten Bruno Bauer und Buhl; als Gäste waren, so weit bekannt, Wilhelm Jordan, der junge Dichter; Julius Faucher; ein Assessor Kochious (oder Kochius) und eine junge Engländerin, eine Freundin der Braut, anwesend; ausserdem sicherlich noch eine Anzahl anderer Freunde und Bekannte.

Buhl soll mit Mühe aus seinen Hemdsärmeln in seinen „schäbigen Alltagsrock" hinein genöthigt sein, als der Pfarrer eintrat; auch wurden die Karten beiseite gelegt, mit denen man gespielt hatte.

Die Braut liess auf sich warten. Als sie eintrat, muss Marot sehr erstaunt gewesen sein, sie in einfachem Kleide und ohne den bräutlichen Schmuck von „Myrthenkranz und Schleier" zu finden. Auch

Digitized by Google

seine Frage nach einer Bibel fand nicht die gewohnte Bereitwilligkeit — es war keine zur Hand.

Indessen nahm die kurze, unter solchen Umständen sehr beschleunigte Feier ihren Verlauf. Die Gäste sahen zum Fenster hinaus, statt der „dürren, nüchternen", den Umständen angepassten Rede zu lauschen.

Als jedoch die Frage nach den Ringen gestellt wurde, stellte sich eine neue Schwierigkeit heraus: Ringe waren, wahrscheinlich aus Vergesslichkeit, überhaupt nicht bestellt worden.

Da zog Bruno Bauer (nach Jordan's Erinnerung soll es Stirner selbst gewesen sein, doch wird allgemein von Bauer gesprochen) seine längliche, gehäkelte Geldbörse, wie sie damals üblich war, aus der Tasche, schüttete den gewiss nur geringen Inhalt von Silber- und Kupfermünzen bedächtig auf die eine Seite und zog die beiden Messingringe ab, die er dem Prediger übergab, indem er meinte, dass sie die „Ehe ebenso gut, oder besser, zusammenhalten" könnten, wie goldene.

Und mit diesen Messingringen wurden Max Stirner und Marie Dähnhardt getraut . . .

Marot, zu dem Essen und der darauf folgenden Bowle eingeladen, dankte und ging, und die Hochzeit nahm den „fröhlichen Verlauf" anderer Hochzeiten, oder vielmehr einen noch fröhlicheren; die jungen Eheleute verschwanden nicht zu einer Hochzeitsreise, sondern blieben mit ihren ausgelassenen Gästen noch lange zusammen. —

Von den Meisten zu einer „beabsichtigten Demonstration" aufgebauscht, von anderer Seite hinwieder als das natürliche Ergebniss des Augenblicks ohne jede besondere oder Neben-Absicht hingestellt, nahm die Geschichte des Ringewechsels bald die seltsamsten Formen an, pflanzte sich von Mund zu Mund, und während die einen mit positiver Bestimmtheit von Gardinenringen sprachen, die verwandt worden seien, faselten Andere von einer unerhörten Beschimpfung heiliger Institutionen. In letzter Linie aber war die Sache Nichts als die völlige Gleichgültigkeit der betheiligten Personen bei einer äusserlichen Handlung, die in ihren Augen durchaus keine weittragende, innere Bedeutung besass, und die nur vollzogen wurde aus äusseren, vielleicht nicht zu umgehenden Rücksichten.

Digitized by Google

Die Eheleute führten eine stille und unauffällige Ehe und lebten in der alten, gewohnten Weise fort.

Nachdem wir Stirner kennen gelernt haben, wird sich unser Interesse zunächst auf die junge Frau richten. Da sie die Aufmerksamkeit so Vieler auf sich gezogen hat, ist es nicht schwer Marie Dähnhardt's Bild zu zeichnen: ein in jeder Beziehung sympathisches Bild.

Eine schlanke, anmuthige Blondine von kleiner, voller Gestalt mit auffallend reichem Haarschmuck, den sie, um es mit dem Ausdruck der damaligen Zeit zu bezeichnen: à la neige — in geringelten, die Schläfen bedeckenden Locken — trug, mit zartem, rosig angehauchtem Teint, von raschem und energischem Wesen, „durchaus verständig", aber ohne besondere geistige Begabung, übte sie mehr durch ihre natürliche Frische, als durch eigentliche Schönheit — denn eine Schönheit war sie nicht — eine unverkennbare Anziehungskraft auf die Männer aus. Dieser Kraft war sie sich bewusst; wenigstens war sie es sich in Berlin geworden.

Sie hatte eine ausgezeichnete Erziehung genossen, wusste sich gut zu benehmen, auch in Gesellschaft, hielt sich immer ernst und verkehrte bei Hippel unter den „Freien", wo sie den Spitznamen Marius Daenhardius führte, so zwanglos, wie jeder andere Gast. Wenn es auch gar keinen Zweifel duldet, dass sie „Cigarren rauchte", mit der langen Pfeife auf den Buden der Studenten gesehen wurde, Billard, und zwar ausgezeichnet, spielte, und das Münchener Bier, das damals in Berlin aufkam, ebenso gern und aus ebenso grossen Seideln wie die Männer trank, so ist es ebenso zweifellos, dass sie all' Dieses nicht nur allein aus innerer Lust, sondern auch aus jenem Trieb heraus that, in dem sie, die im Grunde durchaus Bürgerliche und „Gesittete", sich zu emancipieren suchte.

Es ist oft, und nur allzu erklärlicher Weise, behauptet worden, dass sie „ein solches Leben" nur ihrem Manne zu Liebe geführt habe. Es ist nicht wahr. Jener Drang, der sie nach Berlin geführt hatte, dem missverstehend sie sich immer mehr und mehr hingab, der sie in derselben Unbekümmertheit an den lauten Tisch der Männer wie unter die jungen Studenten führte, der sie sogar an den spätabend-

Digitized by Google

lichen Ausflügen der Bande in die Bordelle der alten Königsmauer — wohin man natürlich nur ging, um dort so lange den grössten Ulk zu treiben, bis man hinausgeworfen wurde, — dieser Drang, der sie an solchen Ausflügen in Männerkleidern Theil nehmen liess, hatte sie schon ergriffen, als sie Stirner noch gar nicht kannte.

Dass ihr ursprüngliches Gelüst sie weiter trieb, als sie Anfangs gewollt hatte, ja auch nur ahnen konnte, das war nicht dessen Verschuldung. Bei seinem ruhigen, passiven Wesen ist es ganz undenkbar, dass er sie je zu etwas überredet oder gar verleitet hätte, was ihrem eigenen Wunsch und Willen zuwider gewesen wäre. Das soll noch weiterhin begründet werden.

Gewiss ist auch, dass sie ihren Mann von Anfang an nicht verstand. Wahrscheinlich erschienen ihr die lauten und lärmenden Kneipgenossen von Hippel, unter denen sie so unbefangen sass, noch ein Kind an Gemüthsart und Unerfahrenheit, mit der sie die oft wüsten Reden, Anspielungen und Zoten anhörte, die sie nicht begriff und denen sie nur deshalb so ruhig zuhören konnte, wahrscheinlich erschienen ihr diese „Freien" um Vieles freier, als der ruhige Mann, der sie thun und treiben liess, was sie wollte, und, ohne Menschenkenntniss, wie sie war, liess sie ihn später heimlich entgelten, was die Andern verschuldet, wenn von irgend einem Verschulden auf einer Seite überhaupt die Rede sein kann.

Vielleicht aber, und das erscheint nach Allem das Wahrscheinlichste, hat sie damals nie darüber nachgedacht, was die Einen beherrschte und den Andern bewegte, ist in dem fröhlichen Strome mitgeschwommen, wie ihre Jugend es ihr mit Recht gebot, und hat durch die trüben Schleier späterer Erlebnisse, die sich über diese Tage deckten, nicht mehr zu erkennen vermocht, was unter ihm — in den Knäuel ihrer Reue verwirrt — lag.

Freiwillig und gern ist sie in jenen Kreis gegangen, weil es ihr in ihm gefiel; freiwillig hat sie sich, nicht seinen Ton, dazu war sie zu geschmackvoll, aber seine freie und bei allen Ausschreitungen doch so schöne und theilweise grossartige, nur noch so wenig durchgebildete Lebensauffassung zu eigen gemacht. Stolz und nicht ohne Kühnheit ist sie somit nur ihren eigensten Neigungen gefolgt.

Und dass sie gethan hat, was sie wollte, und dass Stirner sie thun

Digitized by Google

liess, was sie wollte, das mag sie in den Augen der Eheknechte natürlich so verabscheuungswürdig erscheinen lassen, wie sie es späterhin in ihren eigenen war, aber es kann uns Beide nur lieber machen. Jede gegenseitige Bevormundung hätte übrigens so ganz und garnicht in das Wesen der Betheiligten gepasst, denen „die Ehe" nur ein loses Band, das rein äusserlich um sie geschlungen war, bedeutete. Und nicht an der „Untreue" der Frau — wie lächerlich! — ist „diese Ehe zu Grunde gegangen", sondern einzig und allein unter dem Druck der Verhältnisse, den er und sie leider nur allzubald empfanden.

Ihr guter Geschmack hat Marie Dähnhardt immer davor bewahrt, ihre Affairen, die sie allein und nur sie angingen, und denen natürlich auch hier nicht nachgegangen wird, an die grosse Glocke zu hängen, und nach Aussen hin war sie immer und für Alle die unnahbare Frau, an die sich kein Gedanke, geschweige denn ein Wunsch so leicht herangewagt hätte. Nur einmal soll es zu einer Szene gekommen sein: sie hatte anfänglich den zweideutigen Sinn einer Bemerkung nicht verstanden; als sie auf ihn aufmerksam gemacht wurde, soll ihre berechtigte Empörung zum vollen Durchbruch gekommen sein.

Allgemein geachtet und allgemein beliebt, wie Stirner selbst, war sie die unbestrittene weibliche Zierde des Kreises, wenn sie in ihm erschien. Denn sie war durchaus nicht die einzige Frau in ihm, wie wir gesehen haben. Besonders befreundet soll sie unter den Frauen, die mit ihr dort verkehrten, mit der damals noch unverheiratheten Frau des Dr. Wiss, und ebenfalls gut bekannt mit Karoline Faucher gewesen sein.

Diese Jahre, die letzten seiner Lehrthätigkeit und ersten seiner Ehe mit Marie Dähnhardt — also ungefähr von 1843 bis 1845 — dürfen als der Höhepunkt in Max Stirner's Leben betrachtet werden, wenn überhaupt eine solche rein auf die äusseren Thatsachen aufgebaute Annahme erlaubt ist.

Von seiner Thätigkeit in der Töchterschule der Mme. Gropius nicht allzusehr in Anspruch genommen, hat Stirner Musse genug übrig, um die letzte Hand an die Vollendung seines Lebenswerkes zu legen, das als Ganzes bereits dastand: Jeder, der weiss, was das

Digitized by Google

heisst, wird gerade eine solche Zeit — noch unerfüllter Erwartung und Hoffnung und doch schon gethaner Arbeit — als die glücklichste im Leben des schaffenden Geistes bezeichnen.

Er hat ein junges Weib, das er, was auch gesagt werden mochte, liebte.

Offen stand ihm ein Kreis von Männern, die ihn — mehr und mehr von seiner Bedeutung überzeugt — ausnahmslos achteten, anregten und stets gern in ihrer Mitte sahen.

Und er hatte — zum ersten Male in seinem Leben — Geld. Denn Marie Dähnhardt, die ihren Vater frühzeitig verloren, war im Besitz eines für damalige Begriffe stattlichen Vermögens. Es betrug zehntausend Thaler, nach anderen Angaben sogar dreissigtausend. Richtig ist wohl die erstere Zahl.

Der Mann wurde daher vielfach beneidet, und leuchtend und wärmend stand die Sonne des Glücks an dem Himmel der jungen Eheleute, die nicht an Wolken und Wetter dachten und völlig sorglos und unbekümmert in den kurzen Tag hinein lebten, der ihnen beschieden war.

Doch Beide für eine kurze Spanne verlassend wenden wir uns jetzt zu dem Werke, das ihm, der es geschaffen, und ihr, der es gewidmet, nicht mehr, sondern uns Allen gehört.

Digitized by Google

FUENFTES KAPITEL

DER EINZIGE UND SEIN EIGENTHUM

Digitized by Google

DER EINZIGE UND SEIN EIGENTHUM

1845

ERSCHEINEN. — BESCHLAGNAHME UND FREIGABE IN SACHSEN; VERBOT IN PREUSSEN; STIRNER UND DIE POLIZEI. — ALLGEMEINE AUFNAHME UND ERFOLG. — DAS WERK. — VERSUCH SEINER WUERDIGUNG. — DIE KRITIK. — STIRNER'S ENTGEGNUNGEN. — DAS VERSTANDESTHUM UND DAS INDIVIDUUM. — AUSBLICK.

Digitized by Google

Im Kreise der „Freien" hatte sich im Laufe der Zeit das Gerücht verbreitet, dass Max Stirner an einem umfangreichen Werke arbeite, zu dem er „bereits Blatt auf Blatt gehäuft" und das immer noch, „das ganze eigenthümliche Gewebe seiner Gedanken in sich aufnehmend", anwachse.

Aber Niemand hätte etwas Näheres über dieses Werk zu sagen gewußt. Nie ging Stirner auf diesbezügliche Fragen ein, nie liess er irgend Jemand auch nur eine einzige Seite seiner Arbeit sehen oder gar lesen. Nur insofern verrieth er das „Geheimniss seines Lebens" selbst, als er zuweilen auf sein Pult zu deuten pflegte, wo sein „Ich" verborgen liege.

Die Existenz des Werkes „konnte auch eine Fabel sein", und wurde bereits von Manchen als eine solche betrachtet, als es plötzlich, in den letzten Tagen des October 1844, unter dem Titel: „Der Einzige und sein Eigenthum" an das Licht der Oeffentlichkeit trat.

Ursprünglich sollte dieser Titel — und die oben angeführte Bemerkung Stirner's spricht dafür — „Ich" lauten. Er wurde fallen gelassen, um über der zweiten Haupt-Abtheilung des Werkes zu stehen.

Als Autor nannte Stirner den Namen, unter dem er seine ersten Arbeiten geschrieben und den er im Kreise seiner Bekannten führte; als Verleger stand auf dem Titelblatte eine der angesehensten buchhändlerischen Firmen Deutschlands, Otto Wigand in Leipzig, der unerschrockene und weithin bekannte Verleger der meisten und bedeutendsten radikalen Erscheinungen jener Zeit, der Verleger der Ruge'schen Unternehmungen und der Feuerbach's, selbst innig mit Herz und Geist an den Kämpfen seiner Zeit betheiligt. Als Jahreszahl war 1845 angegeben. Stirner und Wigand verband ein freundschaftliches Verhältniss; dieser hielt grosse Stücke auf seinen neuen

Digitized by Google

Autor und hat stets mit hoher Achtung von ihm gesprochen. Stirner war übrigens 1844 in Leipzig gewesen, wahrscheinlich um das Nähere über das Erscheinen seines Lebenswerkes mit Wigand zu besprechen.

Das Vertrauen, das dieser in das Werk setzte, bewies er am Besten durch die durchaus gediegene Ausstattung, die er ihm angedeihen liess. Die erste Ausgabe des „Einzigen" ist eines der bestgedruckten Werke seines Verlages: ein stattlicher Band von fast fünfhundert Seiten, auf bestem Papier splendid mit breitem Rande und in grosser, klarer Schrift, fast fehlerfrei bei J. B. Hirschfeld in Leipzig gedruckt, übertrifft die heute selten gewordene, deren damaliger Preis für das in hellen Umschlag broschierte Exemplar zwei und einen halben Thaler betrug, ihre beiden späteren in jeder Beziehung.

Das Buch trug die Widmung: „Meinem Liebchen Marie Dähnhardt". Das Liebchen war seit einem Jahre Stirner's Frau.

Wir gehen kaum fehl, wenn wir annehmen, dass der erste Plan zu dem Werke in das Jahr 1842 fällt, in die Zeit also, als sich Stirner so manche seiner Gedanken zu kürzeren Arbeiten rundeten, Arbeiten, die dann im nächsten der einen grossen selbst weichen mussten und daher aufhören. Sie selbst geht mit ihren Zusätzen und wohl auch theilweisen Umarbeitungen dann gewiss noch bis in die Mitte von 1844, wo sie abgeliefert und gedruckt wird, so dass angenommen werden kann, dass das Werk in dem Zeitraum von anderthalb Jahren — von 1843 bis etwa Mitte 1844 — entstanden ist.

Es ist von jeher das Bestreben der Gewalt gewesen, ihr feindliche Gedanken zu unterdrücken und ihre Verbreitung zu hindern. Waren in Preussen seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. die Zügel einer frechen und unsinnigen Censur etwas weniger straff gehalten, so hatte die Herrlichkeit mit der Veröffentlichung des Herwegh'schen Briefes an den König bald ein Ende und es wurde schlimmer gewirthschaftet als vorher. Auch in Sachsen hatte eine Reaction sondergleichen begonnen. Zwar wurden auch dort 1844 Schriften über zwanzig Bogen frei, d. h. sie brauchten nicht zur Censur vorgelegt zu werden. Aber um so näher lag dafür die Gefahr der Beschlagnahme und Confiscation, gegen die es keinen richterlichen Schutz gab.

Digitized by Google

Um dem wenigstens theilweise zu entgehen, nahmen die Leipziger Verleger ihre Zuflucht zu einem drastischen Mittel. Während auf der Kreisdirection das gleichzeitig mit der Ausgabe einzureichende Pflichtexemplar abgeliefert wurde, stand an der nächsten Straßenecke schon der mit den versandtfertigen Exemplaren beladene Wagen und sowie der Empfangsschein der Behörde in den Händen des Verlegers war ging es im Galopp von Sortimenter zu Sortimenter, so dass die Beamten, wenn sie das Buch eingesehen und beschlagnehmen wollten, meist das Nachsehen hatten.

Auch dem Stirner'schen Werke ist es so ergangen. Die Kreisdirection in Leipzig verfügte sofort die Beschlagnahme und es sollen ihr noch 250 Exemplare in die Hände gefallen sein.

Aber die Beschlagnahme wurde schon wenige Tage später von dem Ministerium des Innern wieder aufgehoben: weil das Buch „zu absurd" sei, um gefährlich zu sein. Die „sehr interessanten" Entscheidungsgründe, die die Brockhaus'sche Allgemeine Presszeitung vom 8. November 1844 mitzutheilen versprach, sind leider nie veröffentlicht worden und die tiefe Weisheit der hochwohllöblichen Behörden wird nie in ihrer ganzen Grösse erfasst werden können. Genug, dass Stirner, der sich mit der Frage der Pressfreiheit so eingehend beschäftigt und sein Werk mit der vollen Vorsicht geschrieben hatte, den Staat zu „betrügen", seine Absicht glänzend gelungen war. „Mag ein Volk der Pressfreiheit entbehren, Ich suche Mir eine List oder Gewalt aus, um zu drucken — die Druckerlaubniss hole Ich Mir nur von — Mir und meiner Kraft." Er hat sie sich geholt und während das harmloseste Geschreibsel in Acht und Bann gethan wurde durfte das radikalste und „gefährlichste" Buch jener und jeder Zeit ungehindert von Hand zu Hand gehen — damals und so noch heute.

Ob sich je Einer an dieser Thatsache innerlicher gaudiert hat als Der, der sein köstliches Gut, so kühn und klug zugleich, über die Grenze geschmuggelt, die die Willkür dem freien Gedanken gezogen? . . .

In Preussen wurde der „Einzige" übrigens noch vor Weihnachten, wie auch in Kurhessen und Mecklenburg-Schwerin, verboten und das Verbot ist, so weit festgestellt werden konnte, nie

Digitized by Google

aufgehoben worden. Das hinderte natürlich nicht, dass die neue Erscheinung überall, besonders unter der studierenden Jugend, eifrig gelesen wurde und von Hand zu Hand ging, und auch hier wird die Klage von Savigny's, des Justizministers, beim König, sich bestätigt haben: dass die verbotenen Schriften gerade am Meisten verbreitet und gelesen würden, und dass die Verbote und Confiscationen also genau das Gegentheil ihrer beabsichtigten Wirkung hervorriefen.

Mit der Polizei ist Stirner, wie gleich hier gesagt werden mag, nie in irgend einen Conflict gekommen. Sie führte nicht einmal, wie über die Meisten des Kreises, Akten über ihn, und wenn sie ihn gelegentlich in solchen, so in denen über Buhl, schlechtunterrichtet erwähnte, schrieb sie den Namen nur dem Hörensagen nach auf echt Berlinisch „Styrna". Als gelegentlich des „Gegenworts" Recherchen angestellt wurden, fand man nicht ihn, sondern infolge einer Namensverwechselung einen völlig harmlosen wirklichen Gymnasiallehrer Schmidt, der auf die Vorhaltungen seiner Behörde nur entsetzt seine völlige Unschuld zu betheuern vermochte. Ueber Stirner selbst, diesen „Herrn von gesetztem Alter", wusste die Polizei „nur Gutes in Erfahrung zu bringen". Man hat ihm natürlich auch das vorgeworfen. Als ob er nichts Besseres zu thun gehabt hätte und als ob Muth dazu gehörte, sich mit den untergeordneten Organen der Gewalt herumzuschlagen, während man zum tödtlichsten Streich gegen das innerste Wesen dieser Gewalt selbst ausholt!

Die allgemeine Aufnahme, die das Werk fand, war eine durchschlagende; heute würde man sie „sensationell" nennen.

Man beschäftigte sich sofort lebhaft mit der neuen Erscheinung, die so plötzlich aus völligem Dunkel heraus in das grelle Licht des lauten Tages trat. Zu Weihnachten 1844 war das Buch bereits in den meisten Händen, jedenfalls in den Händen Derer, die dem radikalen Fortschritt ihrer Tage überhaupt Interesse entgegen brachten. Besonders die Jugend griff, wie gesagt, gierig nach der kühnen That.

Aber die Aufnahme war so verschieden, wie sie überhaupt nur sein konnte bei einem solchen Werke. War den Einen kein Ausdruck

Digitized by Google

der Bewunderung zu gross, erwarteten sie von ihm den Anbruch einer neuen Zeit des Denkens und Lebens und nannten sie den Verfasser mit Recht ein Genie, so warfen die Anderen das Buch hohnlachend von sich, empört über solchen „Unsinn", denn nur Unsinn konnte sein, was so an den „Grundpfeilern alles sittlichen und sozialen Lebens" zu rütteln wagte. Die Meisten aber wussten nicht recht, was sie sagen sollten, und Viele von ihnen schwiegen . . . Alle aber ahnten doch, dass sie hier vor einer aussergewöhnlichen Erscheinung standen.

Suchten die Einen, die Tiefbefangenen, die überhaupt nicht begreifen konnten, wie man es wagen könne, Begriffe, die „von Ewigkeit her" so fest standen, wie Recht, Pflicht, Sitte u. s. w., überhaupt einer menschlichen Kritik zu unterziehen, den, der sie nicht allein zu kritisieren, sondern sie zu vernichten sich unterfangen, als den „advocatus diaboli" zu kennzeichnen, so waren doch auch die Anderen, die, welche diese Begriffe zwar nicht als ewig feststehende, aber doch immer den Untergrund unseres Handelns bildende betrachteten, fast nicht weniger entsetzt, diesen Grund plötzlich ihren Füssen entzogen zu sehen, und sie, die noch nicht wussten, wo nun stehen, konnten sich das Phänomen nur durch die Annahme erklären, dass der Verfasser sich mit ihnen einen Scherz habe machen wollen, und — sie wie sich selbst verspottend — nur gespielt habe.

Seht, so teuflisch kann ein Mensch sein! — schrieen Jene; nein, so schlecht kann kein Mensch sein, trösteten Diese. Die Einen fanden in dem ätzenden Spott Stirner's, die Andern in seiner heiteren Ironie die Bestätigung ihrer Annahme.

Aber auch die Liberalen wichen zurück. Die Politiker lachten: welcher vernünftige Mensch konnte bezweifeln, dass der „Staat" nicht die „Ordnung" sei, und seine Nothwendigkeit negieren? —; die Sozialen schimpften: das „Lumpenthum" hatte sie empfindlich getroffen; die Humanen endlich geriethen in ernstliche Unruhe: sie hatten sich „den Menschen" so schön, neu und herrlich, so gottähnlich, aufgebaut, und nun wurde ihr Kunstwerk so elend in Stücke geschlagen! Sie waren es vor Allem, die ihr letztes Ideal zu vertheidigen und zu retten suchten. Der Stolz der „Kritik", der „kritischen", der „absoluten" Kritik war es in all' diesen Jahren gewesen,

Digitized by Google

in rastlosem Vorwärtsschreiten einen Widerstand nach dem anderen zu überwinden; sich sagen zu lassen, dass sie so weit noch zurückgeblieben sei, das durfte sie nicht erlauben. So bäumte sie sich auf.— Aber die „Kritik" war damals schon in das Stadium der Selbstzersetzung eingetreten. Ihre Kräfte waren erschöpft und ihre Arbeit, die vorbereitende Arbeit, gethan. Sie starb an dem Stosse, mit dem Stirner sie traf.

So war es nur natürlich, dass die Meinungen auch unter den „Freien" sich sehr verschieden äusserten. Die Ueberraschung, den stillsten der Ihren plötzlich so laut und vernehmlich reden zu hören, war allgemein, und wenn auch die nächsten Bekannten, die bereits Stirner's erste Arbeiten verfolgt hatten, wussten, dass es sich nur um eine bedeutende That handeln konnte, so waren die anderen, ferner Stehenden umsomehr überrascht in dem einfachen Mann, den sie bisher wohl oft übersehen haben mochten, den grossen und scharfen Geist zu finden, der aus seinem Buche sprach. So mögen Stirner und seine Ideen in dieser Zeit oft genug den Mittelpunkt des Kreises und seiner Unterhaltung gebildet haben. Stirner selbst blieb sich natürlich völlig gleich: der äussere Ruhm konnte ihn nicht stolzer machen, als er es innerlich gewesen war. Jedenfalls gehörte er jetzt zu den „Merkwürdigkeiten" des Kreises, und wie er von nun an mit den Bauer's und den Andern zusammengenannt wurde, so kam man jetzt auch zu Hippel, um „den Einzigen" zu sehen und sich zu überzeugen, dass er „in Wirklichkeit gar nicht so schlimm war, wie er sich in seinem Buche hingestellt hatte".

Bruno Bauer, der mit Stirner schon 1843, gelegentlich der wahrscheinlich gemeinsam geplanten Bearbeitung eines Werkes, „in Uneinigkeit" gerathen sein soll, empfand es tief, dass dieser „über ihn hinaus gegangen" war — auf Pfaden, wo er ihm nicht zu folgen vermochte. Zwar hielt er seinen inneren Groll zurück und hat ihm auch nie öffentlichen Ausdruck gegeben, so wenig, wie er selbst je versucht hat, der Kritik Stirner's zu begegnen, und ihr Verhältniss blieb äusserlich das gleiche freundschaftliche, wenn auch eine gewisse Entfremdung von Manchen beobachtet wurde, die jetzt mehr hervortrat, nachdem sie geistig einen dergestalt scharfen Ausdruck gefunden hatte. Zu einer Trennung ist es indessen zwischen den Beiden nie gekommen.

Digitized by Google

Die Philosophie Stirner's ist kein „System", das eine „Schule" gründen und durch sie ausgearbeitet und fester fundiert werden könnte. Obwohl Stirner Lehrer war, verräth nicht ein Wort seines Buches den philosophischen Schulmeister. Jeder muss von ihm lernen, was er will und was er vermag; sein „Schüler" in engerem Sinne wird er nie sein und wenn er es sein wollte, würde der unfreiwillige Lehrer ihn selbst in seine eigene Gedankenthätigkeit zurückstossen. Die Jugend wird sich von Stirner gewiss — und hoffentlich immer — anregen und zu selbstständigem Denken ermuthigen lassen. Aber der ganze Genuss des „Einzigen" wird doch erst dem Manne zu Theil werden, der gegen die Illusionen der Jugend die Wahrheiten des Lebens eingetauscht hat.

Seltsamerweise aber fand Stirner unter seinen Bewunderern keine eigentlichen Anhänger, um dies Wort zu gebrauchen. Im Grunde war Keiner da, der die ganze Bedeutung seiner That ihrem vollen Umfange nach begriffen hätte. So ist sie auch nur nach dieser und jener Richtung hin, nie aber ganz gewürdigt worden, und als sie anfing, vergessen zu werden, war Niemand, der ihren machtvollen Ruf ungebrochen durch die schweigenden, kommenden Jahrzehnte getragen hätte . . .

Und sie wurde schnell vergessen. Je mehr das Revolutionsjahr sich näherte, desto ausschliesslicher wandten sich Aller Interessen hoffnungsvoll der gewaltsamen Lösung aller Zweifel zu und als das lärmvolle Waffengeklirr verrauscht war, hatte es die Stimmen verscheucht, die eben noch so lebendig gerufen — es war still und blieb still auf lange hinaus.

Daher konnte auch der äussere Erfolg des Werkes kein grosser sein. Er ging nicht über die erste, wohl nicht mehr als eintausend Exemplare starke Auflage hinaus und erreichte sogar diese wahrscheinlich erst nach und nach im Laufe der Jahrzehnte, in denen doch immer hin und wieder noch vereinzelte Hände nach dem vergessenen Buche langten.

So war die Aufnahme von Stirner's „Einzigem" im Allgemeinen; wie sie bei der zeitgenössischen Kritik und bei einzelnen hervorragenden Zeitgenossen sich gestaltete, davon weiter unten noch mehr.

Digitized by Google

Es ist das Werk selbst, das uns nun vor Allem eingehender zu beschäftigen hat.

Was ist es? — Was giebt es? — Worin liegt seine Grösse, seine Bedeutung, seine Unsterblichkeit? — Mit einem Worte: worin besteht seine Macht — „über uns?" —

Auf diese Fragen kann es natürlich einzig und allein selbst die richtige Antwort geben. Nur sein gründliches und wiederholtes Studium vermag uns ihm näher zu bringen und durch Nichts kann diese Arbeit und soll dieser Genuss ersetzt werden.

Wie der unerschöpfliche Reichthum des Buches jeder Beschreibung spottet, so ist eine Wiedergabe seines Inhalts in systematischer Form deshalb allein schon unmöglich, weil Stirner trotz planvollster Anlage des Ganzen immer und immer wieder den Gang seiner Darlegungen selbst durchbricht, voraus- und zurückgreifend immer von Neuem die Gegenstände seiner Betrachtung in neues Licht rückt.

Er fühlt und weiss das selbst. Er sagt auch gleich zu Anfang an einer Stelle, dass „er nicht nach dem Schnürchen zu gehen gedenke".

Wie er in der kurzen Einleitung schon mit einem kühnen Satze vor die verblüfften Leser springt: „Da bin ich!" —, so tritt nach wenigen Seiten schon, als er noch völlig in der Ergründung des Menschen der alten Zeit begriffen ist, der Egoist in seiner ganzen Grösse auf, und während „der Mensch" sich noch nicht in seiner völligen Hohlheit als das Gespenst der Vergangenheit aufgelöst hat, heischt er, der Egoist, bereits seine Macht, seine Eigenheit und steht bereits, wenn auch noch in unsicherer Form, da in seiner Einzigkeit.

Wiederum, während wir „den Menschen" bereits besiegt glauben, und das „Ich" in seiner Kraft und Herrlichkeit sich vor uns entwickelt, schleift Stirner noch wie Achill den Leichnam des Ueberwundenen durch die Gefilde seines Sieges und erst am Ende seines Zieles lässt der leibhaftige Triumphator von dem leben- und körperlosen Feinde.

Nicht, dass Stirner sich wiederholte. Aber unerschöpflich wie die Natur selbst, die sich in scheinbaren Wiederholungen immer von Neuem gefällt und deren Gebilde sich doch nie ganz gleichen, ist sein Gebiet gross und weit, wie das ihre und findet seine Grenzen nur an sich selbst. . . .

Digitized by Google

Dennoch durfte hier der Versuch nicht unterlassen werden, wenigstens in grossen und flüchtigen Zügen die leitenden Gedanken des Werkes zu erfassen und so wollen wir, bevor wir auf die Bedeutung des „Einzigen", seine Sprache und seinen Styl, eingehen und seine That zu würdigen versuchen, langsam Seite um Seite des Buches gemeinsam wenden, und unser Auge flüchtig auf den Höhepunkten ruhen lassen, bevor wir allein uns wieder in den Thälern und Tiefen seiner Weiten ergehen . . .

Dass wir Stirner möglichst mit seinen eigenen Worten reden lassen, bedarf keiner Erwähnung.

* * *

Alles soll meine Sache sein, nur meine Sache nie: „Pfui über den Egoisten".

Aber an Gott, an der Menschheit, an dem Sultan, die alle ihre Sache auf Nichts, als sich selbst gestellt, an diesen grossen Egoisten will ich lernen: Mir geht Nichts über Mich.

Wie Jene, so hab' auch Ich meine Sache auf Nichts gestellt! . . .

*

In zwei grosse Abtheilungen ist das Werk getheilt: „Der Mensch" ist die erste genannt; „Ich" die zweite.

*

Den „Menschen" hatte die rastlose Kritik jener Zeit aus dem Schutt der Vergangenheit als höchstes und letztes Ideal herauf befördert: für den Einen, Feuerbach, war er das höchste Wesen geworden; für den Andern, Bruno Bauer, ein nun erst Gefundener. Sehen wir uns beide, das höchste Wesen und den neuen Fund, genauer an, sagt Stirner kühl. Der Mensch — was war und ist er? — Und was ist er Mir? —

Stirner überschaut zunächst kurz das Leben eines Menschen: ein Menschenleben von seinem Beginn an bis zu seiner Reife. Er zeigt den Kampf des Kindes, des Realisten, sich zu gewinnen und zu behaupten, bis es, in den Dingen dieser Welt zuerst befangen, ihm gelang, hinter sie zu kommen; das Ringen des Jünglings, des Idealisten, mit der Vernunft, um den reinen Gedanken zu finden — seine erste Selbstfindung: den Geist, und dessen langsame Ueber-

Digitized by Google

windung; endlich den Sieg des Mannes, des Egoisten, des Interesses über das Ideal, der sich selbst in zweiter Selbstfindung leibhaftig entdeckt und Eigner des Gedankens und der Welt wird, indem er sich über Alles setzt. —

Die Lebensgeschichte dieses einzelnen Menschen wird übertragen auf die Geschichte der „Voreltern", die als Menschen der alten und neuen Zeit in grossen Bildern an uns vorüberziehen: die Alten — die Kinder, die Realisten, die Heiden; die Neuen — die Schwärmer, die Idealisten, die Christen; und die Freien, nicht die Männer, die Egoisten, sondern nur die Neueren und Neuesten unter den Neuen, und wie diese noch tief befangen in den Vorurtheilen des Christenthums.

Das Wesen des Geistes lebt in der knappen Schilderung der Alten wieder vor uns auf: der Sieg der Sophisten über die Gewalt des Bestehenden in der Höhe des perikleischen Jahrhunderts, errungen mit der Waffe des Verstandes; der Kampf des Ethikers Socrates gegen die Sophisten für die Bildung des Herzens, der sein Ende erst erreicht am Todestage der alten Welt; die Lebensweisheit der Stoiker und der Römer; die Hedone der Epikuräer; der vollständige Bruch mit der Welt durch die Skeptiker . . . Und das Resultat dieser ganzen Riesenarbeit der Alten? — Dass der Mensch sich als Geist weiss. Mit ihm, mit der Welt des Geistes, beginnt das Christenthum, treten die Neuen auf den Plan.

Ursprünglich getrennt durch die tiefste Kluft haben die Alten selbst über den Abgrund innerlichster Verschiedenheit den Neuen die Brücke gebaut und aus der Wahrheit, die sie suchten und fanden, selbst eine Lüge gemacht. Aber immerhin haben sie, die Heiden, der Welt der Dinge noch gewappnet gegenübergestanden und ihr, dieser Weltordnung, den Menschen mehr und mehr zu sich selbst hin zu entziehen gesucht. Um diesen, ihren grössten Sieg der Weltüberwindung, wurden sie von den Neuen betrogen. Denn ihnen, den Neuen, ist die Welt Nichts mehr, der Geist aber: Gott, der Weltüberwinder, Alles. Hinter ihn, wie die Alten hinter die Welt, zu kommen, ist der Kampf der nächsten zwei Jahrtausende: der Kampf der Gottesgelahrtheit.

Ihr Kampf nahm einen ähnlichen Gang wie der der Alten: nach

Digitized by Google

einer langen Gefangenschaft erhob sich der Verstand in dem vorreformatorischen Jahrhundert und man liess sein Spiel gewähren, bis er es endlich in der Reformation mit dem Herzen selbst begann, das seitdem — immer „unchristlicher" geworden — nicht mehr den Menschen, sondern nur noch den Geist zu lieben vermag.

„Was ist nun der Geist? — Er ist der Schöpfer einer geistigen Welt." — Aus dem Nichts hervorgegangen ist er selbst seine erste Schöpfung, wie der Denkende sich mit seinem ersten Gedanken selbst erschafft, und Du machst ihn zum Mittelpunkte, wie es andrerseits der Egoist mit sich selbst macht. „Du lebst nicht Dir, sondern Deinem Geiste, Deinen Ideen . . ." Der Geist ist Dein Gott.

Ich aber und der Geist liegen in einem ewigen Zwiespalt. Er haust im Jenseits; Ich auf der Erde. Vergeblich die Himmlischkeit zum Diesseits herunterzuzwingen! — Denn: „Ich bin weder Gott, noch der Mensch, weder das höchste Wesen, noch mein Wesen . . ."

Nach dieser Abschweifung in der Ergründung des Geistes geht die Darstellung der Neuen über zu der eingehenden Betrachtung der von ihm Besessenen.

Der Geist gleicht jenem Gespenst, das zwar Keiner selbst gesehen, von dem ihm aber so unzählige Male die glaubwürdigsten Zeugen (‚die Grossmutter') berichten. Die ganze Welt, die Dich umgiebt, ist erfüllt von den Gespenstern Deiner Einbildung. Die Heiligkeit der Wahrheit, die Dich selbst heiligt, ist Dir im Grunde eine Fremdheit, Dir nicht eigen. „Fremdheit ist ein Kennzeichen des «Heiligen»". — Für Den aber, der an kein höchstes Wesen, weder an das Gottes, noch an das des Menschen, glaubt, sind der Atheist, der Menschenverehrer, und der Christ, der Gottesanbeter, gleich fromm.

Die Wirklichkeit des Spukes (das „Dasein Gottes" in jeder Form) zu beweisen, das war Jahrtausende lang die Aufgabe, die sich der Mensch stellte: die grässliche Tortur der Danaiden, das Unbegreifliche in allen Erscheinungen zu benennen. So ist der Mensch sich selbst ein unheimliches Gespenst geworden und aus allen Ecken taucht er selbst und sein — Geist, d. h. die Schöpfung seines Geistes, spukend hervor.

Aber es spukt in Wahrheit nur in Deinem Kopfe: dort sitzt der Sparren, der Dich quält. In so viele Köpfe hat er sich fest-

Digitized by Google

gebohrt, dass fast die ganze Menschenwelt als ein grosses Narrenhaus erscheint, in dem die Wahnsinnigen den tollen Tanz um ihre fixen Ideen vollführen, während die dumme Menge ihnen zujauchzt. „Die «fixe Idee», das ist ihnen das wahrhaft Heilige", und ihr Fanatismus verfolgt die Ketzer, die nicht an ihre sittlichen Gebote glauben. An die Stelle Gottes haben sie die Sittlichkeit und die Gesetzlichkeit gesetzt, und alle Oppositionen der Neuzeit sind fruchtlos, weil sie nicht wagen, den Boden dieser „bürgerlichen Sittlichkeit" zu verlassen. Vom Fluche der Halbheit gelähmt schwanken die Liberalen zwischen ihrem freien Willen und dem sittlichen.

Der Sieg der Sittlichkeit bedeutet nichts Anderes als einen Herrenwechsel: aus dem „heiligen" Wandel ist der „menschliche" geworden. Die sittliche Liebe liebt nicht diesen oder jenen Menschen, um seiner selbst willen, sondern den Menschen, um des Menschen, um Gottes willen.

Selbstaufopferung, Selbstverleugnung, Uneigennützigkeit — alle diese formellen Seiten des Sparrens zeigen uns in dem steten Kampf unserer eigenen Gefühle gegen die uns eingegebenen; statt uns „anregen" zu lassen, lassen wir uns mit ihnen vollstopfen und mit heiliger Scheu erscheinen wir vor den Schranken unserer Mündigkeit . . .

Die Hierarchie des Geistes währt bis auf den heutigen Tag. „Hierarchie ist Gedankenherrschaft, Herrschaft des Geistes."

Ein Streifzug in das Gebiet der Anthropologie eröffnet dies letzte Kapitel in der Auflösung des Geistes: die bereits geschilderten Zeiten des Alterthums, die Zeit der Abhängigkeit von den Dingen, und die des Christenthums, die Zeit der Abhängigkeit von Gedanken, werden in Parallele gestellt mit der Epoche der Negerhaftigkeit und des Mongolenthums, des eingefleischten Chinesenthums. Wann werden beide überwunden durch die Kaukasier, die den Himmel des Geistes erstürmen und vernichten — deren Selbstfindung mit der Sterblichkeit des Geistes Wirklichkeit wird? . . .

Denn durch Mich, den Egoisten, wird die Auflösung des Geistes in sein Nichts erfolgen! —

Nach einer Abschweifung auf die Heiligkeit der Sittlichkeit und die ohnmächtige und demüthige Scheu vor ihr wird die Hierarchie als Gedanken- und Geistes-Herrschaft, die in ihrer höchsten Despotie

Digitized by Google

zugleich den Triumph der Philosophie („Höheres kann die Philosophie nicht mehr leisten") bedeutet, geschildert und ihre Macht, wie die ihrer Pfaffen, an der „fixen Idee" des Philanthropismus in seinen vielerlei missverstandenen Aeusserungen, sowie an der Moral in ihrer Erziehung zur „Menschenfurcht" gezeigt. — Wahrheit und Zweifel in der Geschichte der Philosophie und Religion — so könnten allenfalls die nächsten Ausführungen gekennzeichnet werden, wenn sie nicht alsbald wieder in die erneuten Zersetzungen der Begriffe verliefe, in die die neuere Zeit die existierenden Objecte trotz ihrer Behauptung, es zur Freiheit gebracht zu haben, verwandelt. — Protestantismus und Katholicismus werden in ihrer Wesenheit charakterisiert: die Unverantwortlichkeit des letzteren, die Geistesjüngerschaft des ersteren erwiesen.

Machtlos steht der Mensch vor dem Unbezwinglichen, ohnmächtig vor seinem Schicksal.

Die Weltweisheit der Alten, die Gottesgelahrtheit der Neuen suchte ihm zu entgehen, indem jene die Welt zu überwinden, diese den Geist zu unterwerfen bestrebt waren . . .

Das Erstere gelang, als Ich „Mich dazu erhob, der Eigner der Welt zu werden": die Welt war weltlos geworden, das erste Eigenthum erworben; das Letztere — welch' langer und fruchtloser Kampf bis heute! — Wohl haben wir in zwei Jahrtausenden „manches Stück Heiligkeit losgerissen und unter die Füsse getreten", aber der Gegner erscheint immer wieder in anderer und neuer Gestalt. Aus dem heiligen Geiste ist die „absolute Idee" geworden, und die Begriffsverwirrung wird schlimmer und schlimmer. „Noch ein Schritt und die Welt des Heiligen hat gesiegt!"

Wie kannst Du es zu Deinem Eigenen machen? — Verzehre es! — „Verdaue die Hostie und Du bist sie los!" —

Konnte der Werdegang der Alten in kurzen und klaren Zügen hingestellt werden, so erforderte die Betrachtung der Neuen in ihrem verworrenen und widerspruchsvollen Ringen mit dem Geiste den weitaus grösseren Raum. —

Nicht die entlegene Weltweisheit der Alten, nicht die Gotteswelt des Christenthums, der Kampf seiner eigenen Zeit ruft Stirner zur

Digitized by Google

Antheilnahme in den Freien, denen deshalb auch eine besondere Abtheilung gewidmet ist.

Er nennt sie die Freien, weil sie sich selbst so nannten; aber „er giebt sie nur als eine Uebersetzung der Liberalen". Unter dem Begriff des Liberalismus sammelte sich in jener Zeit Alles, was auf den Gebieten des radikalen Gedankens die letzten Grenzen erreicht zu haben glaubte. Es musste Stirner, der von seiner Höhe aus diese Gebiete tief in dem Flachlande des Christenthums liegen sah, vor Allem reizen, ihnen, seinen Zeitgenossen, zu zeigen, wie tief sie noch in den Fesseln des Geistes befangen waren, denen sie sich völlig entrungen zu haben glaubten. An sie, die vorgeschrittenste Kritik seiner Zeit, knüpft er seine Kritik . . . Ihr Sieg, mit dem sie prunken, ist ihm nur eine neue Niederlage vor dem alten Feinde und er nimmt den Kampf da auf, wo sie sich aus ihm zurückziehen. Er beginnt, wo Jene enden.

In die drei Formen des politischen, sozialen und humanen Liberalismus ergoss sich die fortschrittliche Bewegung des Anfangs der vierziger Jahre. Heute würde man ihre Vertreter nennen: Freisinnige, Sozialisten und — Ethiker, und wenn auch die Ersteren nichts mehr von dem Zielbewusstsein und wenig mehr von dem Muthe Jener haben; die Zweiten mit dem ungeheuren Aufschwung und Anwachsen der sozialen Bewegung sich hier zu einer politischen Partei versteinerten, dort in ewig wogender Fluth neue Ufer suchen; und die Dritten, nicht nur unter dem genannten, sondern so manchem anderen Namen mit heilloser Selbstvergnüglichkeit in den seichten Wassern der unmöglichsten Menschenbeglückungstheorien plätschern, so sind sie im Grunde doch ganz dieselben geblieben und Stirner's Kritik trifft sie heute, wie damals, mit gleicher Schärfe.

Der politische Liberalismus ist das Schlachtfeld des Bürgerthums, wie es sich im Kampfe gegen die privilegierten Stände seit der französischen Revolution entwickelt hat. Mit dem Erwachen der „Menschenwürde" beginnt die politische Epoche in dem Leben der Völker. Der „gute Bürger" wird das höchste Ideal. „Der wahre Mensch ist die Nation . . ." Von dem Staate empfangen wir unsere Menschenrechte. Staatsinteresse — höchstes Interesse; Staatsdienst — höchste Ehre! — Das „allgemeine Interesse Aller bei allgemeiner

Digitized by Google

Gleichheit Aller" — das ist die erste Forderung des Staates, nach dem Alles schreit. Einen unpersönlichen Herrscher sucht die Bourgeosie und findet ihn in der — Majorität.

Daran, dass die Unterthanen bluten müssen, merken sie erst, dass sie Eigenthümer sind; aus den Vorrechten der privilegierten Stände werden ihre „Rechte". „Die Bourgeoisie ist der Adel des Verdienstes"; die „gute Gesinnung" ihre Ehrenkrone. Die „Diener" des Staates sind die — Freien: der gute Bürger geniesst die langentbehrte „politische Freiheit".

Er wacht über die „individuelle Freiheit" — über die Unabhängigkeit von einem persönlichen Gebieter, denn die Gesetzlichkeit ist die unveräusserliche Macht des Staates.

Der Irrthum einer Zeit ist stets der Nutzen der Einen, der Schaden der Anderen. In dem Bürgerstaate ist der Kapitalist der Geltende; sein Geld giebt ihm seine Geltung: die Arbeit seines Kapitals und die der — unterthänigen Arbeiter.

Alles habe Ich durch die Gnade des Staates; Nichts ohne seine Bewilligung. Aber was ist Mir der Staatsschutz, dem Nichtsbesitzenden? — Der Schutz der Privilegien, die Mich ausbeuten. Der Arbeiter kann seine Arbeit nicht nach ihrem vollen Werthe verwerthen. Warum? — Weil der Staat auf der Sklaverei der Arbeit beruht. „Wird die Arbeit frei, so ist der Staat verloren."

So und mit einem Hinweis auf die ungeheure Macht, die die Arbeiter, noch sich selbst nicht bewusst, in den Händen haben, gleitet die Betrachtung des politischen über in die des sozialen Liberalismus.

Sind die Personen im politischen Liberalismus gleich geworden, so ist es doch nicht ihr Eigenthum. Wie dort Keiner mehr befehlen sollte, so soll hier Keiner mehr „haben". An die Stelle des Staates tritt die Gesellschaft. Wer ist die Gesellschaft? — Alle. Die „Nation" der Politiker ist der „Geist" der Sozialen.

Die Gesellschaft ist nicht leibhaftig. Dennoch gehört ihr das persönliche Eigenthum. Vor ihr, der höchsten Eigenthümerin, werden wir Alle — Lumpen. Wir sind Alle für einander da; arbeiten wir daher — Alle für Einen, Einer für Alle. „Das Arbeiterthum ist unsere Würde und unsere — Gleichheit." Wir sind keine Christen

Digitized by Google

mehr und empfinden daher unser Elend; die Lehre des Weltgenusses, das Glück der Bougeoisie, empört uns. Hinunter mit ihm in die sechs Arbeitstage der Woche; am Sonntage magst Du Mich und will Ich Dich meinen Bruder nennen.

Die Konkurrenz, das Glückspiel um die Güter, verschwindet. Der Kommunismus hebt sie auf: Jeder ist Arbeiter und Allen gehört Alles. Im Bürgerthum wurden die Güter freigestellt; im Kommunismus werden sie uns aufgezwungen.

Zu zeigen, dass der Erwerb dieser Güter uns noch nicht zum Menschen macht, das ist die Aufgabe, die dem humanen Liberalismus noch übrig bleibt.

Der „humane" mag er heissen, während er selbst sich der „kritische" nennt, weil er über das Prinzip des Liberalismus, den Menschen, nicht hinaus geht, weil der Kritiker immer ein Liberaler bleibt. „Humanus heisst der Heilige."

Der Arbeiter thut Alles für seine Wohlfahrt; der Bürger hat den Menschen nur als „freigeboren" erklärt — beide benützen, die Einen die Gesellschaft, die Anderen den Staat für ihre egoistischen Zwecke und thun Nichts für die Menschheit.

Aber erst das menschliche Interesse verleiht Mir Werth bei dem Humanen; nur meine „gänzliche Uninteressiertheit" macht Mich ihm zum Menschen. Staat und Gesellschaft negierend behält er doch beide bei und erstrebt sie in der „menschlichen Gesellschaft".

Statt sich zu sagen: „Ich bin Mensch!" — sucht er nach ihm, dem Menschen — der Leibhaftige nach wesenlosen Ideen.

Er verachtet das Packesel-Bewusstsein, die Massenarbeit der Arbeiter, und die „Herrenlosigkeit des Menschen" in dem Bewusstsein der Bürger; er kennt allein das menschliche Bewusstsein. Er verlangt das letzte Princip: den Menschen, ausgedehnt auf Alle zu sehen.

Der ganze Streit der Liberalen unter sich war bisher ein Streit um das Maass der Freiheit: um weniger, mehr, um die „ganze" Freiheit, der Gemässigten bis zu den Maasslosen, und so wurde die Zwietracht nie zum offenen Kampfe.

Ihrer Aller Todfeind aber, und ihr einziger, das bin Ich, der Egoist, der Unmensch. Dem Staate des Bürgerthums, der Lumpen-

Digitized by Google

gesellschaft der Arbeiter, dem Idealzustand der Menschheit entziehe Ich Mich. Die „Freiheit" der Einen ist nicht Meine Freiheit; die Wohlfahrt der Anderen nicht Meine Wohlfahrt; das Menschenrecht ist nicht Mein Recht. In ihrer Herren-, Besitz- und Gottlosigkeit ersteht der Herr als Staat, der Besitz als Arbeit und Gott als Mensch wieder — neue Knechtschaft, neue Sorge, neuer Glaube! — Denn die Ziele des Liberalismus heissen: „vernünftige Ordnung", „sittliches Verhalten", „beschränkte Freiheit"; nicht: Anarchie, Gesetzlosigkeit, Eigenheit.

Sein Gewinn aber ist trotzdem Mein: von der Kritik habe Ich gelernt, Mich nur wohl zu fühlen im Auflösen, und „was der Mensch gewonnen zu haben scheint", das habe Ich gewonnen.

Die Beurtheilung des Liberalismus war abgeschlossen, Stirner's Werk aber noch nicht erschienen, als die „Kritik" einen weiteren Schritt vorwärts that und ihn veranlasste, seinen Betrachtungen eine Anmerkung anzuhängen, um sich in ihr auch noch mit dem letzten Funde zu beschäftigen.

Der Staat, auch als freier Staat, wird völlig aufgegeben, da er die Aufgaben der menschlichen Gesellschaft nicht erfüllen kann. „Die Masse, ein geistiges Wesen" — ist der neueste Gegenstand der kritischen Kritik geworden. Sie, die von der Aufklärungszeit getäuschte, grenzenlos verstimmte Menge, kann durch die Voraussetzung des Kritikers, den Menschen, nicht mehr befriedigt werden. Trotz seiner Angst vor dem Dogma bleibt der Kritiker auf dem Boden der Dogmatiker: dem der Gedanken. Gebunden an seine Aufgabe, ist er unfähig, „die ungeheure Bedeutung des gedankenlosen Jauchzens" zu erkennen und bleibt in der Welt der Gedanken befangen: in der religiösen Welt.

Ich aber werde auch an dem Reiche der Gedanken zum Verbrecher und mit Willkühr und Frechheit will Ich seine Formen besiegen: die freche Willkühr des Staates stürzen und Mich über ihn setzen.

Auch die letzte Auflösung der Kritik, in der die alten Voraussetzungen der Vergangenheit nur zergehen können, wenn sie in ihr vernichtet werden, ohne sogleich neue zu schaffen, lasse Ich Mir zu Gute kommen. — —

*

Digitized by Google

Der neue Fund des Menschen hat sich als ein neuer Gott herausgestellt. „An dem Eingange der neuen Zeit steht der Gottmensch." Der Mensch hat den Gott getötet, um alleiniger Gott zu werden. „Das Jenseits ausser uns ist vernichtet; das Jenseits in uns ein neuer Himmel geworden."

Gott und der Mensch müssen an dem Gottmenschen sterben, damit Wir leben können.

Wer wird an dem Ausgange der neuen Zeit stehen? — so heisst jetzt die Frage; und die Antwort, die wir bereits kennen, lautet: Ich

Im Besitz meiner Eigenart bin Ich Eigner meiner Macht, meines Verkehrs, meines Selbstgenusses, und Ich bin in ihr, wenn Ich Mich als Einzigen weiss! . . .

Was ist meine Eigenheit? — Ist sie die Freiheit, die Lehre des Christenthums, der „liebliche Traum", die Sehnsucht Aller? — Nein: „Frei bin ich von dem, was Ich los bin, Eigner von dem, dessen Ich mächtig bin . . ." „Eigenheit, das ist mein ganzes Wesen und Dasein, das bin Ich selbst." Wenn meine Freiheit meine Gewalt wird, dann erst wird sie vollkommen. Jede andere Freiheit aber kann nur der Drang nach einer bestimmten Freiheit sein und wird immer die Absicht einer neuen Herrschaft in sich schliessen. „Die Freiheit kann nur die ganze Freiheit sein; ein Stück Freiheit ist nicht die Freiheit." Erschöpft die Forderungen der Freiheit, so Ihr sie einmal wollt. Bin Ich von Allem, was Ich nicht bin, befreit, so bleibe Ich allein übrig. Aber nicht nur frei will Ich werden von dem, was Mich drückt; Eigner will Ich sein meiner Macht. „Der Eigene ist der geborene Freie von Haus aus; der Freie ist nicht nur der Freiheitssüchtige." Nur die Freiheit, die Du Dir nimmst, kann zu deiner Selbstbefreiung führen. Mein Eigennutz, der Mich eine Sache um ihrer Zweckdienlichkeit willen begehren lässt, leitet Mich in das Reich meiner Eigenheit, die so wenig einen fremden Maassstab kennt, wie sie eine Idee ist. Denn sie ist „nur eine Beschreibung des — Eigners".

Die letzte Konsequenz des Christenthums hat sich vollzogen: der Liberalismus hat den wahren Menschen proklamiert und die christliche hat sich in die menschliche Religion verwandelt. So ist sie die Religion des „freien Staates" geworden, der sich durch sie gegen den Unmenschen, den Egoisten, schützt.

Digitized by Google

Anstatt Gott ist der Mensch Herr, Mittler und Geist geworden; von ihm, dem Menschen, erhalte Ich mein „Recht", er zieht Mir die Grenzen meines Verkehrs, er giebt Mir meinen Werth. „Die Macht ist des Menschen; die Welt ist des Menschen; Ich bin des Menschen."

Ich aber antworte auf die Frage: Wer ist nun der Mensch? — „Ich bin es!" — Der Staat und Ich sind Feinde. Ich verlache seine Forderung, der Mensch nach seinem Sinne zu sein. Ich, der Entheiliger, lehne Mich auf gegen den Menschen!

Meine Macht, die mein Eigenthum ist, durch die Ich mein Eigenthum bin, giebt Mir Eigenthum. Denn Ich selbst bin meine Macht.

„Das Recht ist der Herrscherwille der Gesellschaft." Alles bestehende Recht ist gegebenes Recht. Ich soll es verehren in jeder Form, wo ich es finde, und Mich ihm unterordnen. Aber was ist Mir das Gesellschaftsrecht, das Recht „Aller", was kümmert Mich die Rechtsgleichheit, der Rechtsstreit, was sind Mir die angeborenen Rechte? —

Das Recht wird Wort im Gesetze. Der herrschende Wille ist der Erhalter der Staaten; mein eigener Wille (mein „Eigenwille") stürzt sie. Jeder Staat ist eine Despotie: alles Recht und alle Gewalt sollen der Gesammtheit des Volkes gehören.

Ich aber lasse Mich nicht binden, denn Ich erkenne keine Pflicht an, mag der Staat bei Mir auch Verbrechen nennen, was er bei sich selbst „Recht" nennt.

Mein Verhältniss zum Staat ist nicht das Verhalten eines Ich's zum anderen Ich. Es ist das Verhältniss des Sünders zum Heiligen. Der Heilige aber ist eine fixe Idee und aus ihr entstehen die Verbrechen.

„Der letzte und entschiedenste Gegensatz" aber, „der des Einzigen zum Einzigen", er verschwindet „in der vollkommenen Geschiedenheit oder Einzigkeit".

Was ist nun mein Recht? — Mein Recht ist, was Mir recht ist, wozu Ich Mich berechtige. So weit meine Macht geht, so weit reicht mein Recht.

„Recht ist ein Sparren, ertheilt von einem Spuk; Macht — das bin Ich selbst, Ich bin der Mächtige und Eigener der Macht" . . .

Digitized by Google

Auf meine Macht über die Welt geht mein Verkehr mit ihr hinaus.

Fast ein Drittel seines Buches widmet Stirner diesem Kapitel: der Vernichtung jener fremden Mächte, die das Ich in den verschiedensten Formen zu unterdrücken und zu vernichten suchen, in erster Linie; und der Darlegung der Beziehungen unseres Verkehrs unter einander, wie sie sich aus dem Widerstreit und der Harmonie unserer Interessen ergeben, in zweiter.

Das Volk — die Menschheit und die Familie („das Völkchen im Volk") lebt von Mir, dem Egoisten. Aber seine Freiheit ist nicht meine Freiheit; das Gemeinwohl nicht mein Wohl. Nur die menschliche Forderung kann es erfüllen, nicht die meines Interesses. Aber das Volk ist Mir nicht heilig. „Alles Heilige ist ein Band, eine Fessel". Ich, der Einzelne, denke nur an meine Verwerthung. „Der Untergang der Völker und der Menschheit wird Mich zum Aufgange einladen."

Zwei Gesellschaften hat das Christenvolk hervorgebracht: den Staat und die Kirche. Sie bilden eine Gesellschaft und sie fordern die Gemeinschaft. Was ist die Gemeinschaft der Familie anders, als das engere Gefängniss in dem weiteren? — Der Staat ist die erweiterte Familie. „Frei" aber „bin Ich in keinem Staate". Nicht die freie Thätigkeit der Einzelnen ist sein Ziel; er kennt nur die Maschinenarbeit.

Der Staatsgläubige ist der wahre Politiker; in seiner Partei liegt sein Gesichtskreis eingeschlossen. Er, der „gute Bürger", verkörpert den „ergebenen Sinn für Gesetzlichkeit" und willig beugt er sich ihren Strafen. Aber wie z. B. die Kirchenstrafe gefallen ist, so müssen alle Strafen fallen.

Wer der Familie, der Partei, der Nation nicht dient, der „lebt und dient" doch der „Menschheit". „Volk heisst der Bürger, Staat der Geist jener herrschenden Person, die seither Mich unterdrückt hat.

Ich aber bin Eigner der Menschheit, bin die Menschheit und thue Nichts für das Wohl einer andern Menschheit."

Das Eigenthum der Menschheit ist das meinige. Ich respectiere ihr Eigenthum nicht.

Die Armuth entsteht daraus, dass Ich Mich nicht so verwerthen

Digitized by Google

kann, wie Ich will. Der Staat ist es, der Mich hindert, in ein directes Verhältniss zu den Anderen zu treten. Von der Gnade des Rechts lebt mein Privateigenthum; nur in den von ihm vorgeschriebenen Grenzen darf Ich konkurrieren; nur das Austauschmittel, das Geld, das er Mir vorschreibt, darf Ich gebrauchen. Die Formen des Staates mögen wechseln, seine Absicht bleibt immer dieselbe.

Mein Eigenthum aber ist das, „wozu Ich Mich — ermächtige". Entscheide die Gewalt, — ich will „Alles von der meinen erwarten".

Ihr ködert Mich nicht mit der Liebe; Ihr fangt Mich nicht mit dem Versprechen der Gütergemeinschaft. Die Eigenthumsfrage wird nur gelöst werden durch den Krieg Aller gegen Alle. Und „was der Sklave thun wird, sobald er seine Fesseln zerbrochen hat, das muss man — erwarten!"

Was sprecht Ihr, Ihr Bürgerlichen, von der Freiheit der Konkurrenz, solange Mir die Sache zur Konkurrenz fehlt? — Bleibt Mir vom Leibe, Ihr Volksbeglücker, mit Eurer Vertheilung! — Ich nehme Mir, was ich brauche, und Ich brauche so Viel, als im Bereiche meiner Macht liegt.

So ist auch mein Wort mein eigen und wo Mir die Presserlaubniss fehlt, nehme Ich Mir die „Pressfreiheit". Die Presse ist dann mein Eigenthum, wenn Ich Mich unverantwortlich fühle Denen gegenüber, die Mir die Pressfreiheit geben oder nehmen wollen.

Ich kenne kein „Gebot der Liebe". Wie jedes meiner Gefühle, so ist sie mein Eigenthum. Ich gebe sie, ich verschenke sie, ich verschwende sie, weil sie Mich glücklich macht. Erwerbt sie, wenn Ihr glaubt, ein Recht darauf zu haben. Ich lasse Mir das Maass meiner Empfindungen nicht vorschreiben und die Ziele meiner Gefühle nicht bestimmen. Wir und die Welt haben zu einander nur eine Beziehung: die der Brauchbarkeit. „Ja, Ich benutze die Welt und die Menschen!"

Ich werde ein Vertrauen, das Ich freiwillig hervorgerufen habe, nicht täuschen; aber Ich frage, ob „Ich dem Vertrauenden das Recht zum Vertrauen gegeben habe". Will er mich binden, so wird er erfahren, dass Ich seine Bande zu sprengen wissen werde. An und für sich ist der Eid so wenig heilig, als die Lüge verächtlich ist.

Die Gesellschaft ist unser Naturzustand. Die Auflösung der

Digitized by Google

Gesellschaft aber ist der Verkehr oder Verein. Es kommt darauf an, ob „durch eine Gesellschaft meine Freiheit oder meine Eigenheit beschränkt wird". Die Schmälerung der ersteren empört Mich wenig; aber die Eigenheit will Ich Mir nicht nehmen lassen.

Aus der Gemeinschaft der Menschen entstehen die Gesetze der Gesellschaft. Der Kommunismus ist die Gemeinschaftlichkeit in der Gleichheit. „Ich aber will lieber auf den Eigennutz der Menschen angewiesen sein, als auf ihre Barmherzigkeit . . ."

Nicht nach Gemeinschaftlichkeit, sondern nach Einseitigkeit trachte Ich. In dem Vereine machst Du Dich geltend; in der Gesellschaft wirst Du verwendet. Du oder die Gesellschaft, Eigner oder Lump, Egoist oder Sozialer!

Ueber der Pforte unserer Zeit steht: „Verwerthe Dich!"

Richte Dich auf gegen die Einrichtungen, die Dir deine Eigenheit gefährden; nicht Revolution, sondern Empörung! —

Ich habe gegen Andere keine Pflicht, Ich demüthige Mich vor keiner Macht mehr.

Den Sittlichen und Humanen bleiben ihre Forderungen der Welt gegenüber pia desideria; mein Verkehr mit ihr aber besteht darin, dass Ich sie geniesse. Ich verbrauche sie zu — meinem Selbstgenuss.

Die bisherige Welt sann und sorgte für's Leben; wir suchen nach dem Genuss des Lebens. Welch' ungeheurer Abstand: Mich suchen, und Mich haben und geniessen!

Jahrtausende der Sehnsucht und Hoffnung liegen hinter uns; vor uns liegt die Zeit des Genusses.

Aus der Rohheit der ersten Menschenopfer ist die Selbst-Opferung des Lebens zu Gunsten einer Aufgabe, eines Berufes geworden. Daher gehört unser Leben nicht mehr uns und der Selbstmord ist ein Verbrechen an der Sittlichkeit. — Die Menschlichkeit ist der Beruf des Liberalen.

Aber der Mensch hat keinen Beruf, er hat nur Kräfte, die sich äussern und „was er werden kann, das wird er auch". Denn seine Kräfte äussern sich von selbst, und sie zu gebrauchen ist nicht seine Aufgabe, sondern seine „allzeit wirkliche vorhandene That".

Die Menschen sind, wie sie sein sollen und können, und der Kluge nimmt sie so, wie sie sind, statt wie sie sein sollen.

Digitized by Google

So lange die Pfaffen- und Schulmeisterzeit der Welt dauert, so lange herrscht der Gedanke gegen den Egoismus. „Die bisherige Geschichte ist die Geschichte des geistigen Menschen". Die Jahrhunderte haben ihn zur Bildung dressiert. Ich benutze ihre Erfahrungen. Aber — „Ich will noch mehr".

„Was ein Mensch ist, das macht er aus den Dingen." Entweder Ich verliere Mich an das Geschöpf meines Willens (mein Urtheil), oder Ich bleibe der Schöpfer (der stets neu Urtheilende).

Das freie Denken ist nicht mein Denken. Das freie Denken leitet Mich; Ich aber leite mein eigenes Denken. Die freie Sinnlichkeit verzehrt Mich; die eigene Sinnlichkeit befriedige Ich nach meinem Gefallen.

Was kann Mir Gedankenfreiheit sein? — Ein leeres Wort. — Die Gedanken, Eure und meine, sind Mir Kreaturen.

Die Sprache ist der grösste Tyrann: sie ist der Anführer jenes Heeres von „fixen Ideen", die gegen uns zu Felde ziehen. Die Sprache, wie der Gedanke muss Dein Eigenthum werden.

Was sind Wahrheiten? — Für den Gläubigen sind sie ausgemachte Thatsachen. „Wahrheiten sind Phrasen, Redensarten, Worte; in Zusammenhang gebracht bilden sie die Logik, die Wissenschaft, die Philosophie." So lange währt die Herrschaft der Gedanken, die Hierarchie, als die Pfaffen (in jeder Gestalt) das Wort führen, so lange man noch an Principien glaubt, so lange man noch — kritisiert. Denn das Geheimniss der Kritik ist immer irgend eine „Wahrheit".

Meine Kritik aber ist nicht dienstbar, sondern meine eigene Kritik. Denn mein Denken ist ohne „Voraussetzung"; „vor meinem Denken bin — Ich". Daher ist das gesetzte Denken die Voraussetzung, welche Ich für mein Denken bin, selbst und Ich somit der Eigner des Denkens, das Denken mein Eigenthum.

Ich bin das Maass von Allem, nicht der Mensch. — Die Wahrheit hat ihren Werth nicht in sich, sondern in Mir. Für sich ist sie werthlos und, wie der Gedanke, eine Kreatur. „Die Wahrheiten unter Mir sind Mir lieb." Wahrheiten über Mir kenne ich nicht. „Wahr ist, was mein ist; unwahr das, dem Ich eigen bin." Wahr ist der Verein, unwahr der Staat und die Gesellschaft.

Und so ist es mit der Idee. Ihre Realität „besteht erst darin, dass Ich, der Leibhaftige, sie habe". Die Kritik schlägt nur eine

Digitized by Google

Idee durch die andere. Am Anfang, wie am Ende des Christenthums gilt der Krieg dem Egoismus und nicht Ich, sondern die Idee, das Allgemeine „soll Ich zur Geltung bringen." Der Krieg muss auswüthen.

Unbewusst streben wir Alle der Eigenheit zu. Aber ein unbewusstes Thun ist ein halbes und immer wieder fällt Ihr als Diener in die Hände eines neuen Glaubens.

Ich aber sehe lächelnd der Schlacht zu. Eigner von Allem „lasse ich meinen Humor mit den grossen Gedanken, den erhabenen Gefühlen, dem heiligen Glauben spielen".

Denn ich weiss, dass wir allzumal vollkommen sind. Von Narren, die sich einbilden, Sünder zu sein, wimmelt die Erde. Aber nur von den Träumen ihrer kranken Einbildung leben die Sünder; das gesunde Auge hat nie einen Sünder gesehen. „Du, der Du die Menschen zu lieben wähnst, wirfst sie in den Koth der Sünde."

Ich aber lasse Mir meinen Selbstgenuss nicht verleiden: wie Ich keinem höheren Wesen mehr diene, so diene Ich auch keinem Menschen mehr, sondern einzig nur noch Mir. So „bin Ich der That und dem Sein nach nicht nur, sondern auch für mein Bewusstsein der — Einzige".

Denn Ich bin kein Ich neben anderen Ichen. Alles an Mir ist einzig und nur als dieses Ich bethätige und entwickele Ich Mich, nehme Ich Mir Alles zu eigen . . .

Das ist mein Verkehr mit der Welt! —

Die letzten, wenigen Seiten des Buches gehören noch dem Einzigen. Noch einmal werden vorchristliche und christliche Zeit in ihren letzten Zielen — der Heiligkeit und der Leibhaftigkeit — zusammengefasst, noch einmal der unversöhnliche Gegensatz zwischen dem Realen und dem Idealen betont, noch einmal gezeigt, wie beide auf entgegengesetzten Wegen doch auf das Eine: das Göttliche hinauskommen, das am Ende des Cyklus christlicher Anschauungen „der Mensch" heisst — „der Mensch" als Ich der Weltgeschichte beschliesst ihn. Mit der Spannung zwischen Existenz und Beruf ist ihr Bann gebrochen.

Denn der Einzelne ist eine Weltgeschichte für sich; er erkennt keinen Beruf an; er lebt unbekümmert um das Wohl und Wehe der Menschheit.

Digitized by Google

Kein Name nennt Mich recht; kein Begriff drückt Mich aus; Ich bin vollkommen.

„Eigner bin Ich meiner Gewalt, wenn Ich Mich als Einzigen weiss." Alles was über Mir ist, Gott oder Mensch, schwindet vor diesem Bewusstsein. Auf Mich, den Einzigen, „den vergänglichen, sterblichen Schöpfer seiner, der sich selbst verzehrt", stell' Ich meine Sache . . .

So schliesst das Buch.

Und noch einmal, wie am Anfang, jauchzt am Schlusse des Einzigen seliges Lachen:

„Ich hab' mein Sach' auf Nichts gestellt!"

So spricht Max Stirner zu uns. —

Wie antworten wir ihm?

Der Versuch einer Würdigung seiner That kann kaum besser ausfallen, als der seine Worte wiederzugeben; dennoch muss unternommen werden, wenigstens anzudeuten, was diese That zu einer so unvergleichlichen macht.

Die Bedeutung des „Einzigen" ist heute wie vor siebzig Jahren mehr geahnt und empfunden, als erkannt. Wie könnte es anders sein in Zeiten, wo zwar Alles schwankt, woran wir uns bisher geklammert, wo wir zwar eifrig bemüht sind, an Stelle der alten Werthe neue zu setzen, wo der alte, abgestandene Wein immer wieder in neue Schläuche umgegossen wird, statt fortgeschüttet zu werden, und wo wir doch noch so Wenig von der völligen Werthlosigkeit der meisten Werthe überzeugt sind!

Wir sind ein Geschlecht zwischen Nacht und Tag. Halberwacht reiben wir uns noch die schlaftrunkenen Augen und wagen noch nicht in das Licht zu blicken.

Wir können uns nicht trennen von den alten Wohnungen unserer Begriffe, ob sie uns über dem Kopfe zusammenbrechen; wir sind zu feig, um die alte Heimath zu verlassen und uns dem Meere des Selbstbewusstseins anzuvertrauen, das allein uns zu den anderen Ufern tragen kann; wir haben noch kein rechtes Vertrauen in die Zukunft, obschon, oder vielmehr: weil wir kein Vertrauen mehr zu uns selbst haben.

Digitized by Google

Wir glauben nicht mehr an Gott, gewiss nicht mehr. Wir sind Atheisten geworden, aber wir sind „fromme Leute" geblieben. Wir beten nicht mehr vor dem Popanz der Kirche; wir knieen vor den Heiligthümern unseres Innern.

Wir berauschen uns nach wie vor und unser Jammer des Erwachens ist der gleiche. Nur erwachen wir öfter und unser Zustand ist ein Taumeln zwischen Trunkenheit und Zweifel, nicht mehr der heilige, ewige Rausch der ersten, „wahren" Christen.

Da tritt dieser Mann zwischen uns.

Er erscheint nicht mit der Herablassung des Priesters: er steht nicht in dem Dienste Gottes, noch in dem irgend einer Idee; nicht mit der Geschäftigkeit des Lehrers: er überlässt es uns, Das, was er sagt, zu glauben oder zu verwerfen; nicht mit der Sorge des Arztes: er lässt uns leben und sterben, denn er weiss, dass unsere Einbildung unsere Krankheit ist. Er kommt auch nicht als der Philosoph, der uns in dem Netze eines neuen Systems der Speculation zu fangen sucht; er verschmäht seine Sprache, seine hässliche, dunkle und unverständliche Sprache, dieses Privilegium, dessen alle Jene sich bedienen, die nur unter einander reden wollen; er schafft sich seine eigene Sprache, denn er weiss, dass alle Erkenntniss auch verständlich sein kann, wenn sie nur verständlich sein will.

Er spricht nicht von uns; kaum, dass er zu uns spricht.

Er spricht von sich und immer nur von sich, und wir sehen, wie dieses sein Ich eine Fessel nach der andern von sich streift, bis es auch der letzten ledig in stolzer Selbstherrlichkeit als sein eigener Herr dasteht: unbesiegbar auf dem Platze, den es sich endlich erobert.

Nicht mehr und nicht weniger als die Souveränitäts-Erklärung des Individuums, seine Unvergleichlichkeit und seine Einzigkeit ist es, was Stirner verkündet. Bisher war nur von seinen Rechten und Pflichten, und wo beide beginnen und enden, gesprochen; er aber spricht es dieser ledig und jener mächtig. Wir haben uns zu entscheiden. Und da wir nicht in die Nacht zurück können, müssen wir hinein in den Tag.

Denn wir wissen jetzt, dass wir allesammt Egoisten sind. Wenn wir unsere Thaten betrachten, so sehen wir, dass die einen uns schon weiter, viel weiter geführt haben, als unser Bewusstsein es sich noch

Digitized by Google

eingestehen will, während die anderen uns verstrickt haben in den unlöslichsten Zwiespalt. Wir werden fernerhin vergebens versuchen, uns und die Anderen weiter über die Gründe unserer Handlungen zu täuschen. Nun wir sie erkannt haben, was bleibt uns Anderes übrig, als uns nach ihnen zu richten? —

Der Erfolg wird uns lehren, was wir Stirner zu verdanken haben, wenn es uns das Beispiel Jener noch nicht gezeigt hat, die ihr Leben bereits so gelebt.

Es ist unsere letzte Erkenntniss. Sträuben wir uns nicht länger gegen sie. Denn der Tag kommt wahrlich nicht zu früh nach dieser allzulangen Nacht! . . . . .

Er hat den gebeugten Nacken gehoben und in die gelähmte Hand ein Schwert gedrückt: er hat uns den Glauben genommen und die Gewissheit gegeben.

Er hat uns wieder an unsere wahren Interessen erinnert, an unsere profanen, persönlichen, eigenen Sonder-Interessen und uns gezeigt, wie gerade ihre Befolgung, statt den idealen, heiligen, fremden Interessen, den Interessen Aller uns zu opfern, uns das Glück des Lebens wiederbringt, das wir verloren zu haben scheinen.

Indem er den Staat der Politiker, die Gesellschaft der Sozialen, die Menschheit der Humanen zergliederte und sie als die Schranken unserer Eigenheit uns zum Bewusstsein bringt, hat er der Autorität den Todesstoss versetzt — mit dem Herrscherwillen der Majorität, der Gesammtheit, auch dessen Privilegium gebrochen und an die Stelle des Bürgers, des Arbeiters, des Menschen tritt das Ich, an Stelle des geistigen Vernichters der leibhaftige Schöpfer!

Aber das nicht allein: indem er den anderen Theil seiner Arbeit in eingehendster Untersuchung den Bedingungen widmet, unter denen sich dieses Ich zu seiner Einzigkeit zu entwickeln allein im Stande ist, zeigt er es in seiner Macht, seinem Verkehr, seinem Selbstgenuss —: die Mittel seiner Kraft und seinen endlichen Sieg.

Und an die Stelle unseres müden, zerquälten, sich selbst zermarternden Geschlechts tritt jenes stolze, freie der „Einzigen", dem die Zukunft gehört.

Er that, was er gethan, für sich, weil es ihm Freude machte. Er fordert keinen Dank und wir schulden ihm Nichts.

Digitized by Google

Er hat uns nur erinnert an unsere Schuld gegen uns selbst! — Das ist es, was er gethan; wie er es gethan, ist nicht minder bewunderungswürdig.

Wenn Ursprünglichkeit und Kraft die Kennzeichen des wahren Genies sind, so war Max Stirner zweifellos ein Genie ersten Ranges. Er sieht die Welt und ihre Menschen ganz mit seinen eigenen Augen und Alles steht vor ihm da in dem scharfen Lichte der Wirklichkeit. Nichts vermag seinen Blick zu stören oder zu täuschen: nicht die Nacht der Vergangenheit, nicht das Gedränge der Wünsche seiner eigenen Zeit. Es ist ein völlig originales Werk, das seine, und es giebt keines, das mit grösserer Unbefangenheit und Vorurtheilslosigkeit geschrieben worden wäre, als dieses Buch: „Der Einzige und sein Eigenthum". Da ist Nichts, aber auch Nichts, was Stirner als feststehend und gegeben annimmt, es sei denn das eigene Ich. Nichts verblüfft ihn, Nichts verwirrt ihn, Nichts „imponiert" ihm von vornherein. So scheint er das rechte Kind jener kritischen Zeit, nur so unendlich ihr voraus, dass er da anfängt, wo die Anderen aufhören. Diese Unbefangenheit giebt seinen Worten jene selbstverständliche Sicherheit, die auf die Einen so verblüffend, auf die Andern so sieghaft wirkt. —

Unvergleichlich ist ferner die Logik des Denkers. Die starre Folgerichtigkeit seiner Schlüsse schrickt vor keiner, auch der letzten Konsequenz nicht zurück. Er erlaubt dem Leser nicht, seine Gedanken bis zum Ende ihres Gebietes zu führen; er thut es selbst. Begriffe, die bisher unanfechtbar erschienen, löst er einen nach dem andern auf und lässt sie in sich zerfallen. Er spürt dem Sinne der Worte nach, bis er den rechten erfasst, der nur zu oft in völligem Widerspruch steht zu dem, der ihnen bisher gegeben wurde. Er entkleidet die grossen ihres Pompes und zeigt sie in ihrer Hohlheit; und er bringt die missachteten, durch den Sprachgebrauch verfehmten, wieder zu Ehren. So lehrt er uns erst ihren richtigen Gebrauch.

Dass ihm bisher kein einziger innerer Widerspruch nachgewiesen werden konnte, will wenig bedeuten. Aber auch die Zukunft wird Nichts Anderes zu thun haben, als weiter auszubauen, was er dahingestellt hat für alle kommenden Zeiten. Neue Aussichten werden sich in Fülle eröffnen. Den Streit aber hat er beendet.

Digitized by Google

In seiner göttlichen Unbekümmertheit und seiner rücksichtslosen Logik erscheint sein Werk so ganz die That eines Mannes, „gethan", wie einer der schärfsten Denker unserer Tage von dem eigenen sagt, „nicht um Andern, sondern um in erster Linie dem Schöpfer selbst zu gefallen . . ." Da Stirner seinem Willen gemäss nicht leben konnte, wurde sein Widerwille geweckt und schuf das Werk seines Lebens, über das er die ganze Freiheit seines Wesens goss, während sich rings um ihn herum Alles in tobendem Geschrei und unduldsamem Fanatismus ermüdete.

Denn immer sind Ruhe, Selbstbeherrschung, Ueberlegenheit, Heiterkeit, Ironie und Weitherzigkeit die besten Kennzeichen des wirklich Freien, wie Hast, Unsicherheit, Entrüstung, Pathos, rechthaberische Hartnäckigkeit und Kleinlichkeitskrämerei die sind des Eiferers um die Gewalt. —

Die frühlingsfrische Lust am Kampfe durchweht dieses Buch von der ersten bis zur letzten Seite. Der ebenbürtige Gegner seines Gegners zu sein, einen leibhaftigen Feind sich gegenüber zu haben, den er in's Auge fassen und greifen kann, der „selbst voll Muth, auch seinen Muth" entflammt, Mann gegen Mann zu stehen im Kampfe, das ist es, was Stirner sich wünscht!

Aber auch da, wo sich der Feind ihm scheu entzieht, wo statt seiner die Gespenster des Wahns und der Einbildung, die Schatten der Vergangenheit, auftauchen, geht er den Fliehenden nach bis in die äussersten Schlupfwinkel und ruht nicht eher, bis er sie an das Licht des Tages gebracht und als die spukenden Phantome unserer Besessenheit entlarvt hat.

Flitter und Schmutz — er streift sie beide fort: der eine bethört ihn nicht, vor dem andern ekelt er sich nicht; und der Flitter des Geistes und der Schmutz des Lumpenthums schwinden vor dem Bewusstsein seiner Einzigkeit. —

Sein Muth ist unvergleichlich und vor keinem Gegner schreckt er zurück. Er erkennt keine Autorität über sich. Denn Nichts ist ihm heilig. Er ist mehr als der Spötter und mehr als der Kritiker. Er ist der grosse Lacher. Und sein Lachen heisst Befreiung.

Dieser Muth ist immer der gleiche. Die alten, scheinbar in dem Boden der Jahrtausende eingewurzelten und für die „Ewigkeit des

Digitized by Google

Menschengeschlechtes" feststehenden Begriffe greift er gleich muthig an, wie die neuentstandenen Schlagworte seiner Zeit, die er als die „Ideale der Zukunft", einer neuen Zeit, anpackt, und beide, die alten wie die neuen, sind Moder und Spreu, wenn er sie berührt.

Sie Alle, die er angreift, streiten unter einer Fahne, einem Zeichen, einem Glauben. Er aber kämpft ganz allein und er steht und fällt mit seinem Ich — das glänzendste Beispiel für die Wahrheit des Ibsen'schen Wortes: „Der stärkste Mensch ist der, welcher allein steht" . . .

Aber so gross wie sein Muth ist seine Vorsicht. Er weiss, dass die gefesselte Hand nicht streiten und die gelähmte Zunge nicht reden kann. Er liefert sich nicht selbst in die Hände der Feinde. Er kennt die tölpelhafte Dummheit der herrschenden Gewalt, die in ihrer gottähnlichen Allmacht Jagd auf die Fliegen macht, deren Summen ihren Schlaf stört und den Fuchs nicht gewahrt, der sich in ihre Burg schleicht. Stirner weiss, er braucht nur „Preussen" zu sagen und die That seines Lebens ist vernichtet; er sagt „China und Japan" und jedes Kind weiss, was er meint. Selbst die dänischen Stände und den nachbarlichen „Selbstherrscher aller Reussen" nennt er nur mit . . . . . ; und einmal spricht er von einem „gewissen" Staate. Gewiss, es ist ein kindliches Spiel : aber die Gewalt ist der Blinde und er — lacht sie aus. Als er aber einmal glaubt, die haschenden Hände möchten ihn doch erreichen, lässt er das Spiel fallen und verwahrt sich ausdrücklich gegen eine Kriminalklage: er hat das Wort „Empörung" nur wegen seines ethymologischen Sinnes gewählt, und nicht in dem „vom Strafgesetz verpönten, beschränkten" gebraucht. —

Die Rüstung des Denkers ist untadelhaft. Er bringt zur Lösung seiner Aufgabe ein Wissen mit, das ihn nie im Stich lässt. Mühelos greift er aus der Geschichte der Vergangenheit sich die Beispiele heraus, die er braucht. Die Bibel, deren gründlichster Kenner Stirner offenbar war, liefert ihm immer auf's Neue die nothwendigen Belege. Wie tief er die Geschichte des Menschengeschlechts in ihrem inneren Zusammenhange erfasst hat, davon würde allein jene wunderbare Darstellung der Menschen der alten und neuen Zeit Zeugniss ablegen, wenn nicht fast jede Seite seines Buches davon spräche.

Digitized by Google

Stirner soll — im Gegensatz zu Bruno Bauer — wenig gelesen haben. Es erscheint das zweifelhaft, wenn wir die verhältnissmässig grosse Anzahl der Werke seiner Zeit übersehen, die er heranzieht, um an ihren Ideen Kritik zu üben. Denn nicht nur die wichtigsten Erscheinungen seiner Zeit, die Feuerbach und Bauer, nicht nur Proudhon's erste Schriften, die ihm so viel Angriffspunkte bieten, sondern auch flüchtige Erscheinungen des Tages, heute völlig vergessen, werden citiert. Diese Citate aber sind nie aus der Erinnerung niedergeschrieben, sondern stets in sorgfältigster Weise mit den eigenen Worten ihrer Urheber gegeben und belegt.

Aber nicht nur Vergangenheit und Gegenwart der Geschichte, auch das tägliche Leben bietet ihm wiederholt Anlass, in seine bunte Fülle zu greifen, um an alltäglichen, aber oft desto überzeugenderen Beispielen die Untrüglichkeit seiner Behauptungen zu erweisen. —

Indessen nicht der Reichthum seines Wissens, die Sorgfalt, wie er es anwendet, und sein Geist, sondern was unerlernbar und möglich nur dem Genie: mit dem Instinct der Intuition das Bild der Menschenwelt so zu erfassen, dass das Wichtige sich von dem Unwichtigen scheidet, das ist es, was Max Stirner und seine That zu einer so einzigen macht. Wie er es vermag, mit wenigen Strichen die Umrisse eines einzigen Menschenlebens zu geben, so dass es greifbar dasteht in seiner ganzen Entwicklung vom Kinde zum Manne, so zeigt er in dem Fluthen der grossen Menschenströme über die Erde den Gang der Ideen durch die Jahrtausende und ihr Kommen und Gehen, und was sie treibt und woran sie zerschellen wird uns verständlich erst durch ihn. Chaotische Massen gewinnen unter seiner bildenden Hand Gestalt und wir erkennen sie in ihrer wirklichen Form.

Mit derselben Sicherheit, wie durch die Nebel der Vergangenheit, führt er uns durch die Brandung unserer eigenen, kampfdurchtosten Zeit. Denn nicht das Ferne und nicht das Nahe verwirrt seinen Blick, und unermüdet leitet er uns durch das Gestrüpp aller Irrthümer, bis wir mit der hohen und stolzen Gestalt seines Eigners den sicheren Grund der Zukunft betreten. —

Völlig originell, wie Stirner's Gedanken, sind auch Sprache und Styl seines Buches. Er hat es — „das mühsame Werk der

Digitized by Google

besten Jahre seines Lebens" — selbst einmal „den theilweise unbeholfenen Ausdruck Dessen, was er wollte" genannt. „So sehr," sagt er von sich weiter, „hatte er mit einer Sprache zu kämpfen, die von Philosophen verderbt, von Staats-, Religions- und anderen Gläubigen gemissbraucht, und einer grenzenlosen Begriffsverwirrung fähig gemacht worden war". Diese Sprache ist dennoch von einem grossen Zauber. Sie ist nicht weich und schmiegsam, denn sie will nicht locken und verführen; sie ist nicht dunkel und schwer, denn sie will nicht verblüffen und einschüchtern. Aber sie ist mehr als Alles dies: in ihrer kristallreinen Klarheit ist sie wahrhaftig, lebendig und jedes Ausdrucks fähig. Sie kennt keine Phrase, keinen Widerspruch und keine Halbheit. Sie begnügt sich nie mit Andeutungen und in Allem, was sie sagt, geht sie auf das Ziel los, bis sie es erreicht hat.

Man hat gesagt, der Styl Stirner's ermüde durch seine Wiederholungen. In Wahrheit wiederholt sich Stirner nie. Indem er immer von Neuem an das Object seiner Betrachtung prüfend herantritt, verlässt er es nicht eher, als bis er es von allen Seiten gesehen und ergründet hat, und wahrhaft erstaunlich ist die Vielseitigkeit, in der sein unbestechlicher Blick die Dinge und Menschen sieht. Ganz abgesehen davon, dass Wahrheiten nie oft genug wiederholt werden können, liegt gerade in dem Begegnen aller Einwände, der Berücksichtigung aller verschiedenen Angriffe auf die Souveränität des Ich, der grosse Werth seines Werkes. Wo es ihm nöthig erscheint, legt er selbst die ethymologische Wurzel des zu ergründenden Begriffes (z. B. des Staates, der Gesellschaft u. s. w.) blos. Er liebt es ausserordentlich, dem Sinn des Wortes nachzuspüren und oft enthüllt er durch die Art, wie er es gebraucht, seine Doppel-Deutigkeit in höchst geistreicher Weise, einer Weise, die eine Uebersetzung seiner Sätze in eine andere Sprache nicht selten als Unmöglichkeit erscheinen lässt. Er bevorzugt ferner die scharfen Gegenüberstellungen der Gegensätze, um ihre ganze Unversöhnlichkeit zu beweisen und alle Halben und alle Versöhner — die schlimmsten Feinde jeden Fortschritts — werden ihn daher nach wie vor der „Extremität" beschuldigen.

Da man seinem Style, diesem scharfen, präcisen, unzweideutigen Style, keine Glätte vorwerfen konnte, hat man gesagt, er sei kalt.

Digitized by Google

Der Vorwurf fällt auf Die zurück, die ihn erheben: Jene, die sich einzig an dem künstlichen Feuer der Begeisterung, nie an der reinen Flamme des Lebens selbst erwärmen können. Denn wie auf dem Grunde dieses Buches ein unermesslicher Zorn lodert, so durchglüht seine Sprache die Wärme des Lebens. Es ist wahr, dass sie zuweilen schwerfällig und breit wird und nach wiederholtem Anlauf erst bewältigt, was sie sich zu überwinden vorgenommen, aber es ist nicht Stirner's Schuld, wenn sie sich durch das Dickicht fremder und verworrener Begriffe und dürrer Abstractionen, durch die Dialectik des Hegelthums und den Jargon des Liberalismus jener Tage hindurchzuarbeiten hat. Wie athmet sie nicht befreit auf, wenn sie wieder ganz der Ausdruck der eigenen Gedanken ihres Meisters wird, mit welcher Leichtigkeit folgt sie ihnen dann — vom überlegenen Spott bis zu ätzendem Hohn, vom heiteren Lachen bis zum bittersten Ernst! Sie erschwert nicht unnütz die Wucht ihrer Gedanken und selten nur steigert sie sich zum Pathos der Erhabenheit. Wo sie aber leidenschaftlich wird, ergreift sie um so machtvoller und schafft die eines ersten Künstlers würdigen Schilderungen, zu denen neben jener der in unbefriedigter Sehnsucht dahinsiechenden Unschuld auch die Zeilen gehören, die Stirner schrieb, während die Glocken seinem Ohr zu läuten beginnen, die „die Feier des tausendjährigen Bestands unseres lieben Deutschlands einklingelten" . . . Dieses Buch soll kalt sein? — Welche Verachtung spricht nicht aus der Verdammung der „wahren Jugendverführer", Jener, die „das Unkraut der Selbstverachtung und Gottesverehrung emsig aussäen, die jungen Herzen verschlämmen und die jungen Köpfe verdummen!" Und welche Bitterkeit nicht, welch' eiserner Stolz aus der Beschreibung des grossen Narrenhauses der Welt und des tollen Gebahrens ihrer Insassen, ihrer Rachsucht, ihrer Feigheit?! —

Diese Sprache, so reich bewegt und von einer so unerschöpflichen Ausdrucksfähigkeit, ist aber auch von einer durchsichtigen Klarheit. Sie macht die Lektüre dieses einzigen Buches Jedem möglich, der überhaupt zu denken versteht. Die Zunft-Philosophen lehnen es deshalb allein schon ab. Aber das ist ja völlig gleichgültig. Wenn die Wissenschaft frei geworden sein wird, wie es die Kunst, die es sein will, heute ist, erst dann wird Max Stirner auch dort den

Digitized by Google

Platz einnehmen, der ihm gebührt. Unterdessen wird sein Buch durch tausend und abertausend Hände gegangen sein, die die Saat seiner Gedanken verstreuen über die Erde.

Es ist kein Buch, das sich in einem Zuge lesen lässt. Es ist auch kein Buch, in dem man nur blättern darf. Es will immer wieder von Neuem ergriffen sein, um immer wieder aus der Hand gelegt zu werden, damit die erregten Gedanken sich sänftigen, die empörten Gefühle sich klären. Bei jeder neuen Annäherung aber wird sein Eindruck nachhaltiger, sein Zauber intensiver auf uns wirken. So wird es uns begleiten durch das Leben und wie wir dieses nie ganz zu Ende leben können, so werden wir jenes nie ganz erschöpfen können . . .

Denn dieses Buch ist das Leben selbst.

Die Kritik stand dem Werke rathlos gegenüber.

Wohl fühlte sie, dass sie nicht umhin konnte, sich mit einer Erscheinung zu beschäftigen, die die Gemüther in so verschiedene Bewegung versetzte. Aber theils entzog sie sich ihrer Verpflichtung, theils suchte sie sich ihrer zu entledigen. Die Gründe lagen nahe — in ihrer eigenen Ohnmacht.

Daher ist die Zahl der eingehenden und ernsthaft zu nehmenden Besprechungen eine verhältnissmässig sehr geringe; dennoch ist sie natürlich zu gross, als dass hier auch nur auf eine einzige näher eingegangen werden könnte, selbst wenn sie es verdiente.

Eine kurze, wenn auch natürlich nicht vollständige Uebersicht ist indessen nöthig, um einigermaassen das oben gegebene Bild der allgemeinen Aufnahme zu verdeutlichen.

Die wichtigsten Besprechungen waren zweifellos diejenigen, die Stirner selbst für solche hielt, indem er ihnen selbst antwortete; ihnen wird daher gleich das Interesse, das sie beanspruchen dürfen, geschenkt werden.

Was zunächst hier die grossen Tageszeitungen — soweit sie daraufhin durchgesehen werden konnten — betrifft, so schwiegen sie das Werk vollständig tot. Sie hatten Wichtigeres zu thun, als einer bedeutenden Erscheinung ihre Aufmerksamkeit zu schenken, die vielleicht einen Raum erfordert hätte, der doch viel besser und — leichter

Digitized by Google

mit irgend einer Klatschgeschichte oder der Breittretung eines Tages-Interesses zu füllen war. Die Zeit der Hallischen und Deutschen Jahrbücher war vorbei, und was wichtig und ernst war wurde immer mehr in den enger und enger werdenden Raum des Feuilletons gedrängt.

Etwas weniger ablehnend verhielten sich die Zeitschriften und Revuen. Die „Blätter für litterarische Unterhaltung" von 1846, die übrigens Alles besprachen, suchten in einem langen Artikel hinter den „Einzigen" zu kommen. Er ist ihnen der „Excess einer sterbenden Schulphilosophie"; seine Auffassung vom Geiste ist eine durchaus falsche, nämlich eine materialistische; er ist „der einsame Prophet" und nirgends spiegelt sich die Auflösung des Hegelthums in seiner schulmässigen Form besser und deutlicher als hier.

Die Leipziger „Grenzboten" beschäftigten sich wiederholt mit Stirner. Das erste Mal in einer Besprechung, die gleich nach Erscheinen seines Buches geschrieben war. Ihr Verfasser, ein gewisser W. Friedensburg, meint, dass die „allerneueste Theorie kaum ein anderes Interesse im Menschen zuliesse, als das der gedankenlosesten Blasiertheit, wie sie eben im heutigen Ballet ihren Ausdruck gefunden hat". Aber er wird sich wohl hüten, sich mit dem Stirner'schen Werke noch ernstlicher, als er es schon gethan hat, zu beschäftigen. „Wer garantiert mir denn, dass dieses Ich nicht sein Kurzweil mit mir treibt und eine höhnische Lache über den Narren aufschlägt, welcher das Hergebrachte für baaren Ernst des Wahrheitssinnes nimmt!"

Ein paar Jahre später wird der „Einzige" ein dithyrambisch ausgeführter Stossseufzer einer schönen Seele genannt, die sich über die Eintönigkeit des Philisterlebens, der Geschichte und der zwecknützlichen Arbeit ennuyiert! — Früher war dieser „schönen Seele" jedoch noch eine Zukunft prophezeit worden und die Hoffnung ausgesprochen, dass Stirner „nach seiner verunglückten Emeute gegen den Liberalismus zur alten Fahne zurückkehren" werde. Als ob er jemals zu dieser Fahne gestanden hätte!

Von der theologischen Seite aus antwortete Hengstenberg in seiner bekannten „Evangelischen Kirchenzeitung" Ende 1846. Es geschah bei Erscheinen des Buches: „Das Verstandesthum und das

Digitized by Google

Individuum". Stirner wird als abgethan betrachtet, sein Buch nur gestreift.

Vielfach war in der „Wigand'schen Vierteljahrsschrift" und den ihr folgenden „Epigonen" von dem „Einzigen" die Rede, abgesehen von den Artikeln, auf die Stirner selbst dort geantwortet hat und von denen weiter unten die Rede sein wird. Im dritten Bande der erstgenannten Zeitschrift wird „dem ebenbürtigen Gegner" in einer anonymen „Characteristik Ludwig Feuerbach's" ein Abschnitt: „Feuerbach und der Einzige" gewidmet; im vierten der „Epigonen" findet sich eine „Auflösung des Einzigen durch den Menschen" aus der Feder der Frau von Arnim, der Bettina.

Unvergessen sollte nur die eingehende Besprechung in der „Revue des deux Mondes" von 1847 bleiben. Sie ist betitelt: „De la crise actuelle de la Philosophie Hégélienne. Les partis extrêmes en Allemagne" und ihr Verfasser ist der gründliche Kenner deutscher Verhältnisse M. Saint-René Taillandier. Sie ist Ruge und Stirner gemeinschaftlich gewidmet. Ihr Verfasser meint mit Recht, die Uebersetzung des Titels müsse nicht „l'individu et sa propriété", sondern „l'unique et sa propriété" heissen. Er stellt sich ganz auf Stirner's Seite und einige Stellen wenigstens seiner merkwürdigen Arbeit wollen wir, in der deutschen Uebersetzung des vor dem Neuthor in Wien mit Becher erschossenen Jellinek, wiedergeben: „Seht nur, welche Schärfe, welche unzerstörbare Sicherheit bei Max Stirner! Ihn erschüttert in der gewaltigen Ideenverbindung Nichts. Der Glückliche! Er hat keinen Gewissenszweifel, keine Unruhe, keinen Schmerz. Nie unterstützte einen Dialectiker besser seine natürliche Starrheit. Seine Feder zittert nicht; sie ist elegant ohne Ziererei, geschmackvoll ohne Vorurteil. Wo ein Anderer bewegt wäre, da lächelt er ungezwungen. Der Atheismus ist ihm verdächtig als zu religiös; den Atheismus durch den Egoismus ergänzen, diese Aufgabe löst er, und mit welcher Leichtigkeit, mit welcher Seelenruhe löst er sie!" Und weiter: „Dass eine Feder sich fand, die solche Dinge schrieb, die sie so kaltblütig, mit solch correcter Eleganz schrieb, ist ein unbegreifliches Geheimniss. Man muss das Buch selbst gelesen haben, um überzeugt zu sein, dass es existiert." Und: „Wie soll man einem französischen Leser diese Begeisterung um Nichts begreiflich machen?"

Digitized by Google

Der Franzose würdigt dann das Werk eingehend auf seine Weise und wenn sich auch im Laufe der Untersuchung herausstellt, dass er durchaus nicht so ganz auf der Seite Stirner's steht, wie es im Anfang den Anschein hatte, und er gleich leidenschaftliche Worte gegen diese „dumme Sucht sich selbst zu entäussern" schleudert, als er vorher für seine Würdigung aufgewandt hat, so bleibt es immerhin bemerkenswerth, dass ein Ausländer es war, der das erste und fast einzige Wort warmer Bewunderung für die That fand und ihrer Kühnheit und Grösse gerecht zu werden versuchte.

War so die Zahl der selbstständigen Artikel, die sich mit dem „Einzigen" beschäftigten, eine ausserordentlich geringe — die privilegierte Philosophie und ihre Organe schwiegen natürlich die ganze Bewegung grundsätzlich tot —, so fand es Erwähnung in fast jeder Betrachtung der „kritischen" Philosophie jener Jahre.

Wer auf einen Artikel über die „Nachhegelianer" trifft, darf gewiss sein, nach Strauss und Feuerbach Bruno Bauer und nach Bauer Stirner genannt zu finden: bald mit einem höhnischen Wort abgethan, seltener, viel seltener, wie in dem sechsten Bande der Brockhaus'schen „Gegenwart" von 1851 in einem anonymen Artikel: „Die deutsche Philosophie seit Hegel's Tode" mit dem ernsten Bestreben, ihm gerecht zu werden. Dort, hinter alle seine Opfer, hat man den grossen Vernichter eingeschachtelt, froh für diesen unbändigen Geist einen Platz gefunden zu haben. Und in dieser Ecke steht Stirner noch heute —: mit „seiner Schrift, die als das Aeusserste gelten kann, was der philosophische Radikalismus jener Zeit an kühner und geistreicher Negation hervorgebracht hat", wie in wahrhaft merkwürdiger, wörtlicher Uebereinstimmung die gründlichen Alleswisser unserer grossen Konversations-Lexiken einander nachschreibend melden.

Die direkten Opfer selbst schwiegen theils, theils suchten sie sich zu vertheidigen. Von Seiten der „Kritik" geschah es durch den Mund Szeliga's, der Stirner antwortete, während Bruno Bauer selbst in seinen Schriften nie auch nur den Namen Stirner's nannte (Bauer wandte sich übrigens in jenen Jahren bereits von der „souveränen, absoluten" Kritik ab und seinen Geschichts-Forschungen zu). — Wie Feuerbach sich stellte, werden wir gleich sehen. — Die Sozialisten

Digitized by Google

und Kommunisten liessen sich zu keiner gründlichen Entgegnung herbei. Zwar unternahm Marx und Engels eine solche sofort, aber das Manuskript ihrer Arbeit „gegen die Ausläufer der Hegel'schen Schule" ist erst, „soweit die Mäuse es nicht gefressen haben", etwa sechzig Jahre später, 1903, an's Licht getreten. Sie betitelt sich geschmackvoll „Der heilige Max" (Sankt Max), und ist sicherlich das Aeusserste an alberner und leerer Wortspielerei, was die dialektischen Kämpfe jener Zeit hervorgebracht haben, lesbar allein für Den, der ihnen noch so viel Interesse und Verständniss entgegenbringt, um auch diese letzte Polemik von rein historischem Werth geniessbar zu finden. Selbst ihr späterer Herausgeber nimmt sie nicht mehr in Schutz, als er es eben muss. Wie Stirner mit dem Jargon der nachhegelianischen Schule fertig geworden ist, und wie schwer es ihm nach seinem eigenen Geständniss geworden ist, wissen wir. Aber während er ihn in die eigene Sprache des Lebens wandelte, sind Marx und sein Echo in ihm stecken geblieben und haben ihn dann in jene Abstraktionen hinüber geleitet, die heute noch — zum Unglück der unbefreiten Arbeit — ihre Partei beherrschen und sie in den alten starren Formen dahinstagnieren lassen. Die Arbeit, an der übrigens auch Moses Hess, der alte Gegner Stirner's, als Dritter im Bunde theilnahm, zeigt immerhin, welchen Werth Marx dem Werke Stirner's beigelegt haben muss, wenn er ihm eine Entgegnung, fast so umfangreich wie der Einzige selbst, widmete. — Ruge, der so leicht beeinflussbare, der nach Erscheinen des „Einzigen", wie sein Briefwechsel bezeugt, es von wärmster Anerkennung Stirner's („das erste leserliche philosophische Buch in Deutschland", „man müsste es soutenieren und propagieren") zur Begeisterung für die Kritik seines gehässigsten Gegners, Kuno Fischer, brachte, suchte sich in seinen „Zwei Jahren in Paris" mit ihm auseinanderzusetzen, wo er seinem Buche, dem kühnen „Morgenrufe in dem Lager der schlafenden Theoretiker", in der Betrachtung „unserer letzten zehn Jahre" („Der Egoismus und die Praxis: Ich und die Welt") einen beträchtlichen Raum gönnt.

In der Geschichte der Philosophie — der allgemeinen, wie der deutschen — wird Stirner's Werk — wenn auch durchaus nicht immer, und selbstverständlich weder an der ihm gebührenden Stelle: als

Digitized by Google

Anfang einer neuen Zeitepoche, noch in dem ihm zukommenden Raum: als eine neue Denkart und Denkweise, die nicht von den Begriffen her zu dem Subjecte sich neigt, um es sich zu unterwerfen, sondern von diesem aus die Objecte ergreift, um sie sich unterthänig zu machen — in der Geschichte der Philosophie, in der Geschichte des geistigen Lebens unseres Jahrhunderts, wird Stirner widerwillig ein kleiner Platz gegönnt.

Denn alle Geschichtsschreibung ist heute kaum mehr noch als eine Beschreibung des Erfolges, als der er sich spiegelt in den Augen der Mehrheit der Menschen.

Indessen würde ein weiteres Eingehen auf die Stellungnahme jener Kritik, wie sie nach und aus der geschilderten zeitgenössischen sich entwickelte, uns weit über die Grenzen unserer Arbeit führen.

Zweimal hat Stirner selbst auf Kritiken seines Werkes geantwortet. Diese Entgegnungen Stirner's, von höchstem Interesse und grösster Wichtigkeit, sind zugleich die letzten Aeusserungen seiner Lebensbetrachtung und die (mit einer Ausnahme) letzten bekannten Beiträge für Zeitschriften überhaupt, die er geliefert.

Die erste Entgegnung wendet sich gegen die drei bedeutendsten und wichtigsten Besprechungen, die dem „Einzigen" schon im Jahre 1845 zu Theil wurden und von drei Seiten kamen, die von Stirner selbst auf das Schärfste angegriffen worden waren: von der sozialistischen Seite her antwortete Moses Hess, der Kommunist; die Kritik gab ihre Antwort durch Szeliga; der dritte, der sich zu einer Antwort herbeiliess, war kein Anderer, als Feuerbach selbst. Diese Kritiken sind wohl überhaupt die bemerkenswerthesten, die Stirner je zu Theil geworden sind. Seine Wahl in Bezug auf diese drei ergab sich von selbst und wurde ihm Anlass, noch einmal nach allen Seiten hin seine vernichtenden Stösse zu führen. — Die zweite Entgegnung Stirner's erfolgte viel später und richtete sich gegen die Besprechung eines jungen Mannes, der in unerhörter Prätension und Dreistigkeit sich an sein Werk herangewagt hatte und dessen Schülerarbeit der Vergessenheit nur durch Stirner's Antwort wieder entrissen wird.

Stirner's erste Entgegnung auf die Kritik des „Einzigen" findet

Digitized by Google

sich auf fast fünfzig Seiten des dritten Bandes von „Wigand's Vierteljahrsschrift" vom Jahre 1845. Ihr Titel ist: Recensenten Stirner's und die Initialen der Unterschrift M. St. dulden keinen Zweifel über den Verfasser.

Die Kritik von Szeliga: „Der Einzige und sein Eigenthum" war im Märzhefte der „Norddeutschen Blätter", von den Bauer's, Fränkel, L. Köppen und ihm selbst herausgegebenen „Beiträgen zum Feldzuge der Kritik", erschienen. Szeliga (sein wirklicher Name lautete anders) war ein junger Offizier, „eine militärische Erscheinung, exact im Denken und Sprechen, streberisch, soldatisch hingeneigt zur Kritik, nicht im Geringsten revolutionär oder oppositionell, mit praktisch-engem Gesichtskreis und von der Philosophie nur das Eine verlangend, dass sie ihn von allen bürgerlichen Rücksichten befreie . . ." Er verkehrte, wohl seiner Stellung wegen, nicht unter den „Freien" bei Hippel, gehörte aber zu dem Bauer'schen Kreise in Charlottenburg und wurde der „heiligen Familie" beigezählt, wie er auch in der Bauer'schen Litteraturzeitung mit einer langathmigen, bereits erwähnten Kritik der Mysterien von Paris debutiert hatte. Die eifrige Beschäftigung seiner Mussestunden mit philosophischen Tagesfragen zeitigte noch mehrere Broschüren, z. B. über „die Universalreform und den Egoismus" u. A. — Seine Kritik des Stirner'schen Werkes, über das er bereits in engerem Kreise einen Vortrag gehalten hatte, ist ausserordentlich eingehend. Es ist der Kritiker der Bauer'schen Schule, der hier seine Waffe schwingt. „Der Einzige", sagt er, „giebt der Kritik", der es so wenig um den Sturz des Einen wie um die Erhebung des Andern zu thun ist, „die Gelegenheit zu einer neuen That der Selbstvervollkommnung". Nach einer genauen Betrachtung des „Lebenslaufes des Einzigen" wird dieser für das „Gespenst aller Gespenster" erklärt, und in weitschweifiger Weise die Stellung der Kritik zu diesem Gespenste behandelt. Wie bei dieser, so wird auch bei den folgenden Besprechungen die Betrachtung der Stirner'schen Entgegnungen Gelegenheit geben, auf ihre wichtigsten Punkte einzugehen, die von Stirner selbst als solche erkannt und widerlegt wurden.

Die zweite Kritik des „Einzigen" von Bedeutung erfolgte von sozialistischer Seite durch Moses Hess und wurde in Form einer

Digitized by Google

zu Darmstadt erschienenen Broschüre von achtundzwanzig Seiten gegeben, die sich „Die letzten Philosophen" betitelte. Hess war einer der thätigsten Streiter in der damals noch so jugendlichen Bewegung des Sozialismus. Wie Stirner ein früherer Mitarbeiter der „Rheinischen Zeitung" hatte er sich, durch und durch Kommunist, an den Herwegh'schen „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz" mit Beiträgen betheiligt und hielt damals, 1845, gerade dem Kapitalismus seinen „Gesellschaftsspiegel" vor, „notorisch der Mittelpunkt der damaligen rheinländischen sozialistischen Bewegung". — Die „letzten Philosophen" sind ihm Bruno Bauer und Stirner, der „Einsame" und der „Einzige"; doch wendet er sich fast ausschliesslich mit seiner Kritik gegen den Letzteren. Mit der seit ihm bis zur Läppischkeit von den Sozialisten gegen jeden freiheitlichen Denker wiederholten Verdächtigung, dass „man meinen könnte, die in jüngster Zeit von den deutschen Philosophen veröffentlichten Schriften seien auf Anstiften der Reaction herausgegeben", beginnt er seine Einleitung. Zwar bricht er ihr gleich selbst die Spitze ab, indem er erklärt, dass weder Bruno Bauer noch Stirner „sich je von aussen" bestimmen liessen, aber indem „die innere dem Leben abgezogene Entwickelung dieser Philosophie in diesen ‚Unsinn' auslaufen musste", wie er meint, lässt er den Vorwurf der inneren Reaction bestehen, überzeugt, auch damit noch in den Augen seiner Masse den beabsichtigten Erfolg zu erzielen.

Nachdem er sodann einen Blick auf den Dualismus der christlichen Philosophie, den „Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis", geworfen hat, findet er in dem christlichen Staate derselben die moderne, christliche Kirche, den diesseitigen Himmel, in den Staatsbürgern dagegen nicht die wirklichen Menschen, sondern nur ihre Geister. Denn die Leiber dieser Geister sind in der bürgerlichen Gesellschaft. Zwar hat Deutschland noch nicht diesen modernen, freien Staat erreicht, der den Gegensatz zwischen den Einzelnen und der Gattung wieder vollendet hat, aber seine letzten Philosophen haben es doch zu der theoretischen Wirklichkeit dieser modernen Kirche gebracht und ihre Widersprüche untereinander betreffen nur das Verhältniss des Staates zur bürgerlichen Gesellschaft. So kommt Hess zu den consequenten Theoretikern der philosophischen Schule, den

Digitized by Google

beiden genannten. Bauer wirft er vor, dass seine Kritik Nichts anderes, als die der hohen Staatspolizei sei, um den Pöbel im Zaume zu halten; Stirner selbst will er sich ganz besonders vornehmen. Welcher Art und wie belanglos seine Einwände gegen diesen Letzteren sind, werden wir aus dessen Entgegnung ersehen.

Der Dritte in dem unfreiwilligen Bunde ist Ludwig Feuerbach selbst. Er hatte seine kurze Entgegnung an Stirner: „Ueber das ‚Wesen des Christenthums' in Bezug auf den «Einzigen und sein Eigenthum»" in dem zweiten Bande von „Wigand's Vierteljahrsschrift" von 1845 veröffentlicht, und nahm sie bald darauf unverändert in den ersten Band seiner „Sämmtlichen Werke" auf, die „Erläuterungen und Ergänzungen zum Wesen des Christenthums", wo er sie mit der Fussnote begleitete: dass er hier wie anderwärts nur seine Schrift als Schrift im Auge habe, zu der er selbst in einem höchst kritischen Verhältniss stehe, und dass er es nur mit deren Gegenstand, Wesen und Geist zu thun habe, während er die Beschäftigung mit ihrem Buchstaben den Kindern Gottes oder des Teufels überlasse . . .

Mehr, als alle anderen Kritiken, mussten Stirner und müssen uns diese leider nur sehr kurzen, aphoristisch gehaltenen und auf wenige Seiten zusammengedrängten Antworten Feuerbach's interessieren, in denen der Einsiedler von Bruckberg die hageldicht gerade auf ihn gefallenen Schläge Stirner's abzuwehren suchte.

Feuerbach war voll höchster Bewunderung für die That seines Gegners gewesen und hat ihr deutlichen Ausdruck gegeben. Fast sofort nach ihrem Erscheinen hatte er sich mit ihr bekannt gemacht und schon „im Spätjahr" 1844 schrieb er seinem Bruder: „Es ist ein höchst geistreiches und geniales Werk und hat die Wahrheit des Egoismus — aber excentrisch, einseitig, unwahr fixiert — für sich. Seine Polemik gegen die Anthropologie, namentlich gegen mich beruht auf purem Unverstand oder Leichtsinn. Ich gebe ihm Recht, bis auf Eines: im Wesen trifft er mich nicht. Er ist gleichwohl der genialste und freieste Schriftsteller, den ich kennen gelernt." Geht schon aus diesen wenigen Zeilen die ganze, innere Unsicherheit Feuerbach's seinem Gegner gegenüber hervor — seine Ehrlichkeit liegt in beständigem Kampfe mit der verletzten Eitelkeit — so beweist

Digitized by Google

diese Unsicherheit durchaus die Art und Weise, in der er glaubte mit „dem genialsten und freiesten Schriftsteller, den er kennt" fertig werden zu können. Er dachte zunächst, wie sein jüngster Biograph, Wilhelm Bolin, mittheilt an ein „offenes Sendschreiben", zu dem er auch den Anfang entwarf, der noch erhalten ist und der lautet: „„Unaussprechlich" und „unvergleichlich" liebenswürdiger Egoist! — Wie Ihre Schrift überhaupt, so ist auch insbesondere Ihr Urtheil über mich wahrhaft „unvergleichlich" und „einzig". Zwar habe ich auch dieses, wenngleich noch so originelle Urtheil längst vorausgesehen und zu Freunden gesagt: ich werde noch so verkannt werden, dass man mich, dermalen den „fanatischen, leidenschaftlichen" Feind des Christenthums, sogar unter die Apologeten desselben rechnen wird; aber dass dies so bald, dass es jetzt schon geschehen würde, das hat mich — ich gestehe es — überrascht. Das ist „einzig" und „unvergleichlich" wie Sie selbst. So wenig ich nun auch Zeit und Lust habe, Urtheile, die nicht mich selbst, sondern nur meinen Schatten treffen, zu widerlegen, so mache ich doch bei dem „Einzigen", dem „Unvergleichlichen" eine Ausnahme."

Glücklicherweise gab Feuerbach es auf, Stirner in diesem Style weiter zu apostrophieren, blieb aber leider bei seinen kurzen „Erläuterungen", statt sich zu einer gründlichen Antwort Muth und Zeit zu nehmen. In einem weiteren Briefe an seinen Bruder vom 13. December 1844 versucht er noch einmal eine Selbstentschuldigung und tröstet sich mit der albernen, aber für seinen ethischen Hochmuth sehr bezeichnenden Annahme, dass „Stirner's Angriffe eine gewisse Eitelkeit verrathen, als wolle er sich auf Kosten meines Namens einen Namen machen". So lässt er denn grossmüthig dem armen Namenlosen die „kindische Freude eines momentanen Triumphes". In Wahrheit scheint der kluge Mann geahnt zu haben, dass ihm in Stirner ein furchtbarer Gegner entstanden war, dessen Sieg über ihn Nichts anderes als seine eigene völlige Vernichtung bedeutete, und zog es deshalb vor, weiteren Schlachten aus dem Wege zu gehen, um den Ruhm des Siegers nicht durch neue Niederlagen unfreiwillig mitverkünden zu helfen. Aus ähnlichen Gründen unterliess er denn wohl auch, seine Bemerkungen in der Wigand'schen Vierteljahrsschrift mit seinem Namen zu zeichnen, der das allge-

Digitized by Google

meinste Interesse auf die von allen Seiten erwartete Controverse gelenkt hätte. — Mag an dieser Stelle übrigens gesagt sein, dass Feuerbach und Stirner nie persönlich zusammengetroffen sind: Feuerbach ist nie nach Berlin, und Stirner nie mehr von dort fort gekommen, nachdem ein Zusammentreffen für Beide von Interesse gewesen wäre.

Feuerbach, Hess und Szeliga antwortete Stirner, wie gesagt, gemeinsam. Er muss seine Entgegnung: „Recensenten Stirner's" sofort nach Erscheinen der betreffenden Kritiken und fast im Fluge geschrieben haben. Auch er spricht, wie Feuerbach, von sich in der dritten Person.

Nach der kurzen Characterisierung der Verfasser: Hess' als Sozialisten, Szeliga's als Kritiker und des Anonymus als — Feuerbach geht er zunächst auf den Punkt ein, in dem alle drei übereinstimmen, auf den „Einzigen" und den „Egoisten".

Nach ihnen erscheint der „Einzige" als „das Gespenst der Gespenster", als das „heilige Individuum, das man sich aus dem Kopfe schlagen müsse", und als der blasse „Renommist".

Zugegeben, dass der „Einzige" eine Phrase ist, eine Aussage, die Nichts aussagt, so ist er doch gegenüber den heiligen und erhabenen Phrasen wie der Mensch, der Geist, das wahre Individuum u. s. w. nur die „leere, anspruchslose und gemeine Phrase". Er, der Einzige, dessen Inhalt kein Gedankeninhalt ist, ist darum auch unsagbar und „weil unsagbar die vollständige, und zugleich — keine Phrase". Dass Szeliga selbst aber der Phraseninhalt, Feuerbach mit seinem gedachten Einzigen im Himmel (Gott) die Phrase ohne Phraseneigner, und Hess, dieser einzige Hess, selbst nur eine Renommage ist, das haben die Drei nicht begriffen.

Auch ihre Characteristiken des Egoisten sind höchst populär und allzu einfach. Die von ihnen gewählten Beispiele werden ihrer Heiligkeit entkleidet: das rührende Beispiel Feuerbach's, der die Hetäre der Geliebten gegenüberstellt; dasjenige Szeliga's vom reichen Mädchen und der keifenden Frau; und der von Stirner für Hess gebrauchte des Europäers und des Krokodils — sie alle geben Anlass, das Wesen des eigenen Interesses gegenüber dem heiligen Interesse nochmals von allen Seiten zu betrachten. Die Heiligkeit der Geschlechtsver-

Digitized by Google

bindung, der Stolz des Verdienstes, die Arbeit und die Liebesgebote der Menschlichkeit geben Veranlassung zu ebenso tiefen, wie schlagenden Ergründungen; sie zeigen von Neuem, wie unsinnig es ist, in einfache Verkehrsverhältnisse die Heiligkeit hineinzutragen, die sie länger bestehen lässt, als das Interesse es erfordert („das Interesse der Personen aneinander hört auf, aber die uninteressante Verbindung bleibt bestehen; wie thöricht ist es, das absolute, das allgemein Interressante über das persönliche, eigene Interesse zu stellen") und wie fruchtlos die Befolgung „höherer" Gebote ist, anstatt es dem Einzelnen zu überlassen, zu thun, was ihm am Nützlichsten erscheint.

Mit der feinen Bemerkung, dass keiner der Drei ihm den grössten Abschnitt seines Werkes, den, in dem er den Verkehr des Egoisten mit der Welt und seinen Vereinen so ausführlich behandelt, „zu Gute kommen lässt", d. h. jeder diesen Theil ignoriert, schliesst Stirner seine allgemeine Antwort und widmet zum Schlusse noch jedem Einzelnen für sich einige Worte. Er geht in ihnen über die groben und plumpen Angriffe der Entrüstung gegen den Egoismus hinweg.

Szeliga macht er klar, dass es ihm garnicht eingefallen ist, die „reine" Kritik zu üben: dass es nicht die „reine", sondern eine durchaus interessierte Kritik ist, die er vollzogen hat.

Feuerbach ist auf den Punkt, auf den es ankommt, überhaupt nicht eingegangen, darauf: „dass das Wesen des Menschen nicht Feuerbach's, oder Stirner's, oder irgend eines Menschen Wesen ist . . ." Er ahnt ihn nicht einmal. „Er bleibt bei seinen Kategorien von Gattung und Individuum, Ich und Du, Mensch und menschlichem Wesen in völliger Unbekümmertheit stehen", sagt Stirner. Die sonstigen Entgegnungen an Feuerbach spotten ebenso sehr einer Wiedergabe in der hier erforderlichen Kürze, wie Feuerbach's „Erläuterungen" selbst; beide müssen, um überhaupt verstanden zu werden, in ihrer Vollständigkeit gelesen und geprüft werden. Daher nur so Viel, dass Feuerbach's Einwände Schritt für Schritt zurückweichen müssen vor der unerbittlichen Logik, mit der Stirner jeden einzelnen von ihnen widerlegt.

Hess beweist Stirner zum Schluss, dass er als Mensch gar nicht vollkommener sein könne, als er ist: die ganze Gattung Mensch ist

Digitized by Google

in ihm, in Hess, enthalten und ihm fehlt Nichts von Dem, was den Menschen zum Menschen macht. Er zeigt ihm weiter, wie Wenig er noch den mit sich einigen Egoisten verstanden hat, wie absurd es ist, anzunehmen, dass ihm irgendwie an der bürgerlichen Gesellschaft gelegen sein könne. Einer Reihe von Einwürfen wird dann zu begegnen gesucht, über andere mit berechtigtem Spott hinweggegangen, so über die Bemerkung, welche Stirner's Opposition gegen den Staat die „ganz gewöhnliche Opposition des freisinnigen Bourgeois" nennt; das „sieht unstreitig Jeder augenblicklich ein, der Stirner's Buch nicht gelesen hat". Endlich erläutert Stirner für Hess noch an einigen einfachen, nächstliegenden Beispielen seinen „Verein von Egoisten" — (Hess nennt ihn, es kommt ihm nicht so genau darauf an, „egoistischer Verein"). Nicht das ist Stirner ein Verein von Egoisten, in dem die Einen sich auf Kosten der Anderen betrügen lassen, sondern in dem das Interesse des Einen, wenn auch nur flüchtig, vorübergehend, sich mit den Interessen der Anderen berührt und darum das zusammenschliessende Motiv ist.

Zum Schluss erinnert Stirner seine drei Kritiker noch an eine Stelle aus Feuerbach's kleiner Schrift: „Kritik des Anti-Hegels." Da sich die verschollene Abhandlung nur in den wenigsten Händen befinden dürfte, sei sie hier citiert. Feuerbach spricht in ihr von der von jeher den philosophischen Systemen widerfahrenen doppelten Art der Kritik: der Kritik der Erkenntniss und der Kritik des Missverstands. Ueber letztere sagt er an der oben genannten Stelle: „Der Kritiker sondert hier nicht die Philosophie von dem Philosophen; er identificiert sich nicht mit seinem Wesen, macht sich nicht zu seinem andern Ich . . . Er hat stets andere Dinge in seinem Kopf, als sein Gegner; er kann seine Ideen sich nicht assimilieren und folglich nicht mit seinem Verstande zusammenreimen; sie bewegen sich in dem leeren Raume seines eigenen Selbstes wie epikuräische Atome durcheinander, und sein Verstand ist der Zufall, der sie durch besondere äusserlich angebrachte Häkchen zu einem scheinbaren Ganzen zusammenbringt. Der einzige gültige, der objective Maassstab, die Idee des Systems, welche die allgegenwärtige Seele, die selbst in den grössten Widersprüchen noch gegenwärtige Einheit desselben ist, ist ihm entweder gar nicht oder nur in einer selbst-

Digitized by Google

gemachten, schlechten Copie Gegenstand. Er befindet sich daher auf dem Gebiete seines Gegners in ein weltfremdes Land versetzt, wo ihm nothwendig Alles so wunderlich, so „neuholländisch" vorkommt, dass „ihm Sehen und Hören vergeht", dass er selber nicht mehr weiss, ob er wacht oder träumt und vielleicht bisweilen, jedoch gewiss nur in den flüchtigen Momenten seiner intervalla lucida, sogar an der Identität seiner Person und der Richtigkeit seines Verstandes zweifelt. Die edelsten harmonisch verbundenen Gestalten tanzen in den abenteuerlichsten Verschlingungen als ungereimte, fratzenhafte Figuren vor seinen betroffenen Augen vorüber, die erhabensten Aussprüche der Vernunft klingen wie sinnlose Kindermärchen an seinen Ohren vorbei. In seinem Kopfe findet er wohl auch den philosophischen Ideen analoge Vorstellungen oder Begriffe vor, und besitzt an ihnen einige nothdürftige Anhaltspunkte, aber nur zu dem Zwecke, um damit den Philosophen als einen Verbrecher am gemeinen Menschenverstande an das Kreuz zu schlagen. Denn diese Begriffe kennt er nur in einem ganz beschränkten Maasse und hält dieses Maass für das Gesetz ihrer Gültigkeit; werden sie über diese enge Gränze ausgedehnt, so verliert er sie aus dem Gesichte; sie versteigen sich für ihn in den blauen Dunst des Unerreichbaren als Phantasmen, die jedoch der Philosoph vermittelst eines geheimen bis jetzt indess noch unerklärten Kunstgriffs, gleichsam als das Second Sight seiner Vernunft, hypostasiert . . ."

Wie so ganz passen diese Feuerbach'schen Worte auf die meisten, allermeisten Kritiker Stirner's, der fast nur diese, die Kritik des Missverstands, kennen lernen sollte!

Feuerbach aber hätte wohl nie gedacht, dass er selbst von einem Anderen an seine eigenen Worte gemahnt werden sollte, als er sie schrieb. —

Die Hoffnungen, denen Stirner Ausdruck giebt: bei späteren Gelegenheiten sich noch eingehender über einige der behandelten Fragen, wie die bürgerliche Gesellschaft, die Heiligkeit der Arbeit u. s. w. auszulassen, zeigen, wie ernstlich er daran dachte, der sozialen Frage noch sein weiteres Interesse zuzuwenden. Sie sind indessen unerfüllt geblieben. —

Nur einmal noch, zum zweiten und letzten Male antwortete

Digitized by Google

Stirner auf eine Kritik seines Werkes. Es geschah fast zwei Jahre später. Wigand hatte seiner „Vierteljahrsschrift", die nach kurzem Bestehen unterdrückt worden war, die „Epigonen" folgen lassen. Hier, in dem vierten Bande, von 1847, nachdem in den vorhergehenden Bänden vielfach von seinem Buche die Rede gewesen war, veröffentlichte Stirner unter dem Pseudonym G. Edward eine Entgegnung an Kuno Fischer.

Dieser, damals ein junger Hallenser Student von zwanzig Jahren, hatte kurz vorher in der „Leipziger Revue" einen langen Artikel: „Moderne Sophisten" erscheinen lassen, in dem er die ganze moderne Schule der Philosophie einer ebenso unverfrorenen, wie oberflächlichen, aber nicht geistlosen Kritik unterzogen. Da die Zeitschrift sofort wieder eingegangen war, liess er seinen Aufsatz in dem fünften Bande der „Epigonen", auf Wunsch Wigand's, nochmals abdrucken, und aus Rücksicht auf seine Gegner, wie er sagte, die ihn zu einem corpus delicti gemacht hätten.

Unterdessen hatte ihm Stirner geantwortet. Sein Manuskript muss Fischer vorgelegen haben, denn zugleich mit seiner Entgegnung erschien eine Antwort Fischer's. Beide tragen den gemeinschaftlichen Titel: „Die philosophischen Reactionäre"; die Auslassungen Stirner's den Untertitel: „Die modernen Sophisten. Von Kuno Fischer"; die Antwort Fischer's den: „Ein Apologet der Sophistik und ein «philosophischer Reactionär»".

Bei genauer Betrachtung der Antwort von G. Edward möchte es zuweilen den Anschein haben, als rühre dieselbe überhaupt nicht aus Stirner's Feder her. Nicht etwa weil der Verfasser, wie natürlich, von Stirner als einer dritten Person spricht, sondern weil der Styl der kurzen Arbeit nicht immer die sonst unverkennbaren Eigenschaften der Stirner'schen Schreibweise aufweist. Aber Fischer nimmt mit solcher Bestimmtheit Stirner als den Verfasser an und dieser hat selbst so wenig den Versuch gemacht, seiner Annahme zu widersprechen, dass wir bei aller Vorsicht wohl berechtigt sind, den in so vielen Einzelheiten ausserordentlich bedeutenden Aufsatz als eine Arbeit Stirner's zu betrachten.

„Die modernen Sophisten" von Kuno Fischer beginnen mit einer Betrachtung über „das Prinzip der Sophistik", um von ihr zu „den

Digitized by Google

philosophischen Voraussetzungen der modernen Sophistik", wie sie ihm in Hegel („der Manifestation des absoluten Geistes in der theoretischen und practischen Energie des Menschen"), Strauss (der pantheistischen Anerkennung des absoluten Geistes), Bauer (der Verflüchtigung alles Objectiven in die reine Willkühr) und Feuerbach (dem Standpunkt des realen Humanismus) erscheinen, überzugehen. Die „moderne Sophistik" sieht er zunächst in Stirner: „dem absoluten Egoismus oder dem geistigen Thierreich". Ihm ist der grösste Theil der Abhandlung gewidmet. Stirner ist der Pietist und Dogmatiker des Egoismus, der überall Gespenster sieht; der Einzige „die dogmatische, die zum Princip gewordene Willkühr, eine Monomanie, die sich auf Gespensterglauben gründet". Wir werden gleich sehen, wie Stirner ihm darauf antwortet. — Der letzte Theil des Aufsatzes beschäftigt sich mit zwei Büchern, von denen Fischer behauptet, dass die Sophistik in ihnen noch über Stirner hinausgeht, von dem Egoismus zum Individuum und von diesem zur Ironie. Auch von ihnen wird gleich noch die Rede sein. Zum Schluss wird der Gegensatz gegen die moderne Sophistik gekennzeichnet: der Humanismus, die „freie Menschheit" . . .

Stirner in seiner Entgegnung — wenn sie, wie gesagt, von ihm selbst herrührt — spottet zunächst über die erstaunliche Behendigkeit, mit der von Fischer „die mühsame Titanenarbeit der modernen Kritik" abgefertigt wird. Wie sie überhaupt weit persönlicher gehalten ist, als die frühere Entgegnung, so ist sie zugleich reich an witzigen und treffenden Einfällen. Nach der Fischer'schen Schablone kann jeder Denker ein Sophist genannt werden: so oder so betrachtet ist er entweder ein „Philosoph" oder ein — „Sophist". Die nächsten Ausführungen können wiederum nur in ihrer unverkürzten Form verstanden und mit wenigen Worten garnicht wiedergegeben werden. Die von Fischer als feststehend gebrauchten Begriffe, z. B. die der „objectiven Mächte der Welt", des „Gedankens", der „sittlichen Welt" werden von neuen Seiten beleuchtet. Seiner Schilderung der Sophistik in der Geschichte wird nachgegangen: den Jesuiten, den Romantikern (den „particularen" Subjecten), der „reinen Kritik". Der Widerspruch zwischen Interesse und Princip wird berührt. Der Behauptung, dass Stirner's Egoismus sich als Konsequenz des Bauer'-

Digitized by Google

schen Selbstbewusstseins entwickelt hätte, wird mit der Thatsache begegnet, dass Stirner sein Werk bereits vollendet hatte, als Bauer noch in der Arbeit seiner Bibelkritik steckte, und dass Stirner deshalb auch der Proclamation der „absoluten Kritik" nur in einem Nachtrage gedenken konnte. Von Stirner's Polemik mit Feuerbach scheint Fischer Nichts zu wissen. Wenn sie ihm bekannt wäre, könnte er in dem „Egoismus" Stirner's nicht das „Soll" eines „kategorischen Imperativs", ein Dogma, sehen. Denn gerade Stirner setzt dem „Soll" des „Menschen-Seins", dem Humanismus, dem Unmenschen den Egoisten entgegen, dessen „Ataraxie", dessen Unnachgiebigkeit, dessen Terrorismus gegen alles Menschliche. Wie plump das Missverständniss aber, dass Stirner deshalb alle Gemeinschaft mit Menschen aufgeben, allen Eigenschaften ihrer Organisationen durch blosses Wegläugnen sich entziehen wolle! —

Mit einem Hinweis auf die gewaltige Folgerung des Stirner'schen Werkes und einem geistreichen Vergleich schliesst die Entgegnung, die, wenn sie nicht von Stirner selbst geschrieben wurde, von einem Manne herrührt, der sich rühmen darf, tiefer, als die Meisten, schon damals das Wesen seiner Lehre erfasst zu haben. Wenn er am Schluss Kuno Fischer mit einem Manne vergleicht, dessen Handlungen darauf hinauslaufen, à tout prix berühmt zu werden, so hat er auch darin Recht behalten.

Schon die gleichzeitige Antwort Fischer's an ihn war ein neuer Beweis für die Richtigkeit seiner Annahme.

Ein Jahr nach dem Erscheinen des „Einzigen" kam, ebenfalls im Wigand'schen Verlage, ein anonymes Werk: „Das Verstandesthum und das Individuum" heraus, dem bald darauf ein zweites, weniger umfangreiches folgte, das den Titel trug: „Liebesbriefe ohne Liebe" und dessen Verfasser sich Karl Bürger nannte. In Wirklichkeit war der Autor beider ein junger Philosoph, der eine Zeitlang Mitglied des Hippel'schen Kreises und später ebenso der Köthener Kellergesellschaft gewesen war und dessen wirklicher Name Dr. Karl Schmidt aus Dessau war. Er kehrte später zu seiner Theologie zurück, schrieb zahlreiche pädagogische Werke und machte sich besonders durch seine mehrbändige „Geschichte der Pädagogik" bekannt.

Digitized by Google

Es sind die beiden eben genannten Schriften, in denen Kuno Fischer so scharfsinnig den Uebergang vom „geistigen" zum „natürlichen Thierreich" und zur „Ironie" erblickt. Nicht so sehr deshalb, als vielmehr weil man in der That öfters geglaubt hat, in den abstrusen, in grösster Eile zusammengeschriebenen Producten eine letzte Fortführung Stirner's sehen und ihn mit ihnen lächerlich machen zu dürfen, durften sie hier nicht übergangen werden. Da aber Stirner selbst hofft, dass sein Gegner „so honett sein werde, ihm nicht zuzumuthen", in dem „Verstandesthum" mehr als eine Seite zu lesen, so wollen auch wir uns mit dieser einen Seite begnügen lassen.

In sie zusammengefasst dürfte als das Bestreben des Autors sich ergeben, zu zeigen, was „die alleinige Wahrheit sein würde, wenn man einmal blosser Verstand wäre". Aeusserlich in Anlehnung an den „Einzigen" angelegt scheint „das Verstandesthum und das Individuum" in der Behauptung zu gipfeln: „Das Individuum denkt die atomistischen, einzelnen Dinge nicht, sondern stiert, schaut, fasst sie an". — Die „Liebesbriefe ohne Liebe" sind eine ziemlich geistlose Parodie auf Schlegel's Lucinde; bei ihnen dürfen wir auch auf die eine Seite verzichten.

Es war im Jahre 1846, als Stirner von einem jungen Dichter besucht wurde, den sein Werk mit grosser Aufregung — „wiewohl im gegensätzlichen, gegnerischen Sinne" — erfüllt hatte und der ihn aufsuchte, um ihm als dem ersten eine eben vollendete Dichtung zu unterbreiten. Der junge Dichter hiess Alfred Meissner und sein Werk „Ziska". Die Antwort Stirner's, die Meissner selbst erzählt, ist eine der ganz wenigen persönlichen Aeusserungen aus seinem Munde, die uns erhalten geblieben sind. Doch nicht deshalb allein sei sie hier wiedergegeben.

Stirner gab das Manuskript mit den Worten zurück: „Sie hätten den ‚Ziska' zu einem komischen Heldengedicht gestalten sollen. Zu einer Art Batrachomyomachie! Die Mythen der christlichen Kirche sind dem Schicksal verfallen, wie die heidnischen. Die Gegensätze von Papstthum und Protestantismus haben sich so total überlebt, dass ein Gedicht mit diesem Inhalte nur etwa Theologen noch interessieren könnte. Feindschaft gegen die Kirche sollte es nicht

Digitized by Google

mehr geben. Sie ist uns völlig gleichgültig geworden; gegen überwundene Standpunkte kämpft man nicht mehr. Ja, ich fühle es klar: ein komisches Heldengedicht hätte das werden sollen . . ."

Diese Antwort ist so charakteristisch für den, der sie gab, dass sie hier zum Ausgangspunkt für einen letzten Ausblick auf den Einfluss und die Tragweite des „Einzigen und sein Eigenthum" in die Zukunft genommen werden mag. Denn so geringfügig sie an und für sich ist, kennzeichnet sie doch den Standpunkt, den Stirner in seinem Kampfe einnahm. Nicht den äusseren Formen der christlichen Weltanschauung, der vermoderten und in sich selbst zerfallenden Kirche der Gegenwart, gilt dieser Kampf, sondern jenem Geiste, der in immer neuen Formen immer neue Zwingburgen der Gewalt erbaut, dem Geist des Christenthums, der wie ein trüber Dunst über der Vergangenheit liegt.

Diesen Geist seiner Heiligkeit entkleidet und als das wesenlose Gespenst unserer Einbildung entlarvt zu haben ist Stirner's That. Während die radikalsten Köpfe seiner Zeit, die Strauss, Feuerbach, Bauer noch furchtsam-kritisch an den Begriffen der Heiligkeit tasten, löst er sie auf und lässt sie zerfallen in sich selbst.

Er überwindet das Christenthum in seinen letzten Konsequenzen. Es ist vernichtet. Es liegt hinter uns mit seiner jahrtausendlangen Erniedrigung, seinem Schmutze der Brüderlichkeit, seinen zahllosen Gräueln, mit denen es die Geschichte besudelt, seiner Lüge, seiner Selbstentäusserung von jedem Stolze, jeder Eigenheit, jeder echten Freude und Schönheit, und wenn es auch in seinen letzten Wirkungen heute noch herrscht — Stirner hat es dennoch von uns genommen, wie einen Fluch!

So steht er an der Grenzscheide zweier Welten und eine neue Epoche im Leben des Menschengeschlechtes beginnt mit ihm: die Epoche der Freiheit!

Noch haben wir für sie keinen besseren Namen gefunden, als den der Anarchie: der durch das wechselseitige Interesse bedingten Ordnung, statt der bisherigen Ordnungslosigkeit der Gewalt; der ausschliesslichen Souveränität des Individuums über seine Persönlichkeit, statt seiner Unterwerfung; der Selbstverantwortlichkeit seiner Handlungen, statt seiner Unmündigkeit — seiner Einzigkeit!

Digitized by Google

— Denn auf dem Grunde christlicher Weltanschauung ruhen die Stützen aller jener Begriffe, die die Gewalt halten; als Stirner ihnen den Boden entzog, mussten sie fallen und mit ihnen fällt, was sie getragen . . .

So gewaltig wird dieser, verhältnissmässig ebenso schnelle wie sichere, unblutige Umschwung aller Lebensverhältnisse sein, dass sein unsterbliches Buch in seiner Tragweite einst nur mit dem der Bibel verglichen werden wird.

Wie dieses „heilige" Buch an dem Anfang der christlichen Zeitrechnung steht, um zwei Jahrtausende lang seine verheerenden Wirkungen fast bis in den letzten Winkel der menschenbewohnten Erde zu tragen, so steht das unheilige des ersten, sich selbstbewussten Egoisten an dem Eingang dieser neuen Zeit, in deren ersten Zeichen wir leben, um einen Einfluss zu üben, ebenso segensreich, wie der des „Buches der Bücher" verderblich war.

Wollen wir aber noch einmal sagen, was es ist, wie könnten wir es besser, als mit den eigenen Worten seines Schöpfers? — Das ist es: „Ein gewaltiges, rücksichtsloses, schamloses, gewissenloses, stolzes — Verbrechen" — begangen an der Heiligkeit jeder Autorität! — Und mit Max Stirner fragen wir, dem Ausbruch des von ihm heraufbeschworenen, reinigenden und befreienden Gewitters entgegenjauchzend: „Grollt es nicht in fernen Donnern, und siehst Du nicht, wie der Himmel ahnungsvoll schweigt und sich trübt? . . ."

Digitized by Google

Phot. F. Albert Schwarz, Berlin. 1897

MAX STIRNER'S GRAB
auf dem Sophienkirchhof in Berlin
(heute von neuen Gräbern umgeben)

Phot. P. Albert Schwarz, Berlin 1897

MAX STIRNER'S GRAB
auf dem Sophienkirchhof in Berlin
(heute von neuen Gräbern umgeben)

Phot. F. Albert Schwartz, Berlin. 1897.

MAX STIRNER'S GRAB
auf dem Sophienkirchhof in Berlin
(heute von neuen Gräbern umgeben)

Digitized by Google

SECHSTES KAPITEL

DAS LETZTE JAHRZEHNT

Digitized by Google

DAS LETZTE JAHRZEHNT

1845—1856

LANGSAMER ABSTIEG. — DIE NATIONALOEKONOMEN DER FRANZOSEN UND ENGLAENDER. — LETZTE VERSUCHE. — MARIE DAEHNHARDT'S TRENNUNG. — IHR SPAETERES LEBEN UND TOD. — ZURUECK ZU STIRNER: DARLEHENSGESUCH. — LETZTE JOURNALISTISCHE ARBEITEN. — BEI HIPPEL IN DER DOROTHEENSTRASSE. — DIE GESCHICHTE DER REACTION. — HOEHEPUNKT DER NOTH. — AUSWEG. — LETZTER VERKEHR. — ERKRANKUNG. — TOD UND BEGRAEBNISS. — NACHKOMMENSCHAFT. — DIE UEBERLEBENDEN UND IHR SCHICKSAL. — SCHLUSSBETRACHTUNG. — ABSCHIED. — AUSBLICK.

Digitized by Google

Wir haben den Menschen Johann Caspar Schmidt auf der Höhe seines Lebens verlassen in dem Augenblick, da er als der Denker Max Stirner mit seinem einzigen Werke die Augen der Menschen mit so verschiedenem Ausdruck: bewundernd, empört, zweifelnd auf sich gerichtet sah, und kehren nun zu ihm zurück, um mit ihm von dem Gipfel langsam hinunterzusteigen in zehn Jahre der Einsamkeit und — schmerzlich zu sagen — auch der Noth . . .

Die Ehe Stirner's mit Marie Dähnhardt schien nach Aussen hin gefesteter, als sie es innerlich war. Ohne Leidenschaft, wie sie geschlossen war, nährte sie keine sich stets erneuernde Liebe und war, nach den eigenen Worten der Frau, „mehr ein Zusammenleben in demselben Hause, als eine Ehe".

Der Mann sass tagsüber in stiller Arbeit auf seinem Zimmer, die Frau beschäftigte sich für sich und nur Abends waren sie zusammen in der Gesellschaft bei Hippel und anderswo.

In bürgerlichen Kreisen verkehrten sie nicht; Theater und Concerte wurden fast nie besucht. Es war das denkbar einfachste Leben, das sie in der Wohnung in Neu Kölln am Wasser führten.

Die Ehe blieb kinderlos. Sie war jedenfalls auch in dieser Beziehung eine grosse Enttäuschung für die junge Frau, die in der — auch in diesem Punkte mannigfach missdeuteten — eigenthümlichen Zurückhaltung, die Stirner's ganzes Wesen characterisiert, nicht die erhoffte Befriedigung fand.

Dazu kam noch ein anderer, schwerwiegender und schliesslich ausschlaggebender Umstand: das Vermögen, das die Frau in die Ehe gebracht hatte, schmolz rasch, nur allzu rasch dahin . . .

Die Schuld hieran schob die Frau später ausschliesslich und einzig ihrem einstigen Gatten zu. Mit dürren Worten beschuldigte sie ihn direct ihr Vermögen „verspielt und verschwimelt" (ein specifisch norddeutscher Ausdruck, für den in anderen Gegenden Deutsch-

Digitized by Google

lands das Wort „verjuckt" wohl das passendste Synonym ist) zu haben. Noch nach langen Jahren stimmte es sie „sehr traurig" und machte es ihr Blut kochen, zu denken, „dass ein Mann von Bildung und Erziehung Vortheil aus der Lage eines schwachen Weibes ziehen konnte, indem er ihr Vertrauen betrog, mit dem sie ihm alle ihre Mittel anvertraut" hatte.

So, sagte sie, erkaltete sie und verlor die Achtung vor ihm.

Herb und unversöhnt, wie sie klingen, sind diese Worte mitgetheilt und kein Versuch soll gemacht werden, sie irgendwie zu beschönigen.

Ebenso aber soll auch der einfachsten Gerechtigkeit Genüge gethan werden, indem darauf hingewiesen wird: dass diese Worte aus dem Munde einer alten Frau kamen, die die Anschauungen ihrer Jugend völlig verworfen hatte und die durch kein äusseres und inneres Band mehr an die Tage geknüpft war, an die sie sich nicht einmal mehr erinnern wollte;

dass sie auf die directe Frage, wie Stirner es bei ihrem einfachen Eheleben fertig gebracht habe, eine verhältnissmässig so hohe Summe in so kurzer Zeit durchzubringen, die Antwort — ausser in der oben gegebenen Form — versagt hat;

und dass sie selbst, zweifellos aus freiem Willen, im Jahre 1844 schon an Bruno Bauer für die Buchhandlung des Bruders Egbert in Charlottenburg die nicht unerhebliche Summe von 2000 Thalern lieh, die jener übrigens, der strenge Charakter, der er war, mit peinlichster Gewissenhaftigkeit viele Jahre lang — es soll 25 Jahre gedauert haben — in monatlichen Raten, erst in solchen von 3—5, dann bis 50 Thalern, zurückgezahlt hat: ein Beweis dafür, dass auch sie über ihr Vermögen verfügte, wie es ihr gut dünkte.

Ebenso darf, da keine Erklärung gegeben wurde, wohl die erlaubt sein: dass beide Eheleute sorglos und unbekümmert in den Tag hinein lebten, und es ist bekannt, dass eine Summe Geldes am Schnellsten in den Händen Derer zusammenschmilzt, die nie „Geld in den Fingern" gehabt haben und sich über die Unerschöpflichkeit einer solchen Summe meist in beklagenswerthem Irrthum befinden.

Keinesfalls war Stirner lässig und träge.

Er hatte seine Stelle an der Töchterschule der Mme. Gropius noch

Digitized by Google

ein ganzes Jahr nach seiner Verheiratung mit Marie Dähnhardt inne; ausserdem muss er in diesem Jahre noch vollauf mit der letzten Vollendung seines Werkes beschäftigt gewesen sein.

Nun sollte es erscheinen. Da entschloss er sich zu der Aufgabe seiner Stellung und meldete seinen Austritt bei den Fräulein Zepp, die damals die Schule übernommen hatten, auf den 1. October 1844 an. Da diese den Grund nicht ahnten, waren sie sehr überrascht; auch verloren sie ungern die tüchtige und beliebte Kraft.

Marie Dähnhardt hatte ihren Mann gebeten, zu bleiben, da es doch eine „kleine Hülfe" bei ihren Einnahmen bedeuten würde. „Er war zu stolz und träge, für sie zu arbeiten", sagt sie.

Aber Stirner blieb bei seinem Entschluss. Das Erscheinen seines Werkes hätte ihn doch, wie er wusste, in unentwirrbare Konflicte mit seiner Stellung gebracht, und ausserdem wollte er wohl seine Person keinerlei Missdeutungen aussetzen.

Es ist einer der weitverbreitetsten und lächerlichsten Irrthümer, die über Stirner's Leben verbreitet sind, dass er „seiner Stellung als Gymnasiallehrer seines Buches wegen enthoben worden sei, da die Behörden einem ‚solchen Manne' die Erziehung der Jugend nicht länger anvertrauen wollten".

Das Alles ist natürlich baarer Unsinn. Erstens war Stirner niemals Gymnasiallehrer und konnte daher auch nicht „gemaassregelt" werden, sondern die Fräulein Zepp konnten ihm höchstens kündigen. Und zweitens kam Stirner, wie wir gesehen, dem vor, indem er es selbst that und zwar noch vor Erscheinen seines Buches. Als es vier Wochen später an die Oeffentlichkeit trat, war er ein von keinem andern Menschen direct abhängender Mann.

Um jedoch auf Marie Dähnhardt's Vorwurf noch einmal zurück zu kommen: Sorglosigkeit, Unachtsamkeit, Unkenntniss und Leichtsinn — Alles das zugegeben, daran hat nie Jemand geglaubt, dass Stirner sich mit der „jungen und reichen Mecklenburgerin" nur deshalb verheirathet habe, um in den Besitz ihres Vermögens zu gelangen und es dann zu verthun. Und *daran* wenigstens glaubte auch sie selbst später nicht. Dass aber auch dieser Vorwurf, falls er die geringste Begründung für sich gehabt hätte, begierig aufgegriffen und weiterverbreitet wäre, das beweist die von irgend einem

Digitized by Google

trüben Kopfe ersonnene und fortgesponnene Behauptung, dass es dem „Entdecker des alleinseligmachenden Egoismus" eine diabolische Freude gewesen wäre, sein junges Weib in den ruchlosen Kreis der „Freien" zu führen, um sie so körperlich und seelisch inficieren und verderben zu lassen. Konnte diese Verleumdung glücklicherweise an anderer Stelle in ihrer ganzen blödsinnigen Absurdität als die Ausgeburt einer ungeheuerlichen Verständnisslosigkeit bewiesen werden, so fehlen für den Vorwurf, dass das Vermögen seiner Frau allein, oder doch hauptsächlich, durch Stirner's Schuld, und nicht auch durch ihre eigene Unvorsichtigkeit verloren gegangen sei, leider die ausschlaggebenden Beweise.

Lässig und faul war Stirner damals nicht.

Sofort nach der Aufgabe seiner Stelle und der Vollendung seines Werkes sah er sich nach neuem Erwerb um. Er ging an ein Unternehmen, das ihn lange und viel an seine Studirstube gefesselt haben muss. Ein Bekannter aus dieser Zeit spricht von seinem „stupenden Fleisse".

Es sind „Die Nationaloekonomen der Franzosen und Engländer", mit denen wir Stirner zunächst beschäftigt sehen.

Er hatte, wahrscheinlich schon 1844 während des Druckes des „Einzigen", mit seinem Verleger Otto Wigand die Herausgabe dieses gross angelegten Sammelwerkes besprochen und dessen Zustimmung zu seinem Plane gefunden. Stirner wollte die Hauptwerke, um die es sich handelte, selbst übersetzen und mit Anmerkungen versehen.

Er, der in seinem „Einzigen" gezeigt hatte, dass er wie kaum Einer vor ihm so tief in die Lebensbedingungen der Gesellschaft hineingesehen hatte, musste wie kein Anderer von der Wichtigkeit der aufstrebenden, jüngsten aller Wissenschaften, der Volkswirthschaft, überzeugt sein und es musste ihn reizen, ihre grundlegenden Werke seinem Volke auf's Neue zuzuführen und näher zu bringen.

So hatte er, schon vor 1845, mit der Uebersetzung des berühmten Lehrbuches des Jean Baptiste Say, dem „Handbuch der praktischen politischen Oekonomie", dessen vier Bände in rascher Aufeinanderfolge in diesem und dem folgenden Jahre gedruckt wurden und zunächst in Lieferungen erschienen, begonnen. Aber die

Digitized by Google

geplanten Anmerkungen blieben aus und Stirner erklärt dies am Schluss des Werkes selbst so: „Als die Uebersetzung des Say begonnen wurde, war es selbst meine Absicht, sie am Schlusse mit Anmerkungen zu versehen. Indessen stellte sich mehr und mehr heraus, dass Say und Smith zu untrennbar sind, als dass Jener ein abgesondertes Geleit von Anmerkungen erhalten dürfte, ehe dem Leser Gelegenheit worden, auch die letzteren kennen zu lernen. Auch will ich gerne gestehen, dass mir diese Betrachtung sehr gelegen kam, da es mir unlieb sein würde, wenn ich die bisher niedergeschriebenen Bemerkungen in ihrer dermaligen Gestalt schon veröffentlichen müsste. Es wird also vorerst die Uebersetzung des Adam Smith folgen". Auch diese Uebersetzung, die „Untersuchungen über das Wesen und die Ursachen des Nationalreichthums" erschien so schnell, ebenfalls in vier Bänden und zugleich in Lieferungen, dass sie im April 1847 schon abgeschlossen vorlag. Aber auch in ihr finden sich nur die Anmerkungen, die Mc. Culloch, Blanqui und Andere den Smith'schen Darstellungen angefügt haben. Die des Uebersetzers fehlen auch diesmal, ohne dass dieser es jetzt noch für nöthig hält, sich zu entschuldigen. Ihr Fehlen ist jedenfalls ein unersetzlicher Verlust und lebhaft zu bedauern, mag auch nur der kleinste Theil von ihnen zu Stande gekommen sein.

Mit dem Werke von Smith hört die Herausgeberschaft Stirner's an seiner Sammlung auf; wohl erschien noch die Wilhelm Jordan'sche Uebersetzung von P.-J. Proudhon's Philosophie de la misère, aber Stirner ist an dem Gesamtunternehmen nicht mehr betheiligt.

Die Uebersetzungen von Say und Smith galten und gelten als die besten der existierenden.

Aber auch der Erfolg dieser so grossen und mühevollen Arbeit muss von Anfang an ein geringer, oder wenigstens den anfänglich gehegten Hoffnungen wenig entsprechender gewesen sein, denn schon im Jahre 1845 sehen wir Stirner — obwohl in diesem und den folgenden Jahren noch die Hauptwerke von Say und Smith vollständig erscheinen — sich von seiner litterarischen Thätigkeit abwenden, wie er sich ihr einst unter Verzichtleistung auf jede staatliche Lehrthätigkeit zugewandt hatte. Er musste bald eingesehen haben, dass

Digitized by Google

er von dem Ertrage seiner Feder nicht leben konnte und dass es das Gerathenste war, durch einen kühnen Versuch Fuss auf einem anderen Gebiete zu fassen, der, wenn er gelang, das drohende Gespenst der Zukunft für immer gebannt hätte.

Ob in seinem oder ihrem, der Frau, Kopfe, die Idee der Milchwirthschaft — denn das war der Plan, an dessen Ausführung sie den Rest ihres Vermögens gewandt haben sollen — zuerst auftauchte, ist zweifelhaft, wie auch der Zeitpunkt, an welchem sie Wirklichkeit wurde.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde sie schon im Frühling 1845 gehegt und erlebte im Sommer desselben Jahres die kurze Frist ihrer Ausführung.

Was die wenigen, ungenauen und sich sehr widersprechenden Berichte über dieses seltsame Unternehmen, das Manchen wie ein Witz erschien und doch so verzweifelt ernst gemeint war, erzählen, sei hier wiedergegeben.

Von der an und für sich gewiss nicht unrichtigen Ansicht ausgehend, dass die Milchversorgung Berlins, die damals von den umliegenden Dörfern aus allmorgendlich durch kleine, mit Hunden bespannte Karren geschah, auf grösserer und koncentrierterer Basis aufgebaut eine nicht unbedeutende Aussicht auf Gewinn eröffnen müsse, unternahm es Stirner in Verbindung mit einem Charlottenburger Schullehrer, einem Freunde oder Verwandten der Bauer'schen Familie, einem redlichen, aber geschäftlich ebenfalls unerfahrenen Manne, Namens Rohlfs, in der Stadt selbst eine Milchniederlage zu errichten, von der aus man erst in engen, dann immer weiteren und weiteren Kreisen deren Bedarf zu decken gedachte. Man zog auf die umliegenden Dörfer, knüpfte dort mit Bauern und Pächtern Verbindungen an, schloss Verträge über die Lieferung ab und miethete in der Köthener- (oder Bernburger- ?)Strasse Büreau- und geräumige Keller-Räume. — Einer anderen Version zufolge soll es auch zum Ankauf eigener Ziegen und Kühe, sowie zur Pachtung von Ställen an der Oranienburger Chaussée gekommen sein.

Auf eigens dazu eingerichteten Wagen kamen denn auch an einem bestimmten Tage die Lieferungen an, aber nicht die erwarteten Käufer, und das — jedenfalls ohne vorherige genügende Reclame

Digitized by Google

begonnene und nicht bis in die Einzelheiten sorgfältig genug durchdachte — Project ging in die Brüche: wie es heisst, wurden die sauer gewordenen Vorräthe in die Rinnen gegossen und die gemietheten Räumlichkeiten schon nach kurzer Zeit geschlossen.

Wie gesund trotz des verunglückten Versuchs die Idee des Unternehmens gewesen war, das bewies später der heute jedem Berliner Kinde bekannte Klingel-Bolle, der seine Milch allerdings, wenn auch nicht mit Wasser, so doch tüchtig mit Christenthum versetzte und so nicht unerheblich zu dem Gelingen seines Geschäftes beitrug.

So war auch dieses Unternehmen Stirner's gescheitert, nachdem es den Hippelianern, hinter deren sonst so weitgehender Vorurtheilslosigkeit das beleidigte Zunftbewusstsein bei dieser Gelegenheit wieder hervortrat, den unerschöpflichsten Stoff zum Spott geboten und den letzten Rest des Vermögens der jungen Frau verzehrt hatte.

Der allerletzte verzweifelte Versuch Stirner's scheint darauf hingezielt zu haben, an der Börse das Glück zu versuchen. Er erkundigte sich wenigstens auf das Eingehendste über die Art und Weise der dort üblichen Geschäfte bei einem Bekannten, der ihm aber dringend von jedem Versuche abrieth, eine Warnung, die auch wohl befolgt worden ist.

Die Noth, die bisher nur angeklopft hatte, stand nun in ihrer ganzen erschütternden Gestalt drohend in der Thüre des Hauses.

Unhaltbar, innerlich wie äusserlich, war das Verhältniss der Gatten geworden. Was andere, einfach angelegte Naturen enger aneinander gekettet hätte, musste diese beiden, sich innerlich so fremden Menschen unaufhaltsam zu dem Schritte der Trennung treiben. Jeder für sich und auf seinen eigenen Füssen — darin sahen sie zuletzt die Rettung, die an Untergang nicht glaubten und glauben mochten.

Der erste Gedanke der Trennung ging von Marie Dähnhardt aus und sie war es auch, die den entscheidenden Schritt that.

Es klingt sehr schön, entspricht aber leider durchaus nicht der traurigen Wirklichkeit, wenn erzählt wird, dass „die muthige Frau vor ihren Gatten hingetreten sei" mit einem Entschlusse, „so schwer und so ideal rein", wie der einst von Charlotte Stieglitz gefasste, und

Digitized by Google

ihm gesagt habe: „Meine Gegenwart macht Dir Sorge und lähmt Deine Arbeitskraft, der Unterhalt reicht für uns Beide nicht hin. Ich finde hier keine passende Beschäftigung, ich habe sie in England gefunden, ich bin dorthin an ein Erziehungsinstitut als Lehrerin berufen. An unserer Liebe ändert das Nichts, ich bin und bleibe Deine Frau und die Sehnsucht nach mir wird Deine Arbeitskraft stählen. Die Unterhaltssorge wird Dir nun viel leichter und wenn es Dir glückt, eine feste Stellung zu erringen, so rufe mich und ich komme zurück".

Die Trennung muß im Gegentheil in bereits sehr schroffer Form stattgefunden haben und er wird sie nicht „traurig", sondern mit gewohnter Gelassenheit angeblickt haben, als sie ihm ihren Entschluss, wahrscheinlich in nichts weniger als gerührten und liebevollen Worten, mittheilte.

Aber auch zu einer „Szene" wird es damals so wenig wie je zwischen Beiden gekommen sein.

Ob sie an eine Wiedervereinigung dachten, ist mehr als fraglich; keinenfalls hegte sie die Absicht einer solchen.

„Sie nahm sogar ihre Ringe von seinen Fingern", wenige Tage vor ihrer Abreise, sagt sie. Was sie mit diesen Worten meint, wird wohl ein ewiges Räthsel bleiben. Waren es Ringe, die sie ihm geschenkt und die sie jetzt zurückforderte? — War es der Trauring, der wohl inzwischen an Stelle des Messingringes von Bruno Bauer's Geldbörse getreten war, und wollte sie ihm so zeigen, dass Alles zwischen ihnen zu Ende war? — —

Korrespondiert werden sie wohl noch zusammen haben, aber wohl hauptsächlich nur deshalb, um die Scheidung herbeizuführen, die einige Jahre später stattfand.

Genug — Anfang April 1846 erfolgte die Trennung nach einer zweieinhalbjährigen Ehe: Marie Dähnhardt ging am 16. April nach London, Stirner blieb in Berlin zurück.

Verfolgen wir zunächst das Schicksal der Frau, um zu sehen, wie traurig und eigenthümlich es sich noch gestalten sollte.

Marie Dähnhardt war nach London mit guten Empfehlungen gekommen, vor Allem mit solchen an die Gemahlin des preussischen

Digitized by Google

Gesandten, Lady Bunsen. Durch die Vermittelung dieses Einflusses erhielt sie bald die Möglichkeit Privatstunden in deutscher Sprache zu geben und wurden diese auch nicht glänzend, wohl selten mit mehr als zwei Shilling die Stunde, bezahlt, so reichten sie doch hin, ihr Leben zu fristen. Die junge, frische Frau war bald ein beliebtes Mitglied der deutschen Flüchtlingskolonie; durch ihre Energie, ihre Sicherheit und die Offenheit ihres Characters erwarb sie sich einen Freundeskreis, der dem Berliner in seiner Zusammensetzung von interessanten und geistreichen Menschen nicht nachstand: Louis Blanc, Freiligrath, Herzen und Andere sassen oft und gern an ihrem kleinen Kamin. Mit ihnen setzte sie denn auch ihr in Berlin geführtes Leben unbekümmert fort, der beste Beweis dafür, dass nicht Stirner's Einfluss allein es gewesen war, der sie unter den Berliner Radikalen festgehalten hatte. Auch ihre Selbstständigkeit war dieselbe geblieben. Von einem grossen Hunde begleitet fand sie Abends allein ihren Weg nach Haus und duldete es nicht, dass die Herren ihretwegen die in London so sehr zeitraubenden, grossen Umwege machten.

Von London aus versuchte sie sich auch, wohl zum ersten und letzten Mal in ihrem Leben, schriftstellerisch, indem sie für die Julius'sche „Zeitungshalle" in Berlin eine Reihe von „Vertraulichen Briefen aus England" schrieb, die aber nicht ihren Namen tragen. Es sind im Ganzen sieben und sie erschienen von März bis November 1847. Ohne besondere litterarische Bedeutung verrathen sie doch die scharfe Beobachtungsgabe ihres klugen Kopfes. Für uns sind sie vor Allem deshalb von Interesse, weil sie uns in unzweideutiger Weise das authentischste Bild von Marie Dähnhardt's damaligen Anschauungen geben. Sie geisselt die prüde Moral der Engländer, sie verspottet deren lächerliche Sonntagsheiligung und ihre Kirchenlauferei und sie erzählt mit gewinnender Offenheit, wie sie in einem Bus einen jungen Mann sieht, „so schön, dass sie sich gar nicht satt an ihm sehen konnte". „Bald hätte sie es ihm gesagt. Er merkte es auch. . . ."

So erscheint sie noch ganz als Die, die sie in Berlin gewesen war.

Als 1850 der aus dem Zeughaussturm bekannte Lieutenant Techow nach London kam, knüpfte sie mit ihm ein allgemein bekanntes Verhältniss an, das indessen zu keiner Heirath führte.

Digitized by Google

In diese Zeit fällt auch ihre Scheidung von Stirner. Der Plan einer Wiedervereinigung war vielleicht bis dahin persönlicher Rücksichten wegen nach Aussen hin noch aufrecht gehalten worden. Nun wurde auch das letzte, rein äusserliche Band zwischen den Eheleuten zerschnitten.

Selten und ungern sprach Frau Schmidt, wie sie sich noch immer nannte, von ihrem Aufenthalt in Berlin und von Stirner fast nie; aber nie, und das verdient hervorgehoben zu werden, auch mit Bitterkeit, geschweige denn mit Verachtung.

Etwa im Jahre 1852 oder 53 schloss sie sich einer kleinen Gruppe von Auswanderern an, mit denen sie nach Australien ging. Einige ihrer näheren Londoner Bekannten waren darunter: ein Journalist Max Cohnheim, ein gewisser Rosenblum, ein Baron Hoch und zwei Russen.

Auch Techow war auf dem Schiff. Aber das Verhältniss zu ihm war bereits völlig gelöst, als sie in Gravesend, wohin die eine unverheirathete ihrer Schwestern gekommen war, um sie noch einmal zu sehen, das Schiff bestieg, das sie langen Jahren der Demüthigung und der Noth entgegenführen sollte.

Denn in Melbourne kostete sie das Elend bis auf den letzten Tropfen. Sie kämpfte mit ihm, aber unterlag immer wieder — wurde Waschfrau, und soll zum zweiten Male geheirathet haben: einen „gewöhnlichen Arbeiter". Die Jahre, die sie in Australien verbrachte, sind in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt.

Als sie dann ihre Schwester beerbte — etwa 1870 oder 1871 — kehrte sie nach London zurück. Schon in Australien hatte sich Frau Schmidt völlig in die Arme der katholischen Kirche geflüchtet. Sie war zu ihrer Religion übergetreten und schon damals so zur Frömmigkeit bekehrt, dass sie einen ihrer Londoner Bekannten flehentlich bat, doch wenigstens seine Kinder zu retten, und sie mit der Bibel, und nur mit der Bibel, und abermals mit der Bibel zu erziehen . . .

Nach London zurückgekehrt, gerieth sie vollends in die Hände und unter die Macht ihrer neuen Glaubensgenossen.

Dort, in der Nähe der immensen Stadt, lebte sie — des Einzigen einstiges Liebchen — noch lange Jahrzehnte: eine alte, bi-

Digitized by Google

gotte Frau, die mit Tractätchen Seelen zu retten suchte und ihre Sünden bereute, Sünden, die nur in der Einbildung ihres Fanatismus lebten, die sie nie begangen, aber sonst noch geistig frisch und klar, und noch fähig, von Zeit zu Zeit ihre wenigen Geschäfte in der Stadt selbst zu besorgen . . . das ergreifende Beispiel einer durch Noth und Elend gebrochenen Kraft, die einst die Freude des Lebens suchte und fand, und doch zugleich der Beweis, wie wenig die Liebe zur Freiheit bedeutet, die nur der Rausch flüchtiger Stunden erzeugt, die nicht die innere Nothwendigkeit des eigensten Lebens täglich auf's Neue nährt.

Die Welt war schon lange tot für Die, die einst Marie Dähnhardt hiess, und kein Laut der lauten erreichte sie mehr. Mary Smith war „prepared for death" . . .

Am 30. December 1902, kurz vor 3 Uhr Nachmittags, ist Mary Wilhelmina Smith dann zu Plaistow, einem Vorort London's, im hohen Alter von 84 Jahren gestorben. Sie wurde am 3. Januar 1903 auf dem katholischen Friedhof zu Leytonstone begraben.

Sie starb „in Gott". Der Tod, auf den sie wartete, wird ihr um so ersehnter gekommen sein, als sie in den letzten Jahren körperlich Viel hatte leiden müssen.

Ueber ihren Nachlass, sowie eine geringfügige Summe Geldes, war von ihr zu Gunsten katholischer Stiftungen, lokalen Wohlthätigkeitsanstalten, verfügt worden. Es fanden sich in ihm keinerlei Papiere oder Aufzeichnungen irgendwelcher Art, die über ihr früheres Leben hätten Aufschluss geben können.

Marie Dähnhardt hat ihre Schwestern überlebt und hinterliess nur Geschwisterkinder, Nichten, von denen die, welche ihr am nächsten gestanden hat, ebenfalls dahingegangen ist.

Doch kehren wir zurück zu Stirner. Er war in Berlin geblieben. Wohin sonst auch sollte er wohl? — Seine Frau hatte ihn verlassen, seine praktischen Versuche, Geld zu erwerben, waren fehlgeschlagen, und von der Schwierigkeit, jetzt, bei seinem Namen, eine Lehrer-Stellung zu erhalten, war er gewiss ebenso überzeugt, wie von der Unmöglichkeit, sich durch grossangelegte, litterarische Werke allein einen auskömmlichen Lebensunterhalt zu verschaffen.

Digitized by Google

Aber was er thut und treibt ist von jetzt an von einem fast geheimnissvollen Dunkel umgeben, das sich nur zuweilen noch unter den Blitzen vereinzelter Thatsachen lichtet.

Er geht wenig mehr aus; seine Freunde sehen ihn nur ab und zu noch. Keiner weiss, wovon er eigentlich lebt. — Er verschwindet uns mit Denen, die ihn umgeben, immer mehr und mehr. Wie die ersten Jahrzehnte seines Lebens, fast so ist für uns das letzte: wir sehen seine Gestalt noch durch die Lebenden schreiten, aber sie lässt sich nicht mehr fassen und wir hören ihre Stimme nur noch undeutlich wie aus einer weiten Ferne.

Unauffällig, wie sein ganzes Leben war, ist er auch in seinem Sterben. Ohne Gepolter ist er auf die Bühne der Oeffentlichkeit getreten, ohne Lärm tritt er wieder ab.

Und doch ist Stirner erst ein angehender Vierziger. Welch' ein langes Leben liegt noch vor ihm! — Was erhofft er noch von ihm? Wie glaubt er es zu Ende führen zu können? —

Wir sehen nicht mehr hinein in seine Gedanken.

— Bereits im Sommer 1846 war es so weit gekommen, dass Stirner in dem Inseratentheil der „Vossischen Zeitung" einen Aufruf erlassen musste, in dem er um ein Darlehen bat, darauf vertrauend, dass sein Name ihm vielleicht ein solches verschaffen würde.

Der Aufruf lautete in Stirner's eigener Fassung:

„Ich sehe mich in die Nothwendigkeit versetzt, ein Darlehen von 600 Th. aufnehmen zu müssen, und bitte desshalb Einen oder Mehrere, wenn sie zusammenschiessen wollen, mir dasselbe auf 5 Jahre in dem Falle zu gewähren, dass sie mir persönlichen Credit zu geben geneigt sind. Adressen werden angenommen im Intelligenz-Comtoir sub A 38. M. Stirner."

Es ist nicht bekannt, ob das Gesuch Erfolg hatte oder nicht. Wahrscheinlich ist das Erstere nicht. Aber auch im anderen Falle hätte es nur aufhalten, nicht verhindern können, was unter diesen Umständen unausbleiblich war.

Jedenfalls — die einfache und würdige Form willkührlich erweiternd — sprachen Manche höhnisch und spöttisch von dem Egoisten, der Recht und Pflicht verneint hatte, und sie nun erwartete und versprach. Diese klugen Leute vergassen nur, dass Stirner gewiss

Digitized by Google

nicht daran dachte, das Vertrauen solcher Altruisten, wie sie es waren, zu erwecken, sondern einfach das eines Egoisten, wie er es selbst war: ihm zu glauben — auf sein Wort hin. Dass Der, der es ohne moralische Phrasen giebt, es höchst wahrscheinlich weit gewissenhafter halten wird, als Der, der sich nachher so oft hinter dieselben Phrasen versteckt, wenn es gilt, es zu halten, das einzusehen waren dieselben Leute natürlich völlig unfähig.

— Wir wissen wenig mehr von ihm.

Wir wissen nur, dass er, nachdem er und Marie Dähnhardt sich getrennt, die gemeinschaftlich mit ihr innegehabte Wohnung Neu-Koelln am Wasser aufgiebt und am 4. April 1846 nach der Hirschelstrasse 14, der jetzigen Koeniggraetzerstrasse, zieht. Und von dort Jahr um Jahr ruhelos weiter: Anfang April des nächsten Jahres nach der Dessauerstrasse 15, also ganz in die Nähe; wieder ein Jahr später, Anfang April 1848, nach der Dresdenerstrasse 96; und noch im Herbst dieses selben Jahres nach der Koethenerstrasse 27 (zu dem Maler Otto), wo er drei Jahre wohnt, immer noch in eigener Wohnung.

Es darf wohl angenommen werden, dass Stirner in diesen Jahren der Noth seine spärlichen Einnahmen durch journalistische Arbeiten, die er jedoch nicht mehr zeichnete, zu vermehren trachtete. So wurde er im Sommer des Revolutionsjahres 1848 Mitarbeiter an dem im dreizehnten Jahrgang stehenden „Journal des oesterreichischen Lloyd", Centralorgan für Handel, Industrie, Schifffahrt und Volkswirthschaft in Triest, das, von Friedrich von Bodenstedt geleitet, sich dort diesen Sommer durch hielt, um im Herbst nach Wien verlegt zu werden, womit auch die Thätigkeit Stirner's an ihm aufhört.

Unter den „werthvollen Beiträgen aus Deutschland", die Bodenstedt erhielt, befanden sich acht Aufsätze Stirner's, die in den Nummern 143, 167, 177, 187, 211, 219, 220 und 222 vom 24. Juni, 22. Juli, 3. und 5. August, 12., 21., 22. und 24. September ohne seinen Namen und unter einem offenbar von der Redaction vorgesetzten Zeichen △ erschienen.

Der erste Beitrag: „Die Deutschen im Osten Deutschlands" war zugleich der umfangreichste. Von dem Gedanken ausgehend,

Digitized by Google

welchen grossen Umwandlungen zweifellos die Landkarte Europa's „in naher Zukunft" ausgesetzt sein müsse, knüpft Stirner an eine kleine, anonyme Schrift: „Polen, Preussen und Deutschland" an und zeigt, wie „der Föderalismus eine höhere Form des Völkerlebens sei, als der Centralismus". Er führt aus, wie Deutschland, das „in dem eigentlichen Europa in der Mitte liegt", ein Mittleramt — „und zwar ausdrücklich nicht ein Herrscherthum, sondern nur ein Mittleramt" — zukomme, und wie es, — „das kein Nationalstaat ist und nie werden kann" —, ihm wesentlich sein müsse, sich in seinem Osten mit östlichen Völkern zu verbinden, wo Oesterreich an der Spitze des grossen Bundesstaates der Donauvölker stehe, dem nach Nordosten hin ein baltischer Bundesstaat entspreche, während Russland, seines unheilvollen Einflusses auf die Angelegenheiten der europäischen Völker entkleidet, von dem gemeinsamen Weltberuf ausgeschlossen bleiben müsse. Denn es handle sich darum, ob „Asien europäisch, oder Europa asiatisch" werden solle. Oesterreich und Italien bedürfen Deutschlands. Wie ein österreichischer, so müsse sich ein baltischer Föderativstaat bilden, mit Polen als Kern, das „als Staat völlig gestorben, ein Glied im grossen Völkerorganismus geblieben" und genöthigt sei, sich an Preussen anzuschliessen, um sich vor einem Bürgerkriege zu bewahren.

Deutschland, das seinem Wesen nach kein reiner Nationalstaat sei, müsse sich eben nach Osten hin mit fremden Elementen verbinden, die Handelsstrasse vom schwarzen zum baltischen Meere wieder hergestellt, der Rhein und die Donau von Mündung zu Mündung eine solche wieder bilden: „wir müssen wieder ein naturgemässes Verkehrsgebiet haben — ein grosses föderatives Ländergebiet von jenseits der Schelde bis jenseits der Düna, und von den Schweizerbergen bis zum Pontus" . . .

Der zweite, „Kindersegen", betitelte Aufsatz ist eine feine und vernichtende Verspottung der absurden Vorschläge, die Jahre früher ein gewisser C. W. Weinhold gegen die „Uebervölkerung in Mitteleuropa" gemacht hatte, Vorschläge, die allen Ernstes in einer Art Infibulation aller männlichen Individuen bis zu ihrem Eintritt in die Ehe gipfelten und wohl so ungefähr das Aeusserste darstellen, was die „moralische Tyrannei" der Staatsidee dem Individuum je zu

Digitized by Google

bieten gewagt hat. Stirner kennzeichnet diese Vorschläge, „die dem damaligen Zeitgeiste gar nicht fremd waren", als die richtige Konsequenz des Polizeistaates, „der zu Nutz und Frommen der Menschheit die lebendigen Menschen in allerlei Weise infibuliere", und geht dann kurzer Hand von dem fanatischen Narren selbst zu einer Ergründung der Uebervölkerungsfrage über.

Er beweist, wie hier nur die Klugheit in der Ehe erreichen kann, was der Polizeizwang nie zu Wege bringt, und dass die ganze Frage lediglich eine Frage der Privatökonomie im Haushalte der Ehe sein müsse und keine der Gesellschaft, obwohl „die Gesellschaft sich jederzeit dagegen sperrt, irgend eine Sache, in die sie sich gemischt, zur reinen Privatsache herabsinken zu lassen". Indem er endlich noch den Standpunkt einiger Zeitgenossen streift, zeigt er überzeugend, dass, „wenn wir den Begriff der Sittlichkeit von der geistigen Seite auffassen", sich die Wahrheit ergiebt, dass „die höchste Sittlichkeit in der rechtlichen Ausübung der höchsten Freiheit liegt". Die „Zeugungsfrage" ist, nachdem sie vom Standpunkte der Menschheit aus als eine „Uebervölkerungsfrage" behandelt worden ist, nun vom Standpunkte des Einzelnen aus zu einer „Empfängnissfrage" geworden, zu einer Frage des persönlichen Interesses. „Ob sie dabei gewonnen, ob verloren hat, das ist nach einem fait accompli eine müssige Untersuchung, wie ja überhaupt alles Moralisieren in weltgeschichtlichen Dingen sich als unfruchtbar erweist . . ."

Wie Stirner so in dem ersten dieser Aufsätze aus dem Jahre 1848 den Staat im Allgemeinen nur als Nation gelten lassen will, und ihm nur ein Mittler-, kein Herrscheramt zuschreibt, so entwindet er hier die Privatperson den Klauen der Gesellschaft, stellt dieser ihr Interesse entgegen und dies ihr Interesse über sie. Es ist durchaus der „Einzige", der auch hier unverkennbar spricht, und schon deshalb sind diese, im Drange der Lebensnoth und im Kampf mit dem Tage entstandenen Arbeiten von nicht zu unterschätzendem Werthe.

So erscheint er auch in den anderen sechs Aufsätzen: „Die Marine", „Das widerrufliche Mandat", „Reich und Staat" (gegen den sich die Redaction verwehrte „mit ihr nicht in allen Theilen einverstanden" zu sein, jedoch seine ‚geistvolle Auffassung' aner-

Digitized by Google

kennend), „Mangelhaftigkeit des Industriesystems", „Deutsche Kriegsflotte" und „Bazar" betitelt, obwohl auch sie nur an Fragen des Tages anknüpfen und sämmtlich kürzeren Inhalts sind.

Der wichtigste unter ihnen, „Reich und Staat", weist nach, wie verschieden die beiden ihrem ganzen Wesen nach sind, da „der eine zu seinem Bestande eine gleiche Gesinnung, das andere weiter Nichts als eine landsmännische Verträglichkeit und Friedlichkeit des Verkehrs voraussetzt", und sein Verfasser meint, dass die Sehnsucht nach einem Aufgehen der einzelnen Staaten in das Reich nur das Ringen nach der Freiheit sei, „aus dem Staatenverbande und dem Staatsbürgerthum ungestraft austreten zu können", obwohl er nicht glaubt, dass dieser Drang auch im Reiche seine volle Befriedigung finden werde, und dass Die, welche in Adressen und Petitionen dieses Aufgehen fordern, sich nicht klar darüber sind, dass es weniger die „Gesammtfreiheit", als die Freiheit vom Gesinnungszwange ist, was sie dahin bringt, der Dynastie (d. h. dem Staate) ihren Abfall und dem Reiche ihre Sympathie zu erklären.

Es ist das einzige Mal, dass wir von einer Mitarbeiterschaft Stirner's an einer Zeitschrift noch wissen. Wenn er sie noch vergab, geschah es sicherlich nie mehr, wie früher, unter seinem Namen.

Unterdessen waren über Berlin die Stürme der Revolution hingebraust.

Noch immer trafen sich die „Freien" bei Hippel. Dieser war im Herbst 1847 oder im Frühjahr 1848 von der Friedrichstrasse nach der Dorotheenstrasse 8 gezogen, in neue und weitere Räumlichkeiten. Und das war auch nöthig geworden. Denn die „Freien" waren nicht mehr die einzige Gesellschaft, die bei Hippel ihr Stammlokal hatte, sondern vor und nach den Revolutionstagen war dort eine Art Hauptquartier der verschiedensten radikalen Strömungen aufgeschlagen und der brave Hippel hatte oft Mühe und Noth, die verschiedenen Lager auseinander zu halten und sachgemäss an die Tische und in das Hinterzimmer zu vertheilen, damit sie nicht aufeinander geriethen, was doch noch oft genug geschah.

In den Revolutionstagen selbst ging es bei Hippel aus und ein wie in einem Bienenkorb. Jeder, der kam, brachte irgend eine neue

Digitized by Google

Nachricht. Die Einen erzählten von Dem, was sie gesehen und gehört, die Anderen von ihren eigenen Heldenthaten. Alles schrie, lärmte, jubelte bunt durcheinander. Die übertriebensten Hoffnungen wurden ausgesprochen, um mit dem schärfsten Spotte beantwortet zu werden, und in leidenschaftlichen Debatten nahmen die erregten Stunden ihren Verlauf.

Selbst die kühlsten Köpfe der „Freien" — mit Ausnahme wohl nur von Stirner und Bruno Bauer — erhitzten sich und fanden erst nach Tagen, als die Mitglieder der Klubs, des politischen, des demokratischen und anderer, und endlich die Theilnehmer der famosen Nationalversammlung in immer grösserer Anzahl bei Hippel erschienen, ihre frühere Kritik wieder, die nun allerdings vernichtend auf die verunglückte Bewegung fiel.

Es waren immer noch die alten: Buhl; Edgar Bauer, der von seiner Festungsstrafe zurückgekehrt war; Faucher, der am Kampfe des 18.—19. März theilgenommen hatte und Viel von seinen Thaten zu berichten wusste; Dr. Wiss und seine Frau; Meyen; Maron, „den man schon todt geglaubt hatte"; Löwenstein, der verwundet, Ottensosser, der gefangen genommen worden war; und viele Andere.

Dann, als immer mehr und mehr neue Erscheinungen auf der Bildfläche erschienen und sich bei Hippel festsetzten, begann es einigen der alten, treuen Stammgäste ungemüthlich zu werden und sie blieben fort oder kamen doch seltener. Es war der Anfang vom Ende. Die „Freien" begannen sich zu zersetzen und der Auflösung entgegenzugehen.

Ihre Zeit war vorüber. Eine neue brach an und sie fühlten es: die Zeit einer trostlosen Reaction, in der Alles zerstört wurde, was sie erstrebt hatten, oder besser gesagt: in der alle die Zwingburgen des Geistes in mittelalterlichen Formen wieder aufgebaut wurden, die sie wähnten mit der Schärfe ihres Geistes, dem Sturmbock der Kritik, vernichtet zu haben.

Wie sie sich abfanden mit dieser neuen Zeit, davon noch später.

Es braucht wohl kaum ausdrücklich erwähnt zu werden, dass Stirner an den Märztagen von 1848, wie an der ganzen Bewegung nicht den geringsten äusseren Antheil genommen hat. Deshalb durfte sie hier auch nur flüchtig berührt werden.

Digitized by Google

Er wird mit dem lebhaftesten Interesse dem Ausbruch, den er sicher lange vorhergesehen, zugeschaut haben. Aber es war nicht seine Schlacht, die dort geschlagen wurde. Er, der das Wesen der Gewalt so tief erfasst hatte und ihre Macht so gut kannte, konnte über ihren Sieg nicht zweifelhaft sein. Ob er auch voraussah, bis zu welchem Grade der Erniedrigung er führen sollte? —

Auch er wurde in jener Zeit oft bei Hippel gesehen. Aber in seinem stillen Leben, wie er es seit Jahren wieder für sich allein führte, bedeutete das Jahr 1848 kein Ereigniss, das seinen Tagen eine irgendwie andere Gestalt hätte geben können.

Er fuhr fort, wie der Eine sagt, „echt-berlinerisch, begnüglichheiter", und möglichst unbemerkt weiter zu existieren; „man fand ihn nur bisweilen noch in abgelegenen Wirthshäusern, wo er krampfhaft in den Zeitungen sich von seinen Gedanken loszulösen suchte", erzählt ein Anderer. Und mehr wissen wir nicht von ihm. Der einzige Luxus, den er sich auch jetzt noch gestattete, waren seine Cigarren. Denn eine gute Cigarre war von jeher der fast einzige Genuss des bedürfnisslosen Mannes gewesen. Sie ist auch seine letzte und treueste Freundin geblieben . . .

Zu Anfang des Jahres 1852 tritt Stirner noch einmal, zum letzten Mal, mit einem Werk, das seinen Namen trägt, dem zweiten und letzten, an die Oeffentlichkeit. Es ist die „Geschichte der Reaction". Nirgends findet sich in der Zwischenzeit sein Name in irgend einem Blatt unter den Mitarbeitern; er hatte es wohl aufgegeben, sich in litterarischer Tagesarbeit Hülfe zu suchen.

Die „Geschichte der Reaction" war ursprünglich wesentlich anders geplant, als sie in den beiden Bänden, die Ende 1851 im Verlage der „Allgemeinen deutschen Verlags-Anstalt", deren Inhaber — Sigismund Wolff — Stirner sehr schätzte, in Berlin erschienen und in Oestreich übrigens sofort verboten wurden, eine unvollendete Form gewann. Schon der Titel sollte ursprünglich „Reactions-Bibliothek" lauten und das Ganze sollte zwei Abtheilungen umfassen; die erste sollte „Die Vorläufer der Reaction", die zweite „Die moderne Reaction" behandeln.

Zu Stande gekommen sind je der erste Band beider Abtheilungen.

Digitized by Google

Der der ersten umfasst die Constituante und die Reaction. Statt aber an diese sogleich „die Darstellung der Reaction in der Legislative, im Convent und den folgenden Volksvertretungen bis zur Vollendung der Napoleonischen Reaction" anzuschliessen, springt Stirner von der Beschreibung der inneren Reaction sogleich zu der der auswärtigen über, „er folgt", wie er sagt, „damit dem Gesetz der Gleichartigkeit und giebt der auswärtigen Reaction, indem er ihr die geschichtliche Schilderung der inneren voranschickt, ihre angemessene Einleitung", und sieht zugleich „in der auswärtigen die natürliche Steigerung der inneren Reaction".

So beginnt er gleich mit der zweiten Abtheilung und giebt uns in ihrem ersten Bande die Darstellung des ersten Reactionsjahres in Preussen, „dem wahren Mittelpunkt der Reaction, wie die Zukunft lehren wird". Das erste Jahr ist ihm 1848: „das Jahr des Chaos oder der ersten chaotischen Erhebung gegen die feindliche Welt, das Jahr des reactionären Instinctes", weil in ihm „die Reaction sich zu einer Macht ausbildet".

Er denkt noch immer an die Fortsetzung des Unternehmens: er meint, dass die erste Abtheilung mehr den Character einer blossen Sammlung haben müsste, um Wiederholungen in der zweiten zu vermeiden. Aber zu einer Fortsetzung in der Darstellung, weder der inneren, noch der äusseren Reaction, ist es nie gekommen.

In dem Vorwort zu dem ersten Bande der zweiten Abtheilung, dem zweiten und letzten von denen, die erschienen, giebt Stirner eine äusserst interessante Darstellung Dessen, was reactionär ist und nicht ist. „Ob sich die Reaction vor sich selber rechtfertigen kann", das hätte er gezeigt, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, sein Unternehmen zu Ende zu führen. Die Darlegung gipfelt in dem Satze: „Die Reaction tritt in demselben Moment in's Leben, in welchem die Revolution zur Welt kommt: beide werden im selben Augenblick geboren" — von grundverschiedenen Eltern, wie er hinzufügt. Und in dem, der der Reaction „ihren historischen Platz anweist": „Die Reaction ist das Gegentheil der Revolution".

Der Inhalt der beiden erschienenen Bände nun ist zum geringsten Theil Stirner's Eigenthum. Nicht nur der erste, sondern auch der zweite ist eine Sammlung fremder Arbeit und nur die Einlei-

Digitized by Google

tungen, die verbindenden Mittelglieder und die Auswahl sind Stirner's Werk.

Zeugt der erste von seiner gründlichen Kenntniss der Geschichtsschreiber des Revolutionszeitalters, so beweist der letzte, mit welcher Aufmerksamkeit Stirner das Jahr des Ausbruchs der Revolution in seinem eigenen Lande in allen Erscheinungen verfolgt hat.

Stirner leitet die Darstellung der Constituante und der Reaction mit einer historischen Betrachtung über die ministerielle und die ständische Revolution ein, und betrachtet dann zunächst die ständische Reaction gegen die Volksvertretung. Sodann folgt er seinem Plane, „in diesem Bande die revolutionären und reactionären Grundvorstellungen über Verfassung" einander gegenüberzustellen und die beiden Schriftsteller, die er in dieser Weise gegeneinander ausspielt, sind Edmund Burke und Auguste Comte. Fast der ganze Band ist mit Stellen aus des ersteren „Reflections on the Revolution in France" (in der von Gentz'schen Uebersetzung) und des letzteren „Système de philosophie positive" gefüllt. Auf wessen Seite Stirner steht, ist trotz der sehr knappen Verbindungen natürlich nicht zweifelhaft — seine Bemerkungen über die Tafel der Menschenrechte und eine solche über die „Declamationen" Burke's beweisen es zur Genüge. Da von diesem letzteren sofort auf die moderne Reaction übergegangen wird, mussten die berüchtigten Reactionäre der Zwischenzeiten, die Malouet, Mounier etc., ferner de Maistre, Haller und die Deutschen Gentz, Adam Müller und Andere traurigen Angedenkens übergangen werden.

Ist es Stirner so in dem Torso der ersten Abtheilung mehr darum zu thun, das Entstehen der Reaction aus der Revolution heraus zu erklären, so kann er doch in der Darstellung der modernen Reaction nicht sogleich damit beginnen, die Reaction vor ihr eigenes Tribunal zu stellen, sondern er muss in ihrem ersten Band das Chaotische der ersten Erhebung zu durchdringen suchen, und befürchtet mit Recht, dass „eine grosse Monotonie" nicht zu vermeiden gewesen sei. Und so ist es auch. Es sind vor Allem die reactionären Schriftsteller des Tages, die Hengstenberg, Florencourt und andere, oft nicht genannte, die Stirner hier sprechen lässt, und ihre in aller Breite wiedergegebenen Ansichten ermüden auf die Dauer.

Digitized by Google

Klagen und Anklagen sind es zumeist, die in diesem Jahr von reactionärer Seite her ertönen, wie denn „das ganze Jahr ein Jahr der Klage" war.

Nach einer Betrachtung über „die Revolution" und „die Reaction" und einem dem Pietisten Leo entnommenen „Rückblick auf die frühere Zeit" giebt Stirner die „Errungenschaften und Aussichten" der Reaction wieder und führt uns in den Kampf der „Christokratie". Er zeigt uns ihren Kampf nach allen Richtungen hin: von allen Seiten wird „reagiert". Es reagieren die Krone, ihre Diener, die Unterthanen, der Staat.

Eine chronologische Uebersicht dieses Jahres zeigt das Anwachsen der Reaction von Monat zu Monat, vom Februar, „dem wachsenden Erkennen des Feindes und der allmähligen Entdeckung der eigenen Kräfte" an, bis zum Dezember, wo sie über die Revolution bereits gesiegt hat.

Auch in diesem Bande besteht die ganze Arbeit Stirner's in Anordnung und loser Verbindung des Wiedergegebenen. Selbst diese letztere geschieht oft nicht einmal mit seinen eigenen Worten. Er verzichtet darauf, die Reaction vor den Richterstuhl zu stellen und ihr Ankläger zu werden; sie stellt sich selbst vor ihr eigenes Tribunal, sagt er.

Mit dem ersten Reactions-Jahre, in dem „die Fragen eben anfingen, sich zu stellen" bricht er ab; die Fragen selbst und das Lehrgebäude des reactionären Systems hat er unterlassen in weiteren Bänden zu behandeln. —

Die „Geschichte der Reaction" war Stirner's letzte öffentliche Kundgebung. Zwar fasste er noch einmal einen grossangelegten Plan, eine Art universellen Gelehrten-Lexikons, aber er musste ihn wieder aufgeben, da er keinen Verleger fand, der das Unternehmen mit ihm wagen wollte.

Sein Name wird nie mehr genannt. Die neue Zeit nach 1848 hat mit so vielen anderen auch ihn vergessen.

Er ist auch litterarisch ein toter Mann, tot, obwohl er noch lebt . . .

Wie völlig vergessen er ist, dafür nur ein, aber sprechendes Beispiel: das Brockhaus'sche Konversations-Lexikon von 1854 weiss schon nicht mehr das Geringste über sein Leben zu sagen und meint

Digitized by Google

zweifelnd, der Verfasser von „Der Einzige und sein Eigenthum" habe „angeblich Max Schmidt" geheissen! . . . .

Auch in seinem Leben vereinsamte Stirner nun immer mehr und mehr. Selbst bei Hippel, der seine Weinstube 1853 von der Dorotheenstrasse nach der Werderschen Rosenstrasse 3, in den Winkel hinter der Werderschen Kirche, verlegte, wird er fast gar nicht mehr gesehen.

1851, Anfang October, war er von der Köthenerstrasse, wo er es drei Jahre ausgehalten hat, nach der Dessauerstrasse 2 (zu Ilse) gezogen, um hier einundeinhalbes Jahr zu bleiben. Von jetzt an wohnt er nicht mehr in eigener Wohnung, sondern als Chambregarnist, und hat also wohl, durch die Noth dazu gedrängt, seine eigenen Möbel verkaufen müssen.

Seine alten Freunde wissen Nichts mehr von ihm. Und damit ist auch das letzte Band gerissen, das ihn noch lose an eine geistige Aussenwelt geknüpft hat.

Das Jahr 1853 scheint der Höhepunkt seines Elends gewesen zu sein: von seinen Gläubigern bedrängt und ohne Existenzmittel zieht er ruhelos von einem Quartier in das andere und zweimal während dieses Jahres befindet er sich im — Schuldarrest!

Das erste Mal 21 Tage — vom 5.—26. März. Kaum aus ihm entlassen, bezieht er am 1. April in der Jaegerstrasse 72 (bei dem Lehrer Schulze) ein Zimmer, lässt sich am 1. Juli nach Nauen abmelden, flüchtet dann, offenbar immer von seinen Gläubigern gedrängt und verfolgt nach Moabit, wo er am 3. Juli bei Rinow, Stromstrasse 8, wohnt, findet aber auch hier keine Ruhe und quartiert sich endlich am 7. September, immer noch in demselben Jahre 1853, bei der Madame Weiss, Philippstrasse 19 ein.

Doch auch hier finden ihn die Manichäer und er soll das Jahr nicht in Ruhe beschliessen. Gerade am Sylvestertage begiebt er sich abermals in Schuldarrest, in dem er 36 Tage — bis zum 4. Februar des nächsten Jahres — bleibt. War nun auch der Schuldarrest jener Tage, eine heute nicht mehr gekannte Einrichtung, nichts Anderes als eine Haft, in der der Schuldner auf Kosten des Gläubigers erhalten werden musste und gerade deshalb selten von langer Dauer — welch'

Digitized by Google

trauriges Licht wirft dennoch die Thatsache allein schon auf die Verhältnisse des Mannes, der doch einst von Vielen als der glänzendste Denker seiner Zeit bestaunt worden war, und diese einfachen, nüchternen Angaben — reden sie nicht ergreifender von seiner Noth, als Worte es vermöchten? . . .

Wohl nennt Stirner sich noch Gymnasiallehrer, Schriftsteller, Dr. phil. und — Rentier. Aber in Wirklichkeit war er jetzt Commissionär, der von Vermittelungsgeschäften, wie sie sich ihm gerade boten, von der Hand in den Mund lebte.

Wenigstens hat er in der Philippstrasse, wo er bei der Wittwe Weiss von 1853 an wohnte, Ruhe gefunden. Er bewohnte dort im ersten Stockwerk des Hauses ein oder zwei am Flur gelegene Zimmer, deren Fenster — das grössere hat das zweite und dritte Fenster rechts von der Strasse aus gesehen, das kleinere liegt über dem Thorbogen — damals noch auf den freiliegenden, mit Bäumen bewachsenen Platz der Anatomie gingen.

Frau Weiss soll immer mütterlich für ihre Miether gesorgt haben.

Es war Stirner's letztes Heim. Nur einmal noch sollte er sein Quartier wechseln!

Das Jahr 1853 war der Höhepunkt von Stirner's Elend.

Denn in dem nächsten Jahr findet er zugleich einen Ausweg, der ihn aus seinen Drangsalen retten und ihn für den, wie er selbst sicher glaubte, noch langen Rest seines Lebens vor den ärgsten weiteren bewahren sollte.

Dieser Ausweg bestand darin, dass er, der alleinige Erbe seiner betagten Mutter, das dieser gehörige Haus in Kulm — noch bevor es in seinen gesetzlichen Besitz überging — verkaufte.

Er schloss am 12. September 1854 vor dem Notar Lipke zu Schwetz, einem kleinen Orte an der Weichsel gegenüber Kulm, mit dem Kaufmann Abraham Mairsohn aus Kulm einen Vertrag über „eine fremde Sache" in der Weise ab, dass „das zweistöckige Haus No. 9 nebst 40 Morgen Elocationsland und Garten" sofort nach dem Tode der Mutter in den Besitz Mairsohn's übergehen sollte, dieser aber an den Verkäufer schon jetzt auf den Kaufpreis von 5000 Thalern Anzahlungen zu machen hatte.

Digitized by Google

Um den Käufer für den Fall, dass Stirner vor seiner Mutter sterben sollte, sicher zu stellen, hatte sich dieser in eine Lebensversicherung aufnehmen zu lassen, so dass Mairsohn sich in gegebenem Falle an der Versicherungssumme von 1000 Thalern, die in einer zweiten Versicherung auf 1500 Thaler erhöht, während eine dritte abgelehnt wurde, schadlos halten konnte.

Mairsohn zahlte an Stirner gleich nach Abschluss des Vertrages 300 Thaler, nach Ausfertigung der Police weitere 300, und endlich nach deren Erhöhung nochmals 400 Thaler, zusammen also 1000 Thaler, die mit 5% zu verzinsen waren. Auch verpflichtete er sich, bis zum Todestage der Mutter die jährlichen Versicherungsbeiträge für seinen Contrahenten zu zahlen. Da auf dem Hause 1000 Thaler Hypotheken ruhten, die dem Vormund der Wittwe Ballerstedt zum Zwecke von Reparaturen bewilligt waren, so hätte Stirner nach der definitiven Uebernahme noch auf 3000 Thaler Anspruch gehabt.

Da er aber so unvermuthet vor seiner Mutter starb ist dieser Theil des Vertrages nie zur Ausführung gelangt.

Die erhaltenen 1000 Thaler werden indessen genügt haben, ihn von seinen Gläubigern zu befreien und ihn für die kurze Frist von noch nicht zwei Jahren, die ihm noch beschieden war, bei der Billigkeit der damaligen Lebensführung und bei seiner eigenen grossen Bedürfnisslosigkeit vor weiteren drückenden Sorgen zu schützen.

Vom 28. August bis 21. September dieses Jahres war er zur Abschliessung dieses Vertrages von Berlin abwesend.

Wenn Stirner in den letzten Jahren seines Lebens, wie überhaupt, sehr zurückgezogen lebte, so war er doch nicht ohne Verkehr.

So fand er Aufnahme in dem Hause der Freifrau von der Goltz, deren Bekanntschaft er wahrscheinlich schon Ende der vierziger Jahre, als er mit ihr in demselben Hause der Köthenerstrasse wohnte, gemacht hatte und bei der er durch den Hauslehrer der Familie, einen Herrn Förster, eingeführt wurde, während er wiederum die Brüder Bauer der Baronin vorstellte. Er verkehrte viel und gern in dem gastlichen Hause, lernte in ihm unter Anderen einen Musikdirektor Hering kennen, und scheint in der für alle geistigen Be-

Digitized by Google

strebungen interessierten Frau bis zu ihrem Wegzuge von Berlin, 1854, eine hülfreiche Freundin besessen zu haben.

Er äusserte gern und oft seine philosophischen Ansichten und überraschte auch hier durch ihren Radikalismus bei äusserer Ruhe, sprach auch gelegentlich von seinem verunglückten Milchhandel, nie dagegen von seinen Arbeiten und seiner Ehe.

War auch an der Thür seiner Wohnung ein Schild mit dem Namen „Schmidt" angebracht, so nannte er sich doch nie anders als Stirner und war in seinen Kreisen nur so bekannt.

Unvermuthet und jäh ereilte ihn der Tod. Stirner, dessen feste, oft geäusserte Zuversicht es gewesen war, dass er „steinalt" werden würde — ein Beweis, wie gesund er sich fühlte — erkrankte plötzlich im Mai 1856 an einem Karbunkel im Nacken.

Ob diese Erkrankung, die zu seinem Tode führen sollte, die einzige wohl ernstliche seines Lebens, wirklich, wie behauptet ist, durch den Stich einer vergifteten Fliege herbeigeführt wurde, steht nicht fest. Sicher ist dagegen, dass er sich am 23. Mai 1856, als der Karbunkel bereits die Grösse einer Hand angenommen hatte, in die Behandlung eines Arztes begab. Dieser stellte sofort hohes Fieber — in Form eines Nervenfiebers — fest, doch nahm die Krankheit unter seinen Anordnungen einen günstigen Verlauf, so dass sich eine reine Eiterfläche bildete, das Fieber schwand und der Appetit sich wieder einstellte. Der Kranke konnte sogar den gelungenen Versuch machen, das Bett zu verlassen.

Unglücklicherweise verreiste der behandelnde Arzt und die Pflege musste in andere Hände gelegt werden. Wahrscheinlich infolge eines Diätfehlers, vielleicht auch durch die veränderte und unrichtige neue Behandlung, stellte sich das Fieber wieder ein, stieg schnell und hoch, so dass vierzehn Tage später der Tod eintrat.

Die ursprüngliche Geschwulst hatte andere Theile des Körpers ergriffen, der Eiter war in's Blut getreten und der Tod erfolgte am 25. Juni in Folge des durch die Eiterungen hervorgerufenen „Nervenfiebers".

Digitized by Google

Max Stirner starb an „allgemeiner Geschwulst" am 25. Juni 1856 (nicht am 26., wie früher allgemein angenommen wurde), in seiner Wohnung, gegen Abend, um sechs Uhr, in einem Alter von 49 Jahren und 8 Monaten.

Drei Tage später, am 28. Juni, Abends um dieselbe Stunde, wurde er auf dem Kirchhof der Sophien-Gemeinde an der Bergstrasse beerdigt. Er erhielt ein Grab II. Classe, das einen Thaler und 10 Silbergroschen kostete. Es lag in der II. Abtheilung des genannten Kirchhofs, in der neunten Reihe und bekam die Nummer 53.

Nur wenige seiner alten Freunde begleiteten ihn „auf seinem letzten Gange". Unter ihnen befanden sich Bruno Bauer und Ludwig Buhl, und sicher auch jene Mme. Weiss, bei der er gestorben war und die die Identität des Toten bezeugt hatte.

Für ersteren war er noch auf dem Todtenbette von einem Bekannten gezeichnet worden, und Bauer's Freude war gross, den Kopf des Freundes, in dessen „charaktervoller Formation sich noch die geistige Bedeutung des Verstorbenen mit voller Entschiedenheit ausprägte", im Tode wenigstens festgehalten zu sehen.

Nach einer anderen, aber weniger wahrscheinlichen Nachricht soll die „unmittelbar nach Stirner's Tode erfolgte Zeichnung seines Kopfes" in die Hände des Litteraten Dr. Wolff, Mauerstrasse 83, gelangt sein (gemeint ist jedenfalls der längstverstorbene „schwarze Wolff", der Verfasser der „Revolutionschronik"). War es dieselbe Zeichnung? — War es eine andere? — Beide sind jedenfalls unrettbar verloren.

Der schriftliche Nachlass Stirner's kam in den Besitz von Ludwig Buhl, der damals Schützenstrasse 12 wohnte. Wie dieser später endete, werden wir noch sehen. Eitel ist die Hoffnung, schwache Spuren noch verfolgen zu können, die die Zeit völlig verlöscht hat.

Was sonst noch an Hinterlassenschaft vorhanden war, wird sicherlich ohne besonderen materiellen Werth gewesen und wohl sogleich veräussert worden sein, um die nächstliegenden Schulden zu befriedigen. —

Erst nach Tagen nahmen einige, ganz wenige Zeitungen von Max Stirner's Tode Notiz. Die meisten hatten für den Vergessenen auch nicht ein letztes Wort. Aber auch das Wenige, was gesagt wurde,

Digitized by Google

beschränkte sich durchweg auf eine vage und dunkle Erinnerung an sein Werk und das Aufsehen, das es einst vorübergehend erregt, oder bestand in der oberflächlichen und anekdotenhaften Wiederaufwärmung der Heirathsgeschichte, die in einem Falle sogar, wahrscheinlich auf Veranlassung Bruno Bauer's, eine entschiedene und in ihrer Bestimmtheit den unläugbaren Thatsachen gegenüber höchst eigenthümliche Dementierung erfuhr.

Johann Caspar Schmidt war tot, wie es Max Stirner schon vor ihm gewesen war. . .

Wie Stirner selbst keine directen Nachkommen hinterlassen hat, so ist auch der ganze, weite Kreis seiner ursprünglichen Verwandtschaft völlig gelöst und nirgends, aber auch nirgends mehr finden sich heute noch Spuren von ihr: die Familie des Vaters in Ansbach ist ausgestorben; ausgestorben sind die mütterlichen Reinleins in Erlangen; von den Stichts, der Familie des Paten, lebt Niemand mehr in Bayreuth und nur in Arbeitern, die keinen Zusammenhang aufweisen können, pflanzt sich dieser Name dort noch fort. Verschollen sind ferner die Glieder der Familie des Stiefvaters, die Ballerstedts, in Helmstedt und in Kulm sind vollends keine Spuren — welche sollten es auch wohl sein? — von ihnen zu finden. In Berlin endlich hat die Familie der ersten Frau Stirner's, die Burtz, keine Träger mehr und in Gadebusch ist der Name Dähnhardt heute fast unbekannt.

Stirner ist nur von seiner Mutter überlebt worden. Sie starb erst drei Jahre nach ihm, in der Privatirrenanstalt in der Schönhauser Allée, in die sie sich schon 1837 begeben, am 17. März 1859, war also über zwanzig Jahre in ihr gewesen.

Sie erreichte das hohe Alter von 81 Jahren und war bis zu ihrem Tode, sicher aber bis 1854, von vollständiger körperlicher Rüstigkeit.

Sie starb „an Altersschwäche" und wurde auf dem Georgenkirchhof am Königsthor beigesetzt.

Ihr Leiden war durchaus keine organische Erkrankung des Gehirns. Sie litt vielmehr, nach der eigenen Aussage ihres Sohnes, an einer durch Schicksalsschläge in der Familie entstandenen „fixen Idee", über deren Art wir indessen Nichts wissen. —

Digitized by Google

Zwischen ihren Erben, den Kindern ihres etwas früher verstorbenen Bruders Johann Gottlieb Reinlein: dem Bürger, Goldarbeiter und Taxator Johann Theodor Reinlein; der mit dem kgl. bayerischen Regierungsrechnungscommissar Friedrich Stillkrauth verheiratheten Sophia Rosine; und der unverheiratheten Anna Maria Reinlein, sämmtlich in Bayreuth, einerseits und dem Kaufmann Mairsohn andererseits kam es naturgemäss in Bezug auf den zwischen dem Letzteren und Stirner geschlossenen Vertrag um das Haus in Kulm zu Auseinandersetzungen und einem Process, über dessen Verlauf nur soviel feststeht, dass das Haus Ende 1859 von den Erben an den preussischen Kreisdirektor Arndt in Kulm für die Summe von 4700 Thalern verkauft wurde. Wahrscheinlich wurde Mairsohn vorher in Bezug auf die an Stirner gezahlten 1000 Thaler entschädigt und trat zurück, oder er hielt sich an der Lebensversicherung schadlos.

Als letzte entfernte Verwandte Stirner's lebt heute nur noch ein Fräulein Babette Stillkrauth, Tochter der Obengenannten, in Bayreuth, die Nichts von ihm mehr weiss.

Wir wollen nicht Abschied von Stirner nehmen, ohne uns vorher noch einen Augenblick mit dem späteren Schicksale der Ueberlebenden aus jener Hippel'schen Tafelrunde zu beschäftigen, die uns nächst ihm am Meisten interessiert haben.

Wie traurig haben sie Alle, mit wenigen Ausnahmen, geendet! —

Als der Sturmwind des Jahres 1848 sie auseinandergetrieben hatte, — so weit, dass sie jeden Zusammenhang auf immer untereinander verloren — waren Manche nach Amerika ausgewandert, um dort ihr Heil zu versuchen, das sie zum Theil auch mit der neuen Heimath fanden. Aber die Meisten blieben zurück und suchten sich mit den veränderten Verhältnissen abzufinden, so gut es ging — Jeder auf seine Art. Ihre mühevollen Versuche boten kein freudiges Schauspiel: die Einen traten vollständig in das feindliche Lager der Reaction über und suchten ihre Jugend vergessen zu machen, indem sie sich ihrer nicht mehr erinnerten; die Anderen wähnten sich und ihre Umgebung durch herben Spott, der aber nur zu oft wie bittere Selbstverachtung klang, über den Zwiespalt ihrer Lage hinwegtäuschen zu können. Aufrecht blieben nur Wenige stehen

Digitized by Google

und diese empfanden die Veränderung der Zeit, in der sie weiter leben mussten, wohl am Schmerzlichsten.

Bruno Bauer wurde „der Einsiedler von Rixdorf", der — ewig im heroisch geführten Kampfe mit der Noth des Lebens — bald seinen Acker selbst bestellte, bald mit neuen Werken seinen verloschenen Namen in das Gedächtniss der Lebenden zurückzurufen versuchte. Unermüdlich thätig blieb seine Kraft bis zu seinem Tode ungebrochen und was er schrieb liess wie nur je den glänzenden Stylisten und den scharfen Kopf unverkennbar erkennen. Dabei verzehrte sich Bauer Jahrelang in dem Dienste der traurigsten aller Parteien, unter das Joch der entwürdigenden Arbeit für die Kreuzzeitung und das Wagener'sche Gesellschaftslexikon, gebannt. Von aller Welt zurückgezogen, suchte er sich selbst kaum mehr über seinen Rückzug zu täuschen. Aber wenn er je nach Berlin kam, um sein eigengebautes Gemüse zu verkaufen und den einen oder anderen seiner alten Bekannten zu begrüssen, durchschritt seine patriarchalische Gestalt in dem selbstgeflickten Anzug, die Füsse in Schäftestiefeln und auf dem Kopfe die unvermeidliche Schirmmütze so ungebeugt die Strassen, wie in den Tagen ihrer Jugend und die ruhigen Augen blickten klar und durchbohrend wie immer. Bruno Bauer starb 1882, nachdem er gethan hatte, was menschenmöglich war, um seinem Bruder Egbert und dessen zahlreichen Kindern zu helfen.

Nicht besser erging es Edgar Bauer. Mit seinem Bruder, den er doch einst vergöttert hatte, späterhin verfeindet, ging er 1849 zunächst nach Hannover, wo er mit Olshausen für die Befreiung Schleswig-Holsteins zu wirken bestrebt war, dann nach London, von wo aus er mehrere Broschüren schrieb. Nach 1866 versuchte er zunächst in Hamburg festen Fuss zu fassen. Die „Kirchlichen Blätter", die er mit dem starrlutherischen Bischof Koopmann herausgab, beweisen seinen gänzlichen Uebertritt in das kirchliche Lager nur zu deutlich. Aus dem Revolutionär von damals war ein Reactionär von reinstem Wasser geworden, der als Anhänger der Welfen dann noch lange in Hannover zu wirken sich bemühte, bis er — in grosser Dürftigkeit und längst vergessen — ebenfalls Anfangs der achtziger Jahre dort starb.

Digitized by Google

Traurig gestaltete sich auch Ludwig Buhl's Schicksal. Auch er lebte noch lange so hin, völlig zurückgezogen und immer wieder „in seiner Familie, einer katholischen, schmierigen, ungebildeten Gesellschaft einbüssend, was er sich an geistiger Vornehmheit selbst mühsam errungen". Er arbeitete fast Nichts mehr. Eines Morgens, ebenfalls kurz nach 1880, wurde er tot an seinem Schreibtisch gefunden. Wie man sagt, hat er durch Selbstmord geendet, da sein letzter Versuch eines „Ideencommissionsgeschäftes" — er „erfand" Ideen zu Verlagsgeschäften, die er dann an unternehmungslustige Verleger verkaufte — ihn in Conflict mit einem seiner Abnehmer gebracht haben soll, der ihm mit einer Anklage wegen Erpressung drohte. Mit dem seinen ist auch der Nachlass Stirner's verloren gegangen und die von Niemand beachteten Papierbündel sind sicher schon längst der Vernichtung anheimgefallen.

„Verbuhlt, verbrasst, verbauert — Ist nun die Reaction" erklang ein Spottlied jener Tage . . . .

Friedrich Sass starb jung; Meyen setzte sein arbeitsreiches Journalistenleben noch lange fort, wurde zunächst 1851 von Hamburg ausgewiesen, ging von da nach England, kehrte aber wieder nach Deutschland zurück, wo er 1867 mit Ruge die „Reform" gründete; Jules Faucher hat in seinem Vaterlande ebenfalls noch einen langen und ehrenvollen Kampf um den Sieg seiner Ideen gefochten, aber die Waffe seiner volkswirthschaftlichen „Vierteljahrsschrift" lag doch zu schwer in seinen Händen, um weitere Kreise herbeiziehen zu können, und während er den Staat enger und enger seine eisernen Ringe um die Freiheit ziehen sah, blieb seine reizende Tochter Lucie immer noch die beste Freude seines bewegten Lebens; Köppen wirkte als Gymnasiallehrer in segensreicher Thätigkeit weiter und suchte in tiefgründigen Studien, die zu seinem berühmten Buddha-Werk führten, eine Zeit zu übersehen, die ihn nur mit Widerwillen erfüllen konnte.

Von ihnen Allen wollen wir uns nun noch einmal zurück zu dem Manne wenden, der als einer der ersten des ganzen Kreises auch aus dem Leben geschieden war . . .

Digitized by Google

So traurig Max Stirner's früher Tod ist, so liegt doch in ihm Nichts eigentlich Erschütterndes, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie dieses Leben voraussichtlich verflossen wäre, wenn ihm noch zwanzig oder dreissig Jahre mehr beschieden gewesen wären.

Es hätte gegen die letzten Lebensjahre — wenn kein glücklicher Zufall es umgestaltet hätte — wohl keine allzugrossen Veränderungen aufzuweisen gehabt: in trauriger, herber Dürftigkeit hätte Stirner weiter gelebt, ewig im Kampfe mit dem Tage und seiner Noth, und ohne die Kraft, diesen Kampf noch einmal mit ganzer Entschiedenheit aufzunehmen und zu irgend welchem Erfolge zu führen.

Was Anderes hätte er auch thun können? — Hätte er enden sollen, wie die Andern? — Hätte er sich an die Reaction verkaufen sollen, wie die Bauers, und hätte er den innern Zwiespalt zu ertragen vermocht? — Hätte er etwa auch nach Amerika auswandern sollen? Er, der trotz seiner unerhörten geistigen Energie wenig lebenspraktische und passive Mann? — Oder hätte er eine Reihe weiterer Jahre überstehen sollen, um zu enden, wie Maron — übermüdet von dem Kampfe und zermürbt selbst sein Leben beschließend? —

Oder hätte er auf den seltsamen Zufall warten sollen, der seinem Leben plötzlich eine entscheidende Wendung zu geben im Stande gewesen wäre? — Vergebliche Hoffnung! — Denn was für ein Zufall hätte das sein können? —

Er hatte keine Verwandten, deren Beerbung ihn hätte unabhängig machen können. An eine Wiedererweckung seines Werkes in absehbarer Zeit konnte er selbst nicht glauben: eine andere Zeit, eine Zeit der Schmach und der Unterdrückung, hatte begonnen, die lange währen sollte, bis sie in blutigen, ruchlos heraufbeschworenen Kriegen ihren Höhepunkt erreicht hatte, eine Zeit, deren einzige grosse Gegenströmung, die soziale, sich in einer politischen Partei verlaufen und in ihr verebben sollte — die Zeit der Reaction, in deren traurigen Schatten wir noch heute leben . .

Nein, auch kein Zufall mehr konnte Stirner hold sein am Abend seines Lebens! —

So wie er gelebt hat und so wie er gestorben ist, ist er sich selbst völlig treu geblieben. Die grosse Arbeit seines Lebens war gethan.

Digitized by Google

Nichts hätte ihren Werth noch erhöhen können. Denn seine beste Kraft war an sie verwandt worden.

Die Jahre der Noth hat er still und geduldig getragen und der grösste Trost ist sicher der, dass wir uns sagen dürfen: er hat aller Wahrscheinlichkeit nicht zu schwer unter ihr gelitten. Seine grosse Bedürfnisslosigkeit, mehr noch seine vornehme Selbstgenügsamkeit und die stille Heiterkeit seines Gemüthes werden ihn nie ganz verlassen haben.

Die, welche glauben, dass alles Glück des Lebens nur in Ehre, Reichthum und Macht unter den Menschen besteht, werden sein Leben nie begreifen und in mitleidigem Spott fortfahren zu sagen, der Lehrer des Egoismus habe seine Lehre in seinem eigenen Leben schlecht befolgt oder ihre Befolgung habe schlechte Früchte getragen.

Nein: Max Stirner hat seine Lehre befolgt und er hat alle ihre Früchte geerntet, so weit es ihm möglich war. Denn er war ein überlegener Mensch. Er hat gelebt, wie er leben konnte.

Nicht wie er vielleicht gewünscht hätte zu leben. Wenn wir uns so fragen, wird die Antwort lauten: gewiss hätte er lieber in jenem Vereine von Egoisten leben mögen, oder — um allen Missverständnissen zu entgehen — in der Zeit jener ewig nach den Bedürfnissen der Menschen entstehenden und vergehenden Vereine, an die der Einzelne seine Kraft freiwillig giebt, um sie hundertfach gestärkt zu fühlen; mit einem Worte: nicht in einer Zeit der Herren und Knechte, sondern der Einzigen. Denn er taugte so wenig zum Gehorchen wie zum Befehlen.

In Stirner's frühem Tode liegt nichts Erschütterndes. Er ist gegangen noch in der Kraft der Gesundheit und ohne aus dem Kelch des Lebens den letzten und schwersten Trank: Siechthum des Körpers in der Einsamkeit des Alters gethan zu haben.

Und dennoch ist sein Tod traurig, weil er so früh kam. Er, der das Leben weder übermässig geliebt, noch es gefürchtet hat, wird auch den Tod nicht gefürchtet, ihn aber auch nicht ersehnt haben.

Weilen wir noch einen Augenblick an seinem Grabe, bevor wir Abschied von Max Stirner nehmen.

Bereits 1856, bald nach seinem Tode, wurde von Ludwig Buhl

Digitized by Google

eine Sammlung veranstaltet, um das Grab mit einem Stein zu bezeichnen. Aber die aller Wahrscheinlichkeit nach nur geringe Summe, die von alten Freunden und Bewunderern des Verstorbenen zusammen gebracht wurde, — unter Anderem war aus dem fernen Ostpreussen von einem Verehrer ein Dukaten gesandt — ist niemals ihrer Bestimmung gemäss verwandt und wahrscheinlich ist von jenem 28. Juni 1856 an das Grab überhaupt von keinem Menschen mehr besucht worden.

Dreiunddreissig Jahre sollten vergehen, ehe das eingesunkene wieder gefunden, und sechsunddreissig, bis es mit dem mächtigen Stein bezeichnet wurde, von dem aus in grossen, goldenen Lettern der Name des Mannes leuchtet, dessen einfaches und doch so grosses Leben diese Blätter versuchten wahrheitsgetreu zu erzählen.

Neue Gräber haben das alte umschlossen und mühsam muss es durch ihre engen Reihen suchen, wer es heute finden will.

Auf der Platte erlöschen die goldenen Lettern des Namens. Aber während sie dort verblassen strahlt dieser Name seinen sieghaften Glanz durch die Nacht unserer Zeit, und verkündet den Morgen, den Morgen der Freiheit des Menschengeschlechts.

Bereits streckt das neue die Hände seinen Segen zu empfangen und ihn für sich — zu seinem Glücke zu verwerthen.

Nichts kann und soll diesem neuen Geschlecht dies Grab mehr sein.

Denn der dort liegt, lebt wieder — lebt in ihm: in seinen Hoffnungen und in seinen Wünschen. —

Neue Gräber haben das alte umschlossen.

Wird — nach „abermals fünfzig Jahren" — wenn auch diese neuen Gräber versunken und der Kirchhof vielleicht zum öffentlichen Garten geworden ist, in dem die Kinder von Morgen die unbewegliche Platte achtlos umspielen, der Vorübergehende noch immer, in dumpfe Knechtschaft gebannt, an dem Namen vorbeischreiten, der von dort her schweigend herüberredet, oder wird er wissen, dass Der, der Max Stirner hiess, als Erster unter Allen für ihn die Freiheit erkämpfte, in deren sonnigen Strahlen er, erhobenen Hauptes und glücklicher als die vor ihm Gewesenen, wandelt? . . .

Digitized by Google

ANHANG

A.

MAX STIRNER: STATIONEN SEINER LEBENSWANDERUNG

1806

25. October: Geburt in Baireuth
6. November: Taufe

1807

19. April: Tod des Vaters

1809

13. April: Wiederverheirathung der Mutter mit dem Provisor Ballerstedt; mit ihm nach Kulm zu Rittmeister Goecking
19. December: Geburt der Schwester Johanna Friederica

1810

Nach Kulm nachgeholt

1812

21. September: Tod der Schwester Johanna Friederica

1814

26. Juni: Tod des Rittmeisters Goecking

1818

Nach Baireuth zurückgeholt

1819

Eintritt in die Schule

Digitized by Google

1826

Herbst: Absolutorium
8. September: Abgangszeugniss
18. October: Immatriculation in Berlin
Rosenthalerstraße 47

1827

Dorotheenstrasse 5

1828

1. September: Exmatriculation in Berlin
20. October: Immatriculation in Erlangen

1829

Sommer: „Längere Reise durch Deutschland"
2. November: Immatriculation in Königsberg
Steindamm 132

1830

Ein Jahr in Kulm: „häuslicher Verhältnisse halber"

1831

Ein Jahr in Königsberg

1832

28. November: Zweite Immatriculation in Berlin
Poststrasse 9
Längere Erkrankung

1833

Ostern: Neuer Markt 2 bei Burtz

1834

27. März: Exmatriculation in Berlin
2. Juni: Meldung zum Examen pro facultate docendi
August: „Geisteskranke" Mutter plötzlich in Berlin
29. November: Einreichung der schriftlichen Arbeiten

1835

28. Januar: Aufnahme der Mutter in die Charité in Berlin
24. und 25. April: Mündliche Prüfung
29. April: Prüfungs-Zeugniss (bedingte facultas docendi)
Pädagogisches Probejahr an der kgl. Realschule von Spilleke

Digitized by Google

1836

Freiwilliger halbjähriger Unterricht (bis Herbst) an der Realschule
Winter: Privatstudien

1837

4. März: Bewerbung um Anstellung
16. März: Ablehnender Bescheid
19. Juli: Tod Ballerstedt's in Kulm
17. October: Mutter in der Privatanstalt Schönhauser Allée 9
12. Dezember: Heirath mit Agnes Clara Kunigunde Burtz
Ehepaar: Klosterstrasse 5—6

1838

6. April: Oranienburger (Communal?) Strasse 86
29. August: Tod der Frau im Kindbett
5. October: Neue Friedrichstrasse 79 (bei der Schwiegermutter)

1839

1. October: Eintritt in die Töchterschule der Madame Gropius

1842

Januar: Mitarbeiter an Gutzkow's „Telegraph"
Januar: Das „Gegenwort"
Korrespondent an der „Rheinischen Zeitung" und der „Leipziger Allgemeinen Zeitung"

1843

4. October: Neu Kölln am Wasser 23
21. October: Heirath mit Marie Wilhelmine Dähnhardt

1844

Mitarbeit an Buhl's Berliner Monatsschrift
1. October: Austritt aus der Schule der Madame Gropius
Ende October: „Der Einzige und sein Eigenthum" erscheint

1845

„Die Nationalökonomen der Franzosen und Engländer" begonnen
Sommer: Milchwirtschaft
Entgegnung an Feuerbach, Szeliga und Hess

Digitized by Google

1846

Anfang April: Trennung von Marie Dähnhardt
4. April: Hirschelstrasse 14 (jetzige Königgrätzerstrasse)
Sommer: Darlehensgesuch

1847

3. April: Dessauerstrasse 15
„Die Nationalökonomen der Franzosen und Engländer" beendet

1848

4. April: Dresdenerstrasse 96
Mitarbeiter am „Journal des österreichischen Lloyd"
Entgegnung an Kuno Fischer
5. October: Köthenerstrasse 27

1851

3. October: Dessauerstrasse 2

1852

Die „Geschichte der Reaction"

1853

5.—26. März: im Schuldgefängniss
1. April: Jägerstrasse 72
3. Juli: Stromstrasse 8
7. September: Philippstrasse 19 bei Mme. Weiss

1854

1. Januar — 4. Februar: abermals im Schuldgefängniss
28. August bis 21. September: abwesend von Berlin
12. September: Vertrag mit Mairsohn in Schwetz

1856

Mai: Erkrankung
25. Juni: Tod
28. Juni: Begräbniss

Digitized by Google

B.
STAMMBAEUME

I

Stammbaum der väterlichen Familie Schmidt

Johann Georg Schmidt, verh. mit Sophia Elisabetha Götz
Herrendiener in Ansbach

Eine Tochter und vier Söhne, darunter der jüngste:

Albert Christian Heinrich Schmidt, verh. mit Sophia Elenora Reinlein,
Instrumentenmacher in Baireuth, aus Erlangen,
1769—1807 1778—1859

Johann Caspar Schmidt
(Max Stirner)
1806—1856

II

Stammbaum der mütterlichen Familie Reinlein

Johann Reinlein, verh. mit Luise Margarethe Kasparitz
Postbote in Erlangen

Sophia Elenora Reinlein Johann Gottlieb Reinlein verh. mit?
siehe Stammbaum I und III

Anna Marie Reinlein Johann Theodor Reinlein Sophia Rosine Reinlein
† Goldarbeiter, † 1860 1810—1880
verh. mit Friedrich Stillkrauth
kgl. bayr. Reg.-Rechnungscommissar,
† 1870

Georg Reinlein
† zu Lichtenfels als Oberschreiber

Sophie Stillkrauth Babette Stillkrauth Anton Stillkrauth Wilhelm Stillkrauth Sophian Stillkrauth
† Bayreuth lebt in Bayreuth Kaufmann in München? Bahnexpeditor a. D. in München Kaufmann in Riesa?
Zwei Söhne?

Digitized by Google

III

Stammbaum der stiefväterlichen Familie Ballerstedt

Vater (?)

Christian Valentin Goeckingk	Maria Sophia Günther Goeckingk	Paul Heinr. Ludw. Friedr. Günther Goeckingk	Dietrich Theodor Günther Goeckingk
unverh., † 9. X. 1806 in Kulm	unverh., † 26. X. 1807 in Kulm	Herzogl. Nassauisch pension. Rittmeister in Kulm (Besitzer des Hauses in Kulm) † 26. VI. 1814	Pfarrer an der Tragheimschen Kirche in Königsberg i. Pr. † 22. III. 1808

Bruder (?)

Karl Friedrich Ballerstedt verh. mit Anna Juliane Johanna Goecking
Dr. med. in Helmstedt

Heinrich Friedrich Ludwig Ballerstedt verh. mit Sophia Eleonora Schmidt
Apotheker und Rentier in Kulm am 13. IV. 1809 geb. Reinlein
1761—1837 siehe Stammbaum I und II

Johanna Friedrica Ballerstedt
1809—1812

Digitized by Google

C.
JOHANN CASPAR SCHMIDT'S CURRICULUM VITAE

Den nachfolgenden Lebenslauf schrieb Johann Caspar Schmidt, als er sich im Jahre 1834 zum Examen pro facultate docendi meldete. Das Original lautet:

Ego, Joannes Casparus Schmidt, evangelicae confessioni addictus, Baruthi, quod Borussiae olim oppidum nunc Bavariae attributum est, die XXV. mensis Octobris anni MDCCCVI natus, patreque tibiarum fabricatore paucis post me natum diebus defuncto sum usus. Mater Ballerstedtio pharmacopolae post tres annos nupta ubi per varios fortunae casus Culmam, quod est oppidum ad Vistulam in Borussia occidentali positum, delata est, me haud ita multo post, anno MDCCCX ad se accessit. Inde primis litterarum rudimentis instructus, anno aetatis duodecimo exacto Baruthum sum reversus, Gymnasium illius oppidi florentissimum frequentaturus. A viris doctissimis ibi disciplina per septem fere annos institutus sum, e quibus pio ac grato animo Pauschium, Kiefferum, Neubigum, Kloeterum, Heldium, Gablerum nomino, qui et humanitate et consuetudinis conjunctione optime de me meruerunt. Quorum praeceptis via ad studia munita, annis MDCCCXXVI—MDCCCXXVIII in academia Berolinensi et philologiae et theologiae studui, et Boeckhii, Hegelii, Marheinekii, Caroli Ritteri, Henrici Ritteri, Schleiermacheri lectionibus operam dedi. Postero anno in academia Erlangensi per semestre obivi Kappii et Wineri scholas; quibus auditis itineri me per Germaniam commissurus academia discessi annumque fere totum in ea profectione consumsi. Domesticis deinde rebus coactus annum unum Culmae, alterum Regimonti negotiis familiaribus deditus transegi. Quo ego tempore, etsi studia in academia persequi non licuit, nequaquam tamen neglectis litteris ad doctrinas et philosophicas et philolo-

Digitized by Google

gicas studioso animo incubui. Anni MDCCCXXXIII mense Octobri ad studia me retuleram in academia Berolinensi renovanda, cum in morbum incidi, qui me ab audiendis lectionibus per semestre prohibuit. Salute refecta Boeckhii, Lachmanni, Micheleti interfui lectionibus. Itaque triennio absoluto nunc examen pro facultate docendi, quod dicunt, Deo juvante constitui subire.

In deutscher Uebersetzung:

Ich, Johann Caspar Schmidt, evang. Confession, bin geboren zu Baireuth, einer ehemals preussischen, jetzt bayrischen Stadt, am 25. October 1806. Mein Vater war Flötenmacher; er starb bald nach meiner Geburt. Meine Mutter heirathete drei Jahre später den Apotheker Ballerstedt und gelangte mit diesem unter mancherlei wechselnden Schicksalen nach Kulm a. d. Weichsel in Westpreussen. Hierhin holte sie mich alsbald im Jahre 1810 zu sich. Nachdem ich dort den ersten Unterricht empfangen, kehrte ich mit 12 Jahren nach Baireuth zurück, um das Gymnasium zu besuchen. Sieben Jahre lang genoss ich hier den Unterricht gelehrter Männer, unter denen besonders Pausch, Kieffer, Neubig, Kloeter, Held und Gabler sich meiner mit grosser Liebe annahmen, so dass ich dankbar ihrer gedenke. Mit dem Reifezeugniss versehen, bezog ich in den Jahren 1826 bis 1823 die Universität Berlin zum Studium der Philologie und der Theologie und hörte Vorlesungen bei Böckh, Hegel, Marheineke, Carl Ritter, Heinrich Ritter und Schleiermacher. Alsdann begab ich mich für ein Semester nach Erlangen, wo ich Kapp und Winer hörte, verliess darnach die Universität, um eine längere Reise durch Deutschland zu machen. Häuslicher Verhältnisse halber verblieb ich nun ein Jahr in Kulm, ein zweites in Königsberg ebenfalls in Familien-Angelegenheiten. Jedoch vernachlässigte ich währenddessen keineswegs meine philologischen und philosophischen Studien. Im October 1833 endlich kehrte ich zur Wiederaufnahme meiner akademischen Studien nach Berlin zurück, verfiel aber sogleich in länger dauernde Krankheit, so dass ich erst vom nächstfolgenden Semester an Vorlesungen und zwar bei Böckh, Lachmann und Michelet hören konnte. Auf diese Weise vollendete ich das akademische Triennium und gedenke mich nunmehr dem Examen pro facultate docendi mit Gottes Hülfe zu unterwerfen.

Digitized by Google

D.
PORTRAITSKIZZE MAX STIRNER'S

Die untenstehende Skizze Max Stirner's wurde im Jahre 1892 von seinem früheren Bekannten, Friedrich Engels in London, aus fünfzigjähriger Erinnerung flüchtig in den Umrissen entworfen.

Die Skizze ist nicht ähnlich, wie ausdrücklich bemerkt werden muss. Die Stirn und der Schädel sollen weder so eckig, noch das Kinn so scharf hervortretend gewesen sein; ausserdem soll Stirner nie diese hohen „Vatermörder" und Rockkragen getragen haben. Doch sollen die Nase und der feine Mund getroffen sein und das Ganze wenigstens einige entfernte Aehnlichkeit mit dem Original besitzen.

Wenn die Skizze hier reproduziert wird, so geschieht es, weil sie eben das einzige existierende Bild Stirner's ist, und weil keine Hoffnung besteht, jemals ein anderes aufzufinden, wie in der „Einleitung" bereits gesagt wurde. Zu ihrer gänzlichen Fortlassung kann ich mich daher nicht entschliessen.

Gelegentlich einer Besprechung der französischen Uebersetzung des „Einzigen" brachte die „Revue blanche" in Paris (Januar 1900, No. 158) eine ganz interessante Ergänzung der Skizze von Felix Valloton (ohne Quellenangabe des Originals).

Digitized by Google

E.

NAMENSUNTERSCHRIFTEN STIRNER'S

Unten- und umstehend sehen wir die Handschrift Stirner's aus den verschiedenen Zeiten seines Lebens. Die erste Unterschrift (1) ist dem Anmeldebogen der Vorlesungen, die er an der Universität Berlin 1826 und die folgenden Jahre hörte, entnommen; die zweite (2) steht unter seiner Meldung zum Examen von 1834; die drei nächsten Facsimilen (3) sind aus dem Zeugnissbuch einer seiner Schülerinnen an der Gropius'schen Töchterschule vom Jahre 1842 und den folgenden. Die Unterschriften stammen somit aus Stirner's zwanzigstem, seinem achtundzwanzigsten und seinem sechsunddreissigsten Lebensjahre, also aus acht zu acht Jahren.

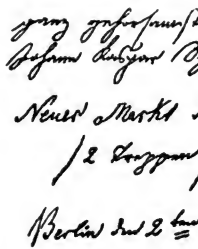
Als letzte Unterschrift (4) sind eine neu gefundene aus der letzten Zeit seines Lebens, 1854; und als interessante Curiosa die Handschrift der Mutter Stirner's (5) und die des Stiefvaters Ballerstedt (6), beide aus dem Jahre 1819, beigefügt.

Der Antiquar Max Harrwitz in Nicolassee bei Berlin besitzt ein Exemplar des Buches von „H. Düntzer, Goethes Faust", Köln 1837, das auf dem Vorblatt des Titels den Namenszug „Stirner" in Bleistift trägt, und in seinem ersten Theil durchgearbeitet und mit Bleistiftnotizen versehen ist. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass es aus dem Besitz Stirner's stammt, doch möchte ich mich für die Echtheit nicht verbürgen. Desgleichen ein altes Buch aus dem Jahre 1552, in Wittenberg erschienen: „Hausfried. Was für Ursachen die christlichen Eheleute zu bedencken . . ." Es trägt ebenfalls auf dem Titelblatt den Namen „Stirner" als Vorbesitzer. Auch hier ist eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Namenszug unverkennbar, doch steht die Herkunft ebensowenig fest.

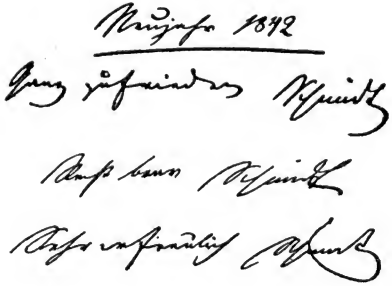
1.

Digitized by Google

2.



3.



4.

Digitized by Google

Lamprecht

Kunst und Religion. Dr. Schmidt. Abgedruckt. 1

Hegel behandelt die Kunst vor der Religion; diese Stellung gebührt ihr, sie gebührt ihr sogar unter dem geschichtlichen Gesichtspunkte. Sobald die Ahnung erwacht, daß der Mensch in sich selbst ein Jenseits habe d. h. daß er im thierischen und natürlichen Zustande sich nicht genüge, sondern ein anderer werden müsse (und für den gegenwärtigen Menschen ist doch wohl der andere, der er werden soll, ein zukünftiger, der erst jenseits seines dermaligen Befindens ~~erwartet~~ werden muß, — ein jenseitiger: so ist ja der Jüngling die Zukunft und das Jenseits des Knaben, in welches er erst hineinwachsen muß, und so ist der sittliche Mensch das Jenseits des bloß — unschuldigen Kindes): sobald jene Ahnung in dem Menschen erwacht und er darauf hindrängt, sich zu theilen und zu entzweien in das, was er ist, und das, was er werden soll, so strebt er sehnsüchtig nach ~~dem~~ dem letzteren, nach diesem zweiten und anderen Menschen, und rastet nicht eher, als bis er die Gestalt dieses jenseitigen Menschen vor sich sieht. Lange wagt es ~~er~~ in ihm hin und her; er fühlt nur, daß sich eine Lichtgestalt in der Finsterniß seines Innern erheben wolle, aber die sicheren Contouren und die feste Form fehlen ihr noch. Mit dem im Dunkel ungewiß tappenden Volke tappt auch der ~~g~~ künstlerische Genius eine Zeitlang nach dem Bilde ihrer Ahnung ~~unser~~ suchend umher; was aber Keinem gelingt, ihm gelingt es: er gibt der Ahnung Form, er findet die Gestalt, er erschafft das — Ideal. Was ist der vollkommene Mensch, des Menschen eigenste Bestimmung, von der Alle eine Anschauung zu erhalten sich sehnen, anders, als der ideale Mensch, des Menschen Ideal? Der Künstler hat endlich das rechte Wort, das rechte Bild, die rechte Anschauung für das entdeckt, wonach Alle verlangten; er stellt

es ~~auf~~ auf: es ist das Ideal. „Ja, das ist es, das ist jene Gestalt des Vollkommenen, das ist der Ausdruck für unser Sehnen, die frohe Botschaft (Evangelium), welche unsere längst ausgehendeten Kundschafter, die labiumdiestigen ~~Lungen~~ unseres Geistes, heimbringen!" So ruft das Volk bei der Schöpfung des Genius und fällt — anbetend nieder.

Ja, anbetend! der heiße Drang des Menschen, nicht allein zu sein, sondern sich zu verdoppeln, nicht zufrieden zu sein mit sich, dem natürlichen, sondern den zweiten zu suchen, den geistigen Menschen ~~[illegible]~~, — dieser Drang ist ~~in die~~ befriedigt durch ~~die Schöpfung des Ge~~ das Werk des Genius, und die Entzweiung ist vollendet. Jetzt erst athmet der Mensch befriedigt auf; denn die Wirren seines Innern sind gelöst, die beunruhigende Ahnung — hinausgeworfen als Gestalt: der Mensch steht sich selbst gegenüber. Dieses Gegenüber ist er selbst und ist es nicht: es ist sein Jenseits, auf das alle Gedanken und Gefühle hinfluthen, ohne es ganz zu erreichen, und es ist sein Jenseits, eingehüllt und unzertrennlich verwoben mit dem Diesseits seiner Gegenwart. Es ist der Gott seines Innern, aber er ist draußen, darum kann er ihn nicht fassen, nicht begreifen. Verlangend breitet er seine Arme aus, aber das Gegenüber ist nicht zu erreichen; denn wäre es zu erreichen, wo bliebe dann das „Gegenüber"? Wo bliebe die Entzweiung mit all ihren Schmerzen und all ihrer Wonne? Wo bliebe — sprechen wir es aus, wie diese Entzweiung mit einem anderen Worte heißt — wo bliebe die Religion?

Die Kunstschaft Entzweiung, indem sie den Menschen das Ideal entgegenstellt, der Anblick des Idealen aber, der so lange dauert, bis ~~[illegible]~~ von unverwandter, zierigen

Auge das Ideal wieder eingesogen und verschlungen wor-
den, heißt Religion. Darum, weil sie ein Anblicken ist,
bedarf sie eines Gegenstandes oder Objectes, und der
Mensch verhält sich als religiöser zu dem durch die
Kunstschöpfung hinausgeworfenen Ideal, zu seinem
zweiten, äußerlich gewordenen Ich, als zu einem Ob-
jecte. Hier liegen alle Qualen, alle Kämpfe von
Jahrtausenden; denn fürchterlich ist es, außer sich zu
sein, und außer sich ist Jeder, der sich selbst zum
Objecte hat, ohne dieß Object ganz mit sich vereini-
gen und als Object, als Gegen- und Widerstand ver-
nichten zu können. Die religiöse Welt lebt in den Freu-
den und Leiden, die sie von diesem Objecte erfährt, sie
lebt in der Entzweiung ihrer selbst, und ihr geistiges
Dasein ist nicht ein vernünftiges, sondern ein ver-
ständiges. Die Religion ist eine Verstandes-Sache:
So hart, als das Object, das kein Erkennen ganz für
sich gewinnen kann, dem er sich vielmehr unterwerfen
muß, so spröde ist auch sein eigener Geist, diesem
Objecte gegenüber: er ist Verstand. „Kalter ~~schmei-~~
~~dender~~ Verstand!?" — So kennt ihr nichts als ~~diese~~
jenen „kalten" Verstand? wißt nicht, daß nichts so
glühend heiß, so heldenmüthig ist, als der Verstand?
Censeo, Carthaginem esse delendam sprach Cato's Ver-
stand und er blieb unverrückt dabei; die Erde bewegt
sich um die Sonne, sprach Galilei's Verstand, ~~auch nachdem~~
selbst während der schwache Greis knieend die
Wahrheit abschwur, und als er aufstand, sagte er
wieder: „Und sie bewegt sich doch um die Sonne". Kein
Gewalt ist groß genug, uns den Gedanken zu ver-
rücken, daß 2 mal 2 = 4 ist, und des Verstandes einiges
Wort bleibt dieß: „Hier steh' ich, ich kann nicht anders!"

Digitized by Google

es ~~auf~~ auf: es ist das Ideal. „Ja, das ist es, das ist jene Gestalt des Vollkommenen, das ist der Ausdruck für unser Sehnen, die frohe Botschaft (Evangelium), welche unsere längst ausgesendeten Kundschafter, die labyrinthischen Lagen unseres Geistes, heimbringen!" So ruft das Volk bei der Schöpfung des Genius und fällt — anbetend nieder.

Ja, anbetend! der heiße Drang des Menschen, nicht allein zu sein, sondern sich zu verdoppeln, nicht zufrieden zu sein mit sich, dem natürlichen, sondern den zweiten zu suchen, den geistigen Menschen ~~dieser~~, — dieser Drang ist ~~in die~~ befriedigt durch ~~die Schöpfung des Ge~~ das Werk des Genius, und die Entzweiung ist vollendet. Jetzt erst athmet der Mensch befriedigt auf; denn die Wirren seines Innern sind gelöst, die beunruhigende Ahnung — Einausgeworfen als Gestalt: der Mensch steht sich selbst gegenüber. Dieses Gegenüber ist er selbst und ist es nicht: es ist sein Jenseits, auf das alle Gedanken und Gefühle hinfluthen, ohne es ganz zu erreichen, und es ist sein Jenseits, eingehüllt und unzertrennlich verwoben mit dem Diesseits seiner Gegenwart. Es ist der Gott seines Innern, aber er ist draußen, darum kann er ihn nicht fassen, nicht begreifen. Verlangend breitet er seine Arme aus, aber das Gegenüber ist nicht zu erreichen; denn wäre es zu erreichen, wo bliebe dann das „Gegenüber"? Wo bliebe die Entzweiung mit all ihren Schmerzen und all ihrer Wonne? Wo bliebe — sprechen wir es aus, wie diese Entzweiung mit einem anderen Worte heißt — wo bliebe die Religion?

Die Kunstschaft Entzweiung, indem sie den Menschen das Ideal entgegenstellt, der Anblick des Ideales aber, der so lange dauert, bis ~~[illegible]~~ von unverwandten, gierigen

Auge das Ideal wieder ungesogen und verschlungen wer-
den, heißt Religion. Darum, weil sie ein Anblicken ist,
bedarf sie eines Gegenstandes oder Objectes, und der
Mensch verhält sich als religiöser zu dem durch die
Kunstschöpfung hinausgeworfenen Ideal, zu seinem
zweiten, äußerlich gewordenen Ich, als zu einem Ob-
jecte. Hier liegen alle Qualen, alle Kämpfe von
Jahrtausenden; denn fürchterlich ist es, außer sich zu
sein, und außer sich ist Jeder, der sich selbst zum
Objecte hat, ohne dieß Object ganz mit sich vereini-
gen und als Object, als Gegen- und Widerstand ver-
nichten zu können. Die religiöse Welt lebt in den Freu-
den und Leiden, die sie von diesem Objecte erfährt, sie
lebt in der Entzweiung ihrer selbst, und ihr geistiges
Dasein ist nicht ein vernünftiges, sondern ein ver-
ständiges. Die Religion ist eine Verstandes-Sache!
So hart, als das Object, das kein Erbarmen ganz für
sich gewinnen kann, dem er sich vielmehr unterwerfen
muß, so spröde ist auch sein eigener Geist, diesem
Objecte gegenüber: er ist Verstand. „Kalter ~~schwei-~~
~~der~~ Verstand!?" — So kennt ihr nichts als ~~diese~~
jenen „kalten" Verstand? wißt nicht, daß nichts so
glühend heiß, so heldenmüthig ist, als der Verstand?
Censeo, Carthaginem esse delendam sprach Cato's Ver-
stand und er blieb unverrückt dabei; die Erde bewegt
sich um die Sonne, sprach Galilei's Verstand, ~~auch nachdem~~
selbst während der schwache Greis knieend die
Wahrheit abschwur, und als er aufstand, sagte er
wieder: „Und sie bewegt sich doch um die Sonne". Kein
Gewalt ist groß genug, um den Gedanken zu ver-
rücken, daß 2 mal 2 = 4 ist, und des Verstandes einiges
Wort bleibt dieß: „Hier steh' ich, ich kann nicht anders!"

Und die Sache eines solchen Verstandes, der nur unerschütterlich ist, weil sein Object (2 mal 2 = 4 u. s. w.) sich nicht erschüttern läßt, die Sache eines solchen Verstandes sollte die Religion sein? Ja, sie ist es. Auch sie hat ein unerschütterliches Object, dem sie verfallen ist: der Künstler hat es ihr erschaffen, nur der Künstler könnte ihr's wieder nehmen. Denn sie selbst ist ohne Genialität. Es gibt kein religiöses Genie, und Niemand wird behaupten, daß man in der Religion Genius, Talent und Talentlose unterscheiden dürfe. Zur Religion hat Jeder gleiche Fähigkeit, so gut als zum Verständniß des Dreiecks und des pythagoräischen Lehrsatzes. Man verwechsle nur nicht Religion u. Theologie; zu dieser hat freilich nicht Jeder die gleiche Befähigung, so wenig als zur höheren Mathematik u. Astronomie: diese Dinge erfordern einen seltenen Grad von — Scharfsinn. Nur der Religionsstifter ist genial, er ist aber auch der Schöpfer des Ideals, mit dessen Schöpfung jede weitere Genialität unmöglich wird. Wer der Geist ist in Object gebunden ist und alles Maaß seiner Bewegung ihm von eben diesem Objecte bestimmt wird (denn wollte der Religiöse durch einen entschiedenen Zweifel an dasein Gottes über die Unübersteiglichkeit dieses Objectes dennoch hinaussteigen, so würde er damit eben aufhören ein Religiöser zu sein, etwa wie ein Gespenstergläubiger, wenn er an dasein der Gespenster, dieser Objecte, entschieden zweifelte, kein Gespenstergläubiger mehr wäre. Der Religiöse erbaut sich nur darum „Beweise für das Dasein Gottes", weil er, festgebannt in dem Kreise des Glaubens an dieses Dasein, innerhalb desselben sich eine freie Bewegung des Verstandes und Scharfsinns vorbehält.), wer, sage ich, der Geist von einem Objecte abhängig ist, das er zu erklären, zu erforschen, zu fühlen, zu lieben u. s. w. sucht, da ist er nicht frei und, weil freiheit

die Bedingungen der Genialität, auch nicht genial. d.
Eine geniale Dummheit ist ein ebenso höchst großer Unsinn, als eine geniale [illegible]. Die Religion bleibt also dem Verstande zugänglich, und jeder Glaubenssatz [illegible] F)

F) [illegible] wird doch immer verständigen [illegible] weil auch die [illegible] nicht [illegible] Dank, Anhänglichkeit zu haben.

Ist denn nicht aber die Liebe das eigentliche Wesen der Religion, sie, die doch ganz eine Sache des Gefühls und nicht des Verstandes ist? Wenn sie eine Herzenssache ist, muß sie darum weniger eine Verstandessache sein? Eine Herzenssache ist sie, wenn sie mein ganzes Herz einnimmt; das schließt nicht aus, daß sie ~~nicht~~ auch meinen ganzen Verstand einnehme, und macht sie überhaupt zu nicht [illegible]: Geist und Natur kann auch Herzenssache sein. Die Liebe ist in der That nur eine Verstandessache, wobei sie übrigens in ihrem Titel als Herzenssache unbeschädigt bleibt; eine Sache der Vernunft ist sie nicht, denn im Reiche der Vernunft ~~gibt~~ gibt's eben so wenig eine Liebe, als im Himmel, nach Christi bekanntem Worte, gefreit wird. Allerdings läßt sich von einer „unverständigen" Liebe sprechen. Sie ist entweder so unverständig, daß sie ~~nicht mehr und~~ verstandlos und nichts weniger als Liebe ist, wie manches Vergaffen in ein ~~[illegible]~~ Gesicht [illegible] schon Liebe genannt wird, oder sie erscheint nur zur Zeit noch ohne ausdrücklichen Verstand, kann aber zum Ausdruck desselben kommen. So ist die Kindesliebe zunächst eine an sich verständige, aber bewußtlose [illegible], allein nicht desto weniger eine wahrhaftige Verstandessache, weil sie nur so weit geht, als der — Verstand des Kindes, und mit ihm zugleich entsteht und wächst. So lange das Kind noch keine Zeichen von Verstand gibt, zeigt es auch — wie Jedem die Erfahrung gelehrt haben kann — noch keine Liebe: es benimmt sich als bloßes

Digitized by Google

Gefühlswesen und fühlt eben darum noch nichts von Liebe. In dem Maaße erst, als es die Objecte — wozu ja auch die Menschen gehören — sondert, schließt es sich ~~auch~~ an einen Menschen mehr an, als an den andern, und mit seiner Kirche — oder, wenn man es so nennen will, seinen Respekte — beginnt seine Liebe. Das Kind liebt, weil es von einem Gegenstande oder Objecte, also von einem Menschen, in dessen Machtbereich oder Zauberkreis gezogen wird; es versteht das mütterliche Wesen seiner Mutter wohl von anderem Wesen zu unterscheiden, wenn es sich darüber auch noch nicht verständig auszusprechen weiß. Vor jenem Verständniß liebt kein Kind, und seine Liebe ist nichts als ~~dieß~~ das innigste Verständniß. Wer Kindesliebe sinnig beobachtet hat, dem wird die Erfahrung diesen Satz bestätigen. Aber nicht bloß Kindesliebe steigt und sinkt mit dem Verständniß des „Gegenstandes" (so hört man ja oft, wenn auch ungeschickt, doch sehr bezeichnend die Geliebten nennen), sondern jede Liebe. Tritt ein Mißverständniß ein, so verliert die Liebe während seiner Dauer mehr oder weniger, und ~~b~~ man braucht sogar das Wort Mißverständniß geradezu für Mißhelligkeit, womit eine Störung der Liebe bezeichnet wird. Die Liebe ist unhaltbar und unwiederbringlich verloren, wenn man sich in einem Menschen vollständig getäuscht hat: das Mißverständniß ist darin vollkommen und die Liebe erloschen.

Der Liebe ist ein Object, ein „Gegenstand" unentbehrlich. Dieselbe Bewandtniß hat es mit dem Verstande, der eben darum die eigentliche und einzige Geistesthätigkeit des Religiösen ~~ist~~ ist, weil dieser nur Gedanken über und an ein Object hat, nur Betrachtungen und Andacht, nicht freie, objectlose, „vernünftige" Gedanken, welche letzteren er vielmehr für „philosophische Hirngespinnste" ~~[illegible]~~ ansieht u. verurtheilt.

Ist aber dem Verstande ein Object nothwendig, so hört seine Wirksamkeit immer da auf, wo er ein Object so ausgenommen hat, daß er nichts mehr daran zu thun findet und damit fertig ist. Mit seiner Thätigkeit erlischt sein Antheil an der Sache, weil, soll er sich liebend hingeben und alle Kräfte widmen, sie ihm ein — Mysterium sein muß. Auch hierin ergeht's ihm, wie der Liebe. Eine Ehe ist nur dann unvergänglicher Liebe versichert, wenn die Gatten sich täglich neu erscheinen, und jeder in dem andern einen unerschöpflichen Born frischen Lebens erkennt, d. h. ein Mysterium, ein Unerforschliches, Unbegreifliches. Finden sie nichts Neues mehr an einander, so löst sich die Liebe unaufhaltsam in die Langweile und Gleichgültigkeit auf. So auch ist der Verstand nur, indem er thätig ist, und wo er seine Kräfte nicht mehr üben kann an einem Mysterium, weil das Dunkel desselben verschwunden ist, da entfernt er sich von dem ganz verstandenen und dadurch schaal gewordenen Gegenstande. Wer von ihm geliebt sein will, der muß sich, wie eine kluge Frau, wohl hüten, ihm alle seine Reize auf einmal zu bieten; jeden Morgen einen neuen, und die Liebe währt Jahrtausende! Ganz eigentlich das Mysterium ist es, was die Verstandessache zur Herzenssache ausbildet: der ganze Mensch ist mit seinem Verstande bei der Sache, das macht sie zur Herzenssache.

Hat nun die Kunst den Menschen das Ideal erschaffen und ihm damit ein Object gegeben, mit welchem der Geist lange Zeiten hindurch ringt und in diesem Ringen mit Objecten die bloße Verstandesthätigkeit geltend macht, so ist die Kunst die Schöpferin der Religion und darf in einem philosophischen Systeme, wie das Hegel's ist, ihren

Ω

Jeden eigensten Bedürfniß und Verlangen harmonirte, der als Ideal vor Augen stellte, wieder in das Innere, wohin sie gehört, zurückzunehmen ~~sucht~~ und wieder subjectiv zu machen sucht. Sie trachtet das Ideal oder den Gott ~~mit~~ mit dem Menschen, dem Subjecte, zu versöhnen und ihn seiner harten Gegenständlichkeit zu entkleiden. Der Gott soll innerlich werden („Nicht Ich, sondern Christus lebet in mir"), die Entzweiung will sich selbst auflösen und Bewerden; der mit der Ideal entzweite Mensch strebt ~~dieses~~ seinerseits dieses wieder zu gewinnen (Gott und Gottes Gnade zu gewinnen und endlich Gott ganz zu seinem Ich zu machen) und der vom Menschen noch getrennte Gott sucht anderseits jenen für das Himmelreich zu gewinnen: sie ergänzen und suchen sich beide. Aber sie finden sich ~~nie~~ nie und werden nie Eins; die Religion selbst verschwände, wenn beide jemals Eins würden, da sie nur ~~in~~ ihrer Trennung besteht. Daher hofft der Gläubige auch nichts ~~mehr~~ mehr als daß er einst zum „Schauen von Angesicht zu Angesicht" kommen werde.

Doch die Kunst begleitet auch die Religion, indem das menschliche Innere, durch den Kampf mit dem Objecte bereichert, bald wieder in einem Genuß zu neuer Gestaltung austritt und das seitherige Object durch frische Bildung verschönert und verklärt. Schwerlich vergeht ein Menschenalter ohne eine solche, der Kunst zu dankende Verklärung. Endlich aber steht die Kunst auch am Ende einer Religion. Heiteren Muthes nimmt sie ihr Gebilde wieder in Anspruch und als das ihrige es ~~ab~~ behauptend raubt sie ihm die Objectivität, erlöst es aus der Jenseitigkeit, in welche es die Zeit der Religion hindurch verfallen

Digitized by Google

[illegible] geworden und eine *himmlische* Liebe zeigen, die nicht himmlisch, sondern *göttlich* ist, welche mehr für Menschengefühl als für Gott auftritt." Der [illegible] 11.

[illegible] Verständniss der Ganzen [illegible] für ein äusserliche *Unmöglichkeit* [illegible], weil er für ein [illegible] der *Macht* [illegible] unmittelbar.

Wer seinem Gott dient, der muss ihm ganz dienen. Es ist daher z. B. eine verkehrte Zumuthung an den *Christen*, dass er dem Judenthum dieselben Rechte einräumen solle: auch der Christ mit dem mildesten Herzen kann nicht anders, wenn er nicht gegen seine Religion gleichgültig sein will oder aber gedankenlos verfährt. Denkt er *verständig* über die Anordnungen seiner Religion nach, so muss er den Juden ausschliessen von christlichen Rechten, oder, was dasselbe ist, von den Rechten der Christen, und das von allen Dingen im Staate. Denn die Religion ist für Jeden, der sie nicht bloss lau auffasst, ein Verhältniss der *Entzweiung*.

Dies also ist die Stellung der Kunst zur Religion. Jene erschafft das Ideal und gehört an den Anfang; diese hat am Ideal ein Mysterium, und wird in Jedem zu einer um so innigeren Angelegenheit, je fester er an dem Objekte hängt und von ihm abhängt. Ist aber das Mysterium aufgeklärt, die Gegenständlichkeit und Fremdheit gebrochen und eben damit das Wesen einer bestimmten Religion vernichtet, dann hat die Komödie ihre Aufgabe zu lösen, und durch den anschaulichen Beweis von der Leerheit oder besser Ausgeleertheit des Objektes den Menschen von seiner altgläubigen Anhänglichkeit an das Veraltete zu befreien. Diesem ihrem Wesen gemäss greift die Komödie auch in jedem Gebiete das Heiligste heraus und beleuchtet z. B. die heilige Ehe, weil die von ihr dargestellte Ehe nicht mehr — heilig ist, sondern eine leer gewordene Form, an welcher man nicht länger haften soll. Aber selbst die Komödie gehört der Religion weniger, wie die gesammte Kunst: sie macht nur Raum für das Neue, dem die Kunst selbst wieder Gestalt zu geben versucht.

Digitized by Google

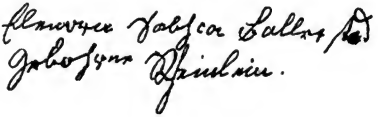
Macht die Kunst das Object und lebt die Religion nur in der Anbetung an das Object, so unterscheidet sich die Philosophie von beiden sehr deutlich. Ihr steht weder ein Object gegenüber, wie der Religion, noch macht sie eines, wie die Kunst, sondern sie legt vielmehr auf alle Objectmacherei als auf die ganze Objectivität selbst die zermalmende Hand und athmet die Freiheit. Die Vernunft, der Geist der Philosophie, beschäftigt sich nur mit sich selbst, und kümmert sich um kein Object. Dem Philosophen ist Gott so gleichgültig, als ein Stein: er ist der ausgemachteste Atheist. Wenn er sich mit Gott beschäftigt, so ist das keine Verehrung desselben, sondern eine Verwerfung: es sucht dann nur die Vernunft nach dem Funken von Vernunft, der sich in jene Form verloren hat; denn der Vernunft sucht nur sich selbst, bekümmert sich nur um sich selbst, liebt nur sich selbst, oder liebt sich eigentlich nicht, da sie an ihr kein Object hat, sondern sie selbst ist. Neander hat daher mit richtigem Instinkte dem „Gott der Philosophen" sein „Pereat!" gebracht.

Allein über die Philosophie haben wir uns nicht vorgenommen, hier weiter zu sprechen: sie liegt Jenseits des Thema's.

Stirner.

Digitized by Google

5.



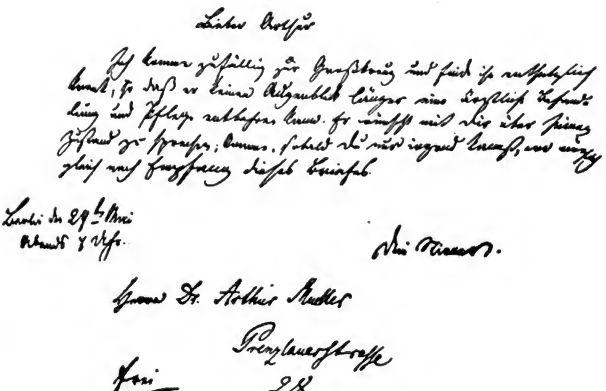
6.

Digitized by Google

F.

ZWEI BRIEFE STIRNER'S

Bis 1898 war nur die Existenz eines einzigen Briefes Stirner's bekannt. Er ist an einen Freund des Hippel'schen Kreises gerichtet und hier etwas verkleinert im Facsimile wiedergegeben. Der Brief befindet sich in privaten Händen.



Seitdem hat sich im Germanischen Museum in Nürnberg ein zweiter gefunden, den ich nach der dort von mir genommenen Abschrift ebenfalls im Wortlaut wiedergebe. Sein Adressat ist der Freund Stirner's, Dr. Adolf Rutenberg, der Redacteur der Rheinischen Zeitung in Koeln, deren Mitarbeiter Stirner 1842 bekanntlich war.

Die in dem Briefe, mit welchem Stirner seine Mitarbeit an der „Rheinischen Zeitung" einleitet, erwähnte Korrespondenz steht dort als erste in Nr. 66 vom 7. März 1842. (Vgl. Kleinere Schriften, zweite Auflage, Seite 51.)

Es muss leider jetzt mit Gewissheit angenommen werden, dass sich auch Briefe Stirner's nicht mehr in Autographen-Sammlungen erhalten haben, da das letzte Jahrzehnt sonst sicher Kunde von ihnen gebracht hätte.

An

Herrn Dr. Rutenberg zu Cöln.

Lieber Freund!

Ich habe im Augenblick keinen Adresskalender zur Hand, um für die erste Notiz die Titel hinzuzusetzen zu Thiele, Bodelschwingh etc. Thu doch das vor dem Druck.

Ich glaubte, dass es Euch lieb sein müsste, diese Notiz möglichst bald zu erhalten; darum erhältst Du diese kurze Correspondenz. Ist Euch das Recht, dass man Euch Correspondenzen zuschickt, von so kurzem oder noch kürzerem Umfang, wenn Neues passirt? Schreib' mir das; sodann aber erinnere Dich nochmals, mir wegen meiner Collision mit Buhl in den Correspondenzen Deine Ansicht zu schreiben.

Dein

Schmidt.

1. 3. 42

Die Geheime Polizei ist constituirt. Der Assessor Streber ihr Haupt. Unter der von mir gewählten Form geht die Anzeige vielleicht durch.

Digitized by Google

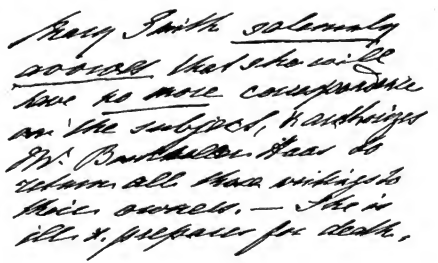
G.

MARIE DAEHNHARDT'S LETZTES WORT

Die untenstehenden Zeilen schrieb Frau Marie Schmidt an den unteren Rand der letzten Seite meines Fragebogens, den ich ihr in London im Februar 1897 zur Beantwortung vorgelegt hatte.

Ihr „letztes Wort" lautet in deutscher Uebersetzung:

Mary Smith erklärt feierlich, dass sie keine weitere Correspondenz über diesen Gegenstand zu führen wünscht, und bevollmächtigt Herrn Buchhändler Haas alle diesbezüglichen Schreiben an ihre Eigenthümer zurückzusenden. — Sie ist krank und bereitet sich auf den Tod vor.



Digitized by Google

H.

BIBLIOGRAPHIE

MAX STIRNER

DER EINZIGE UND SEIN EIGENTHUM. Von MAX STIRNER. Leipzig, Verlag von Otto Wigand. 1845. 8°. 491 Seiten.

Die Original-Ausgabe ist selten geworden. Ihr antiquarischer Preis ist in den letzten Jahrzehnten sehr gestiegen und wird mit 20—30 Mark angesetzt. — Das Titelblatt dieser Original-Ausgabe ist auf der folgenden Seite in Facsimile wiedergegeben.

DER EINZIGE UND SEIN EIGENTHUM. Zweite Auflage. (Wörtlicher Wiederabdruck mit Fortlassung einzig der Widmung.) Ebenda. 1882. 8°. 379 Seiten. — Vergriffen.

— — —. Dritte Auflage. Ebenso und ebenda. 1901. 8°. 379 Seiten. Preis 4 Mark.

— — —. Universal-Bibliothek. No. 3057—3060. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun. o. J. (April 1893.) 16°. 429 Seiten. Preis 80 Pfg., gebd. 1 Mark 20 Pfg.

Die zweite Auflage ist in der alten Orthographie des Originals gedruckt; die dritte, sowie die Reclam'sche Ausgabe — leider — in der sogenannten „neuen".

DER EINZIGE UND SEIN EIGENTHUM. Monumental-Ausgabe. „Diese Privat-Ausgabe wurde für John Henry Mackay in Charlottenburg im Mai und Juni des Jahres 1911 in der Officin von W. Drugulin in Leipzig in einmaliger Auflage von 980 Exemplaren gedruckt." Gross 4°. 355 Seiten. Auf einem zu diesem Zweck hergestellten und mit eigenem Wasserzeichen versehenen van Gelder Bütten. Preis 20 Mark.

Der Ausgabe ist in jedem Exemplar eine von dem Herausgeber signierte Beilage lose beigefügt, in der die Abweichungen des sonst wortgetreuen Abdrucks, in welchem auch an der Orthographie und der so characteristischen Schreibweise Stirner's nicht

Digitized by Google

Der Einzige

und

sein Eigenthum.

Von

Max Stirner.

Leipzig,
Verlag von Otto Wigand.
1845.

Digitized by Google

das Geringste geändert wurde, aufgeführt sind: zweifellose Irrthümer und Druckfehler des Originals, im Ganzen 28; und die Druck- und andere Vermerke über die Herstellung enthält.

Ein weiterer Irrthum hat sich noch gefunden: auf Seite 101 (133 des Originals), Zeile 14 von oben, wo es statt „Barrère" heissen muss: „Barère". Die in der Fussnote zu Seite 155 (206) angeführte Parallelstelle „I. Petri 2, 16" steht Galath. 5, 13. Endlich lautet der Titel des auf Seite 251 (345) citirten Werkes von Kaiser (Dr. Heinrich Wilhelm) richtig: „Die Persönlichkeit des Eigenthums in Bezug auf den Sozialismus und Communismus" (statt: „Die Persönlichkeit des Eigenthümers in Bezug etc.").

In dem Besitz eines Herrn in Leipzig befindet sich ein Exemplar der ersten Auflage des „Einzigen", in der als einzige Bemerkung auf Seite 31, Zeile 16 die Aenderung des Wortes „irdischen" in „indischen" (mit Bleistift) vorgenommen ist. Ob sie von Stirner selbst herrührt, kann nicht gesagt werden. Die Handschrift erinnert an die seine. Die Aenderung, die durchaus sinngemäss ist, anzunehmen oder abzulehnen, steht daher frei. Ich habe mich für das Erstere entschieden.

Die Ausgabe, die mit äusserster Sorgfalt hergestellt wurde, ist, wie nach drei Jahren gesagt werden darf, wohl druckfehlerfrei. Doch sind leider zwischen Imprimatur und Druck auf Seite 259 zwei Buchstaben entfallen: auf Zeile 6 von oben das t in „trägt"; und in Zeile 10 von oben das e in „betrifft".

Satz- und Papierproben dieser monumentalen Ausgabe, in der das Werk Stirner's auch äusserlich die seiner würdige Form gefunden hat, stellt der Herausgeber: Charlottenburg bei Berlin, Berlinerstrasse 166, auf Wunsch zur Verfügung.

DAS UNWAHRE PRINZIP UNSERER ERZIEHUNG ODER DER HUMANISMUS UND REALISMUS. Von MAX STIRNER.

„Diese Privat-Ausgabe wurde für John Henry Mackay in Charlottenburg im Juli des Jahres 1911 in der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig in einmaliger Auflage von 980 Exemplaren gedruckt."

Gross 4°. 25 Seiten. Preis 5 Mark.

Die Ausgabe schliesst sich in jeder Beziehung der Monumental-Ausgabe des Hauptwerks an.

GESCHICHTE DER REACTION. Von MAX STIRNER. Zwei Bände. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 1852. 8°. Erste Abtheilung. Die Vorläufer der Reaction. [Die Constituante und die Reaction.] VIII und 309 Seiten. — Zweite Abtheilung. Die moderne Reaction. [Das erste Reactionsjahr.] X und 339 Seiten.

Vergriffen und von grösster antiquarischer Seltenheit. Die wenigen in den letzten zehn Jahren angebotenen Exemplare variieren auffallend im Preise.

Digitized by Google

GEGENWORT EINES MITGLIEDES DER BERLINER GEMEINDE WIDER DIE SCHRIFT DER SIEBEN UND FUNFZIG BERLINER GEISTLICHEN: DIE CHRISTLICHE SONNTAGSFEIER, EIN WORT DER LIEBE AN UNSERE GEMEINEN. Leipzig, Robert Binder. 1842. 8°. 22 Seiten.

Antiquarisch überhaupt wohl nicht mehr erlangbar; je ein Exemplar befindet sich in der Friedländer'schen Sammlung der Stadtbibliothek und auf der Königlichen Bibliothek in Berlin. — Vollständig wiederabgedruckt in den „Kleineren Schriften".

DIE NATIONALOEKONOMEN DER FRANZOSEN UND ENGLAENDER. Herausgegeben von MAX STIRNER. Leipzig, Druck und Verlag von Otto Wigand. 1845—1847. 8°.

Erster bis vierter Band: Ausführliches Lehrbuch der praktischen politischen Oekonomie. Von J. B. Say. Deutsch mit Anmerkungen von MAX STIRNER. 419, 421, 468 und 248 Seiten.

Fünfter bis achter Band: Untersuchungen über das Wesen und die Ursachen des Nationalreichthums. Von Adam Smith. Deutsch mit Anmerkungen von MAX STIRNER. 374, 215, 367 und 334 Seiten.

Die Nationalökonomen erscheinen nicht gerade selten in den Antiquariats-Katalogen. Ihr Preis schwankt zwischen 8 und 15 Mark für jedes der beiden Werke.

KAPITAL UND ZINSFUSS, eine Abhandlung von J. B. Say. Deutsch mit Anmerkungen von MAX STIRNER, nebst einem Vorworte von J. S. Meyer, gewidmet dem Herrn Georg Friedrich Vorwerck. Zweite Auflage. Hamburg. Verlag von J. S. Meyer. 1852. 16 Seiten.

Ein — unberechtigter? — Abdruck aus der Ausgabe Stirner's von Say, mit dem weder er noch sein Verleger Etwas zu thun hatte.

MAX STIRNER'S KLEINERE SCHRIFTEN und seine Entgegnungen auf die Kritik seines Werkes: „Der Einzige und sein Eigenthum". Aus den Jahren 1842—1847. Herausgegeben von John Henry Mackay. Berlin 1898. 8°. VI und 185 Seiten. — Vergriffen.

— — —. Zweite durchgesehene und sehr vermehrte Auflage. Vorzugs-Ausgabe: 100 numerierte und von dem Herausgeber signierte (nur durch ihn: Charlottenburg, Berlinerstrasse 166 erhältliche) Exemplare. Klein 4°. 417 Seiten. 1914. Auf echtem Bütten. Preis 20 Mark.

— — —. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Wohlfeile Ausgabe. Erst nach Verkauf der Vorzugs-Ausgabe im Handel. Treptow bei Berlin. Bernhard Zack's Verlag. 1914. Preis 5 Mark.

Digitized by Google

I.

UEBERSETZUNGEN

„DER EINZIGE UND SEIN EIGENTHUM"

Vor fünfzehn Jahren gab es noch keine vollständige Uebersetzung des „Einzigen"; heute liegen ihrer achtzehn in acht verschiedenen Sprachen vor. Den Franzosen gebührt der Ruhm vorangegangen zu sein: gegen Ende 1899 erschienen zwei Uebersetzungen in das Französische und zu fast gleicher Zeit, von denen die Reclaire'sche den unbedingten Vorzug verdient. Ihnen folgten zwei Jahre später die in das Dänische und Italienische, 1906 die ersten russischen, 1907 die beiden spanischen und die holländische, sowie endlich die mit höchster Sorgfalt vorbereitete englische, die einzige zugleich, die ein Index enthält; 1911 dann noch eine schwedische.

Unvollendet ist die tschechische Uebersetzung geblieben, die in Prag als erste in Lieferungen geplante vollständige zu erscheinen begonnen hatte, und ihr Uebersetzer ist verschollen. („Jediny a jeho vlastnictví.")

Hier folgen nun die vollständigen Titel sämmtlicher Uebersetzungen in der Reihenfolge ihres Erscheinens nach den einzelnen Ländern.

1. IN DAS FRANZOESISCHE.

Max Stirner. (J. Caspar Schmidt.) L'Unique et sa Propriété. (Der Einzige und sein Eigenthum.) Traduction de Robert L. Reclaire. — Paris, P.-V. Stock, Éditeur. 1900. (Bibliothèque sociologique No. 28.) XXII und 449 Seiten. (3 Frs. 50 cts.)

MAX STIRNER. L'UNIQUE ET SA PROPRIÉTÉ. Traduction et Préface de Henri Lasvignes. — Paris, Éditions de la Revue Blanche. 1900. XXIX und 473 Seiten.

Digitized by Google

Einzelne Theile des Werkes, „qu'on quitte Monarque", erschienen schon 1894 im „Mercure de France" durch Henri Albert. Ferner durch Théodore Randal („Le livre libérateur") in den „Entretiens politiques et littéraires" und im „Magazin international" in Paris.

2. IN DAS DAENISCHE.

MAX STIRNER. DEN ENESTE OG HANS EJENDOM. Med en Indledning af Georg Brandes. Oversat og bearbejdet af Axel Garde. — Kjøbenhavn, Gyldendalske Boghandels Forlag. 1902. VII und 224 Seiten. (3 Kronen.)

3. IN DAS ITALIENISCHE.

M. STIRNER. L'UNICO. Versione dal Tedesco. Con una introduzione di Ettore Zoccoli. — Torino, Fratelli Bocca, Editori. 1902. (Biblioteca di Scienze moderne. No. 11.) XXI und 367 Seiten. (8 Lire.)

Max Stirner. (J. C. Schmidt.) L'Unico. Der Einzige und seine (sic!) Eigenthum. Edizione completa, dal tedesco. — Milano, Libreria Editrice Sociale, San Vito 41. 338 Seiten. (3 Lire.)

4. IN DAS RUSSISCHE.

Die Transcription des russischen Alphabethes nach den „Instruktionen für die Kataloge der preussischen Bibliotheken", Berlin, 1909.

Maks Štirner. Edinstvennyj i ego dostojanie. S predisloviem O. Vikonta. Perevod L. J. G. Izdatel'stvo „Individ". Moskva. 1906. 478 S. 12°. (Rbl. 1.)

Maks Štirner. (Jogann Kaspar Šmidt). Edinstvennyj i ego dostojanie. (Der Einzige und sein Eigentum.) Perevod s nèmeckago V. L. Izdanie redakcii „Novago Žurnala Literatury, Iskusstva i Nauki" (F. J. Bulgakova). Peterburg. 1906.

Erschien in der Zft. „Novyj Žurnal etc." mit selbstständiger Paginierung, unvollständig; den Schluss erhielten die Leser 1907 nachgeliefert.

Maks Štirner. (Kaspar Šmidt). Edinstvennyj i ego sobstvennost'. S biografiej, napisannoj d-rom M. Kronenbergom, portretom i faksimile avtora. Perevod s nèmeckago V. Ul'richa. Knigoizdatel'stvo „Mysl'". Miller, Leipcig — S.-Peterburg. 1906. X, 244 S. 8°. (Rbl. 1,50.)

Digitized by Google

Maks Štirner. Edinstvennyj i ego sobstvennost'. Perevod s nemeckago G. Federa. S priloženiem stat'i: „Žizn' Štirnera" A. Gornfel'da. Izdanie V. I. Jakovenko. S.-Peterburg. 1907. XXII, 268 S. 8°. (Rbl. 0,80.)

Maks Štirner. (Kaspar Šmidt). Edinstvennyj i ego dostojanie. Perevod N. G—oj. Izdanie V. M. Sablina. Moskva. 1907. VI, 345 S. 8°. (Rbl. 0,75.)

Maks Štirner. Edinstvennyj i ego sobstvennost'. Izdanie kommentirovannoe.

Čast' I. 1.Dž.-G. Makaj. Maks Štirner. Ego žizn' i tvorčestvo. Polnyj perevod M. O. Rozova. 2. Maks Štirner. Edinstvennyj i ego sobstvennost'. Perevod B. V. Gimel'farba i M. L. Gochšillera. Č. 1. Čelovek.

Biblioteka „Svetoča" pod redakciej S. A. Vengerova. 43—50. S.-Peterburg. 1907. IV, 365 S. 8°. (Rbl. 1.)

Čast' II. 1. Maks Štirner. Edinstvennyj i ego sobstvennost'. Č. 2. Ja. Perevod B. V. Gimmel'farba i M. L. Gochšillera. 2. Obzor literatury o Štirnere. Sostavili B. V. Gimmel'farb i M. L. Gochšiller. 3. B. V. Gimmel'farb i M. L. Gochšiller. Osnovy učenija Štirnera.

Biblioteka „Svetoča" pod redakciej S. A. Vengerova. 93—100. S.-Peterburg. 1909. III, 542 S. 8°. (Rbl. 2.)

Diese Ausgabe enthält in ihrem ersten Theil zugleich eine Uebersetzung meiner Biographie, und in ihrem zweiten Theil eine ausführliche Zusammenstellung von Aeusserungen über Stirner und „den Einzigen".

Maks Štirner. Edinstvennyj i ego dostojanie. Perevod pod redakciej I. A. [Tipografija „Sirius".] S.-Peterburg. 1910. 275 S. 8°. (Rbl. 2.)

Diese Uebersetzung stammt von Leo Kasarnowski und erschien in einer Auflage von 5000 Exemplaren, einige ganz wenige davon unter dem Titel: „MAKS ŠTIRNER. JA I MOE. S.-Peterburg. 1909."

Es waren noch zwei Ausgaben angekündigt, nämlich von der Zft. „Buduščee", Petersburg, 1906—07; und von der Zft. „Byloe-Grjaduščee", Moskau, 1907—08; ob diese Uebersetzungen erschienen sind, konnte nicht festgestellt werden.

Digitized by Google

5. IN DAS SPANISCHE.

MAX STIRNER. EL ÚNICO Y SU PROPRIEDAD. (Der Einzige und sein Eigenthum.) Traducción de Pedro González-Blanco. — F. Sempere y Compañia, Editores, Valencia-Madrid. Zwei Bände. XII, 211 und 293 Seiten.

Diese Ausgabe trägt auf dem Umschlag das düstere Antlitz irgend eines, offenbar russischen, Revolutionärs, ein Cliché, das der Verleger wohl gerade zur Hand hatte und — echt spanisch! — benutzte, weil er sich dachte, so etwa müsse der „Revolutionär Stirner" ausgesehen haben.

EL ÚNICO Y SU PROPRIEDAD por MAX STIRNER. Traducción completa del Alemán. — Madrid, La España moderna. (Biblioteca de Jurisprudencia, Filosofía e Historia.) 466 Seiten.

6. IN DAS HOLLAENDISCHE.

MAX STIRNER. DE EENIGE EN Z'N EIGENDOM. Vertaald en van een vorwoord voorzien door Jaak Lansen. — In Negentienhonderd-en-zeven gedrukt door 'T Kersouwken, Antwerpen. XV und 494 Seiten. (Mit einem „Aanhangsel: Verklaring van Vreemde woorden".)

7. IN DAS ENGLISCHE.

THE EGO AND HIS OWN. By MAX STIRNER. Translated from the German by Steven T. Byington. With an Introduction by J. L. Walker. — New York, Benj. R. Tucker, Publisher. 1907. XX und 506 Seiten. (Mit einem „Index".)

Die Ausgabe ist nicht mehr erhältlich. Die Vorräthe und Platten wurden bei dem in der Vorrede zur zweiten Auflage erwähnten Brande vernichtet. An ihre Stelle ist die neue und billige Ausgabe getreten:

THE EGO AND HIS OWN. BY MAX STIRNER. Translated from the German by Steven T. Byington. With an Introduction by J. L. Walker. The Tucker Series. — London, A. C. Fifield, 13 Clifford's Inn E. C., 1912. XX und 506 Seiten. (2 sh. 6 d.)

Bruchstücke einer englischen Uebersetzung sind schon vor Jahren in der nach siebenundzwanzigjährigem Bestehen eingegangenen Zeitschrift Tucker's, dem Pionier-Organ des Anarchismus „Liberty" in New-York, das wie kein anderes

Digitized by Google

den Principien des Egoismus auf allen Gebieten des Lebens, insbesondere dem wirtschaftlichen, mit unübertroffener Logik und Ehrlichkeit Geltung zu schaffen suchte, erschienen und ihr Herausgeber hat immer wieder auf die epochale Bedeutung Stirner's hingewiesen. — Eine englische Uebersetzung der Einleitung brachte 1897 die längst verschollene Zeitschrift „The Age of Thought" (Columbus, Jowa) von H. I. Schirmer („I've based my Cause 'pon Nothing").

8. IN DAS SCHWEDISCHE.

Max Stirner. Den ende och hans egendom. Med förord av Georg Brandes. Oeversatt av Albert Jensen. — Hällsén & Slätt, Nybro. (Oskarshamn, Oskarshamns-Bladets boktryckeri). 1911. 461 Seiten.

Digitized by Google

NAMEN- UND SACH-REGISTER

Aufgenommen wurden alle Namen und alle Titel von Werken; von den Titeln der Zeitungsaufsätze dagegen nur die wichtigsten.

ABENDPOST, DIE: 69
ABSETZBARKEIT, DIE, DER GEISTLICHEN etc. (anonyme Schrift): 103
AESCHINES: 39
AGE, THE, OF THOUGHT: 237
ALBERT, HENRI: 234
ALLGEMEINE DEUTSCHE VERLAGSANSTALT s. Wolff, Siegismund
— LITTERATURZEITUNG: 61; 94; 113; 114; 164
— PRESSZEITUNG, Brockhaus'sche: 127
ALTENSTEIN, KARL FRH. VON, Minister: 60f
AN DIE DEUTSCHEN STUDENTEN s. Wachenhusen
ANARCHISTEN, DIE (v. Mackay): 19
— DIE INDIVIDUALISTISCHEN: 18; 21; 236f
ARCHIV FUER PSYCHIATRIE: 21
ARISTOTELES: 40
ARNDT, Kreisdirektor: 208
ARNIM, FRAU VON: 60; 66; 160
ASTON, LOUISE: 62; 72
AUS DEM VOLKE s. Dronke

BAIREUTH s. Bayreuth
BALLERSTEDT, DIE FAMILIE: 207; 219
— ANNA JULIANE JOHANNE, geb. Goecking, Mutter Ballerstedt's: 28
— HEINRICH FRIEDRICH LUDWIG: Stirner's Stiefvater und Vormund 28ff; Tod 49; 207; 221; Namensunterschrift 223ff
— JOHANNA FRIEDERICA, Stirner's Schwester: 29
— DR. KARL FRIEDRICH, Vater Ballerstedt's: 28
BASCH, VICTOR: 23
BAUER, DIE FAMILIE: 60ff; 186
— BRUNO: 59; 60ff; 65; 66; 67; 73; Urtheil über die „Freien" 74; unter den „Freien" 77; und Stirner 90; „Die Posaune des jüngsten Gerichts" XIV, 61, 93f; 101; „Hegel's Lehre von der Religion und Kunst" 103; und sein Bruder Edgar 105; 108ff; 114; bei Stirner's Trauung 116f; und „Der Einzige" 130; 155; nennt Stirner nie 161; 164ff; 173f; 176; Marie Dähnhardt's Darlehen an ihn 182; 188; im Revolutionsjahr 197; 204; beim Begräbniss Stirner's 206; läßt Stirner auf dem Todtenbett zeichnen 206; dementiert Trauungsgeschichte 207; späteres Leben und Tod 209
— — UND SEINE GEGNER s. Bauer, Edgar
— EDGAR: X; 60f; Benehmen unter den „Freien" 74; 78; 90; „Bruno Bauer und seine Gegner" 62, 105; 130; 164; 197; 204; späteres Leben und Tod 209
— EGBERT: 60f; 182; 209
BAYREUTH, Stirner's Geburtsort: X; 23; 27ff; 32; 207f
BECHER, DR., Redacteur: 160
BECK, KARL: 68
BEDEUTUNG, DIE, DER PROVINCIALSTAENDE s. Buhl
BEETHOVEN: 8
BENARY, DR. AGATHON: 43
BERLIN s. Dronke u. Sass
BERLINER LESEKABINETT: 59; 92; 99
— MONATSSCHRIFT: 63; 110ff
— POSSE: 69
— ZEITUNGSHALLE s. Julius, Gustav
BERNSTEIN'SCHES LESEKABINETT s. Berliner Lesekabinett
BERUF, DER, DER PREUSSISCHEN PRESSE s. Buhl
BETA, H.: X; 70
BETTINA s. Arnim, Frau von
BETTZIECH, DR. s. Beta
BEUST, FRIEDRICH: X; XV
BIBEL, DIE: 7117; 154; 177; 190

Digitized by Google

BIBLIOTECA CIVICA, Triest: XIV
BINDER, ROBERT, Verleger: VII; 94
BISMARCK: 8; 24
BLAETTER FUER LITTERARISCHE UNTERHALTUNG: 159
BLANC, LOUIS: 63; 189
BLANQUI, LOUIS AUGUSTE: 185
BODELSCHWINGH, KARL VON, Finanzminister: 227
BODENSTEDT, FRIEDRICH (VON): XIV; 193
BODINUS, F., Tapezierer: 115
BOECKH, AUGUST: 37f; 40; 221
BOLIN, WILHELM: 19; 167
BOLLE, „Klingel"-: 187
BOUL s. Buhl
BRIEFE UND SCHRIFTEN s. Bülow, Hans von
BRITISCHES MUSEUM, London: VII; XVI; 5
BROCKHAUS, F. A., Verlag: V; 100; 127; 161
—'SCHES KONVERSATIONSLEXIKON: 201
BRUENGER, MARIA s. Dähnhardt, Maria
BUDDHA (v. Köppen, Carl Fr.): 210
BUELOW, HANS VON: VIII; XVI; 8
— MARIE VON: XVI
BUERGER, KARL s. Schmidt, Dr. Karl
BUHL, LUDWIG: 63; und seine Geliebte 72; Benehmen unter den „Freien" 78; und Stirner 90; „Die Noth der Kirche" 97; „Der Patriot" 99, 105; „Der Beruf der preussischen Presse" und „die Bedeutung der Provinzialstände" 102; „Berliner Monatsschrift" 110ff; bei Stirner's Trauung 116; 128; 197; beim Begräbniss Stirner's 206; Stirner's Nachlass in seinen Händen 206; späteres Leben und Tod 210; veranstaltet Sammlung für Stirner's Grab 212; Nachlass XIV, 210; 227
BUMANN, Subdiakonus: 28
BUNSEN, LADY: 189
BURKE, EDMUND: 200
BURTZ, DIE FAMILIE: 207
— AGNES CLARA KUNIGUNDE, Stirner's erste Frau: 50; 88
— CAROLINE FRIEDERIKE: 50
— D. L., Stadthebeamme: 50
BURZ s. Burtz
CAMPE, JULIUS, Verleger: 93
CASANOVA: 63
CASPARY, WILHELM: 69
CENSURFLUECHTLINGE (v. Gottschall): 68
CHARITÉ, Berlin: 49
CHRISTLICHE SONNTAGSFEIER, DIE, EIN WORT DER LIEBE (anon. Flugschrift): 94f
COHNHEIM, MAX: 67; 190
COLLIN, DANIEL: VII; X
COMTE, AUGUSTE: 200
CORNELIUS, WILHELM: 71
CRISE, DE LA, ACTUELLE DE LA PHILOSOPHIE HEGELIENNE s. Taillandier
CULLOCH, Mc: 185
CURRICULUM VITAE, Stirner's: 220f

DAEHNHARDT, DIE FAMILIE: 207
— HELMUTH LUDWIG, Marie Dähnhardt's Vater: 115
— MARIA, geb. Brünger, Marie Dähnhardt's Mutter: 115
— MARIE WILHELMINE: IX; X; XV; noch am Leben 10; und John Henry Mackay 10ff; 16; Zusammentreffen mit Stirner 114; früheres Leben 115; Heirath mit Stirner 115; Geschichte der Trauung 116f; Wesen und Charakter 13, 118ff; Spitzname 118; unter den „Freien" 119; ihr Vermögen 121, 181f; Widmung des „Einzigen" an „sein Liebchen" 126; Ehe mit Stirner 181; ihre Vorwürfe gegen ihn 182f; Trennung von ihm 187f; in London 188f; späteres Leben 189f; letzte Jahre 190; Tod 13, 191; Nachlass 13, 191; „letztes Wort" an Mackay 228
DAENHARDIUS, MARIUS s. Dähnhardt, Marie Wilhelmine
DARWIN, CHARLES: 24
DEMIURGOS (v. Jordan): 68
DENKWUERDIGKEITEN ZUR GESCHICHTE (v. Bauer und Jungnitz): 67
DEUTSCHE JAHRBUECHER: VI; 67; 114; 159
DEUTSCHEN, DIE, IM OSTEN DEUTSCHLANDS (von Stirner): 193f
DOHM, ERNST: 69
DRONKE, ERNST: 71
DRUGULIN, W., Officin: 229
DUBOC, JULIUS: 19

Digitized by Google

DUENTZER, HEINRICH: 223
DULK, ALBERT: 68

EDWARD, G., Pseudonym für Stirner: 172
EICHHORN, JOH. ALBR. FR., Kultusminister: 96
EICHLER, LUDWIG: 65
EINIGES VORLAEUFIGE VOM LIEBESSTAAT s. Liebesstaat
EINUNDZWANZIG BOGEN AUS DER SCHWEIZ (v. Herwegh): 165
EINZIGE UND SEIN EIGENTHUM, DER: Entstehung und Erscheinen 125, 183; Widmung 13, 126; Entstehungszeit 126; Beschlagnahme und Freigabe in Sachsen 126f; Verbot in Preussen etc. 127f; allgemeine Aufnahme 128ff; und die „Freien" 130; und Bruno Bauer 130; Anhängerschaft und Erfolg 131; Betrachtung des Werkes 132ff; Versuch einer Würdigung 149ff: Bedeutung 149, Ursprünglichkeit und Kraft 152, Logik 152, Lust am Kampf 153, Muth 153, Vorsicht 154, Wissen 154, Intuition 155, Sprache und Styl 155, Lektüre 157; die Kritik 158ff: Zeitungen und Zeitschriften 158f, Taillandier 160f, Philosophen 161, Bruno Bauer 161, Marx und Engels 162, Ruge 162; Entgegnungen 163ff: an Szeliga, Hess und Feuerbach 164ff, „G. Edward" an Kuno Fischer 172ff; und das „Verstandesthum" 174; Ausblick 176; Bibliographie 229ff; Monumental-Ausgabe 229, 231; Uebersetzungen 23, 233
EISENBAHN, DIE: VII
ENCYCLOPAEDISTEN, DIE: 81
ENGELS, FRIEDRICH: X; XIII; 61; 71; 90; 97; 162; 222
ENTRETIENS POLITIQUES: 234
EPIGONEN, DIE: 160; 172ff
ERINNERUNGEN AUS MEINEM LEBEN s. Bodenstedt
ERLAEUTERUNGEN ZUM WESEN DES CHRISTENTHUMS (v. Feuerbach): 166ff
EVANGELISCHE KIRCHENZEITUNG: 159
EWIGE LAMPE, DIE: 65

FAKULTAET, DIE JURISTISCHE, DER UNIVERSITAET BERLIN s. Savigny
FALKENSTEIN, JOH. PAUL VON, sächsischer Staatsminister: 96
FALLERSLEBEN, HOFFMANN VON: 74f
FAMILIE, DIE HEILIGE (v. Marx und Engels): 61
FAUCHER, ALCIBIADES: 71
— JULIUS (JULES): 69f; 71; 116; 197; 210
— KAROLINE geb. Sommerbrodt: 69; 72; 120
— LUCIE: 210
FEUERBACH, FRIEDRICH: 166f
— LUDWIG: 19; 37; 91; 125; 155; 160; 161; 163; 166ff; 173f; 176
FEUERSAEULE s. Hildeck u. Meyerhof
FISCHER, KUNO: 162; 163; 172ff; 175
FLORENCOURT: 200
FLOTTWELL, EDUARD: 71
FOERSTER, Hauslehrer: 204
— VON: 71
FONTANE, DR. THEODOR: X; XV; XVI
FRAENKEL, DR. ALBERT: IX; XV; 67; 164
FRANKFURTER JOURNAL: 76
„FREIEN", DIE: VI; IX; X; XV; 11; erste Anfänge 57; Charakteristik 58; der innere Ring 60ff; weiterer Kreis der Besucher 66ff; drei Gäste 72ff; in der Oeffentlichkeit 75f; Ton des Kreises 77ff; und die Köthener Kellergesellschaft 80; Bedeutung 80f; Stirner selbst über sie 103f; und Marie Dähnhardt 118ff; 130; 164; im Revolutionsjahr 196ff
FREIESLEBEN, Architekt: 71
FREIHANDELSVEREIN, DER: 66; 69f
FREILIGRATH, FERDINAND: 98; 189
FREIMUETHIGE, DER: 69
FRIEDENSBURG, W., Kritiker: 159
FRIEDRICH, Markgraf: 27
— WILHELM IV.: 74; 102; 103; 126; 128
„FRIESE", Strohmann: 101

GABLER, GEORG ANDREAS: 31; 221
GAEDE, Vermiether: 49
GARTENLAUBE, DIE: 67; 70
GAUDY, FREIHERR VON: 71
GEDICHTE EINES LEBENDIGEN (v. Herwegh): 74
GEGENWART, DIE: 161
GEGENWORT EINES MITGLIEDES etc. (Flugschrift von Stirner): V; VI; VII; 93; 94ff; 128; 232

Digitized by Google

GENTZ, FRIEDRICH VON: 200
GERMANISCHES MUSEUM, Nürnberg: 227
GESAMMELTE GEDICHTE s. Beck
GESCHICHTE DER PAEDAGOGIK s. Schmidt, Dr. Karl
— DER REACTION (von Stirner): XIV; 198ff; 231
— DES MATERIALISMUS s. Lange, F. A.
GESELLSCHAFTSLEXIKON s. Wagener
GESELLSCHAFTSSPIEGEL s. Hess
GLOCKE UND KANONE (v. Jordan): 68
GLOSSEN UND RANDZEICHNUNGEN s. Walesrode
GOECKING (GOECKINGH), ANNA JULIANE JOHANNE s. Ballerstedt, Anna Juliane Johanne
— CHRISTIAN VALENTIN: 29
— DIETRICH THEODOR GUENTHER: 29
— MARIE SOPHIE: 29
— PAUL HEINRICH LUDWIG FRIEDRICH GUENTHER, Rittmeister, Grossonkel Ballerstedts: 29
GOETHE'S FAUST s. Düntzer
GOETZ, SOPHIA ELISABETHA s. Schmidt, Sophia Elisabetha
GOLTZ, BARONESSE VON DER: VII; XIII
— FREIFRAU VON DER: 204f
GOTTSCHALL, RUDOLF (VON): IX; XV; 22; 68
GRENZBOTEN, DIE: 159
GROPIUS, MADAME: 51; 85; 120; 182; 223
GROSSKREUZ: 226
GUMPRECHT, ADOLPH: 70
— OTTO: 70
GUTTENTAG'sche Buchhandlung: X
GUTZKOW, DR. KARL: XIV; 93; 115

HAAS, MENO: XV; 228
HABELS'SCHE WEINSTUBE: 57
HALLER, CARL LUDWIG: 200
HALLISCHE JAHRBUECHER: 62; 64; 73; 114; 159
HANDBUCH DER PRAKT. POLIT. OEKONOMIE s. Say
HANS VON KATZEFINGEN s. Solger
HANSEN, PROF. DR. JOSEF: VI
HARRWITZ, MAX, Antiquar: 223
HARTMANN, EDUARD VON: 19
HAUSFRIED (anon. Werk): 223
HEGEL, FR. W.: 31; 37; 60f; 78; 90; 93; 94; 96; 103; 108ff; 160ff; 173; 221
HEGEL'S LEHRE VON DER RELIGION UND KUNST s. Bauer, Bruno
HEIGEL, KARL VON: XV
HEILIGE FAMILIE, DIE (der Bauer'sche Kreis): 62; 164
HEINSIUS, THEODOR: 106
HEINZEN, KARL: X
— „Mutter": X; XV
HELD, DR. J. C.: 31; 221
HELLER, ROBERT: VII
HENGSTENBERG, E. W.: 159; 200
HERING, Musikdirektor: 204
HERRSCHAFT, DIE, DES GEBIETS-PRIVILEGIUMS etc. s. Buhl
HERWEGH, GEORG: IX; 74; 126; 165
HERZEN, ALEXANDER: 189
HESS, MOSES: 162; 163; 164ff
HILDEBRANDT, MAX: VIII
HILDECK, LEO s. Meyerhof
HIPPEL, CARL: XV
— JACOB s. Hippel'sche Weinstube
— J. M. R.: 57
HIPPEL'SCHE WEINSTUBE: XV; 57ff; 78ff; 90; 118f; 130; 164; 174; 181; 196ff; 208; 226
HIRSCHFELD, J. B., Buchdrucker: 126
HOCH, BARON: 190
HOFF, HEINRICH, Buchdrucker: 110
HOHE LIED, DAS s. Ullrich
HORAZ: 41; 43; 46
HORN, DR. EWALD: VIII
HOUBEN, DR. H. H.: V; XIII
HUMANISMUS UND REALISMUS s. Princip, das unwahre
HUSS: 43f

JACOBY, DR. JOHANN: 71; 102
IBSEN: 154
JEAN PAUL: 27
JELLINEK, HERRMANN: 160
ILLINOIS STAATSZEITUNG: 71
ILSE, Vermiether: 202
IMHOF, Gymnasiast: 30
INDIVIDUALISME, L', ANARCHISTE s. Basch
INDIVIDUALISTISCHEN, DIE, ANARCHISTEN s. Anarchisten, die individualistischen
JORDAN, WILHELM (VON): IX; XV; 68; 116f; 185
JOURNAL DES OESTERREICHISCHEN LLOYD: XIV; 193ff

Digitized by Google

JUBILAEUMSJAHR, DAS: 22
JULIUS, GUSTAV: IX; 67; 189
— PAULINE: VII; IX; 223
JUNGNITZ: 62; 67

KAISER, DR. HEINR. WILH.: 231
KALISCH, DAVID: 69
KAPKELLER: 79
KAPP, ALEXANDER: IX; XV; 71
— CHRISTIAN: 38; 221
KASARNOWSKI, LEO: VI; 235
KASPERITZ, LUISE MARGARETE s. Reinlein, Luise Margarete
KELLERGESELLSCHAFT s. Köthener Kellergesellschaft
KERNBACH, Wirth: 58
KERTBENY, K. M: 92
KIEFFER, PROF. G. P.: 30f; 221
KINDERSEGEN (von Stirner): 194f
KIRCHLICHE BLAETTER: 209
KLADDERADATSCH: 65; 69
KLEIN, J. L.: 68
KLEINERE SCHRIFTEN (von Stirner; her. von Mackay): VIf; XIV; 232
KLINSMANN, FRAU DR.: 49
KLOETER, Klasslehrer: 30
KOCH, GUENTHER: X
KOCHIOUS s. Kochius
KOCHIUS, Assessor: 116
KOENIGSBERGER SKIZZEN (v. Rosenkranz): 99; 101
— ZEITUNG: 75
KOEPPE, LUDWIG: 67
KOEPPEN, CARL FRIEDRICH: 63f; 73; 90; 210
— L.: 164
KOETHENER KELLERGESELLSCHAFT: 80; 174
KONVERSATIONSLEXIKON s. Brockhaus'sches Konversationslexikon
KOOPMANN, Bischof: 209
KOPP, DR. JOHANN, Superintendent: 28
KOSSAK, ERNST: 69
KOSSUTH: 68
KREUZZEITUNG: 209
KRITIK DER EVANGELISCHEN GESCHICHTE DER SYNOPTIKER (v. Br. Bauer): 61; 105
— DES ANTI-HEGELS (v. Feuerbach): 170f
KUEHNAPFEL, Mörder: 65
KUESTER, RICHARD: X
KUNST UND RELIGION (von Stirner): VI; 105; 108ff

LACHMANN, BENEDICT: XIII
— KARL: 40; 221
LANGE, Vors. der Prüfungskommission: 43
— FRIEDRICH ALBERT: 5
LAUTERBACH, PAUL: 20
LEBEN JESU, DAS s. Strauss
LEHMANN gen. „Zippel": 65
LEIPZIGER ALLGEMEINE ZEITUNG: V; 100ff
— REVUE: 172
LEITNER, VON: 71
LEO, HEINRICH, Geschichtsschreiber: 64; 200
LESEKABINETT, BERLINER s. Berliner Lesekabinett
LEVY, ALBERT: 19
LIBERTY: XII; 236f
LICHTFREUNDE, DIE: 79
LIEBESBRIEFE OHNE LIEBE s. Schmidt, Dr. Karl
LIEBESSTAAT, EINIGES VORLAEUFIGE VOM (von Stirner): 111f
LIPKE, Notar: 203
— GUSTAV: 66
LIPPNER, M.: XV
LITERARCHOS s. Sass
LITTERARISCHE ZEITUNG: 64
LITTERATURZEITUNG, ALLGEMEINE s. Allgemeine Litteraturzeitung
LOEWENBERG, DR. JULIUS: X; 68
LOEWENSTEIN, RUDOLF: 69; 197
LUCINDE s. Schlegel

MACKAY, JOHN HENRY: trifft zum ersten Mal auf den Namen Stirner 5; liest den „Einzigen" 5; erlässt ersten Aufruf 5f; erste Enttäuschung 6; deren Ursachen 7; Auffindung von Grab und Haus 7; Anbringung einer Gedenktafel am Sterbehaus 8; Legung der Grabplatte 9; Widmung und Hinweis 10; und Marie Dähnhardt in London 10ff; Aufbau und Gliederung der Arbeit 14ff; Methode der Arbeit 16f; Material zu der Arbeit VII, XVI, 16f; Anbringung einer Gedenktafel am Geburtshaus 23; letzter Dank 24; Schlusswort 24; seine Monumental-Ausgabe des „Einzigen" etc. 229, 231f

Digitized by Google

MAGAZIN FUER LITTERATUR: XIV
— INTERNATIONAL: 234
MAI, EMANUEL: IX; XV
MAIRSOHN, ABRAHAM: 203f; 208
MAISTRE, GRAF DE: 200
MALOUET: 200
MARHEINEKE, PHIL. KONRAD: 38; 60; 101; 221
MARON, HERMANN: 65; 90; 197; 211
MAROT, Oberconsistorialrath: 116f
MARX, DR. KARL: 61; 70; 71; 90; 97; 98; 162
MAX, DER HEILIGE (v. Marx u. Engels): 162
MAYER, DR. GUSTAV: Vf
MEINEKE, AUGUST: 43ff
MEISSNER, ALFRED: 64; 175
MEMOIREN s. Casanova
— EINER IDEALISTIN s. Meysenbug
MERCURE, LE, DE FRANCE: 234
MEYEN, DR. EDUARD: 64; 70; 90; 197; 210
MEYER, ALEXANDER: XV
MEYERHOF, LEONIE: 20
MEYSENBUG, MALWIDA VON: X; XV
MICHAELIS, DR. OTTO: X; 70
MICHELET, KARL LUDWIG: 40; 221
MIRABEAU, Spitzname: 72
MIRZA SCHAFFY s. Bodenstedt
MODENSPIEGEL, DER: 68
MONATSSCHRIFT, BERLINER s. Berliner Monatsschrift
MORGEN: XIV
MOUNIER, JEAN JOSEPH: 200
MUEGGE, THEODOR: 70
MUELLER, ADAM: 200
— DR. ARTHUR: 65; 90; 226
MUSSAK, Seminarlehrer: 64; 90
MYSTERIEN, DIE, VON PARIS s. Sue u. Szeliga
— (von Stirner): 112ff

NAECHTE s. Beck
NALLI-RUTENBERG, AGATHE: XIV
NATIONALOEKONOMEN, DIE, DER FRANZOSEN UND ENGLAENDER (her. von Stirner): 184ff; 232
NATIONAL-ZEITUNG: IX; 64; 70; 114
NAUWERCK, DR. KARL: XI; 67; 73
NEANDER, AUG. WILHELM: 38
NERNST, Jurist: 71
NEUBIG (Stirner's Lehrer): 221
NEUE RHEINISCHE ZEITUNG: 71; 98
NEUE RUNDSCHAU, DIE: 19
NEUMANN, W. VON: 71
NEWTON: 24
NIETZSCHE, FRIEDRICH: 10; 18ff
NOBACK, CARL: 71
NORDDEUTSCHE BLAETTER: 164
NOTH DER KIRCHE, DIE s. Buhl

OESTERREICHISCHER LLOYD s. Journal des österreichischen Lloyd
OLSHAUSEN, HERMANN: 209
ORLA s. Dulk
OTTENSOSSER: 197
OTTO, Maler: 193
OVERBECK, FRANZ: 19

PATRIOT, DER: 63; 99; 105
PAUL, SAINT-: 65
PAUSCH, JOHANN MELCHIOR: 30; 221
PERSOENLICHKEIT DES EIGENTHUM'S (resp. DES EIGENTHUEMERS) s. Kaiser
PETER DER GROSSE: 104
PHAENOMENOLOGIE DES SITTL. BEWUSSTSEINS s. Hartmann
PHILALETHEN, DIE: 75
PHILOSOPHEN, DIE LETZTEN (v. Hess): 165
PHILOSOPHIE DE LA MISÈRE (v. Proudhon): 185
— DIE, DES UNBEWUSSTEN s. Hartmann
PIETSCH, PROF. LUDWIG: VII; X; 22
PILOT, DER: 64
PINDAR: 37
PLATO: 40
POLEN, PREUSSEN UND DEUTSCHLAND (anon. Schrift): 194
POLIZEI-PRAESIDIUM BERLIN: X
POSAUNE, DIE, DES JUENGSTEN GERICHTS (v. Bauer, Bruno): 61, 93f, 101
—, UEBER B. BAUER'S (von Stirner): 93f; 97
PREUSSISCHE JAHRBUECHER: 19
PRINCE-SMITH, JOHN: 70
PRINCIP, DAS UNWAHRE, UNSERER ERZIEHUNG (von Stirner): 106ff; 231
PROPERZ: 40
PROUDHON, P.-J.: 155; 185
PSYCHIATRIE, ARCHIV FUER s. Archiv für Psychiatrie

RANDAL, THÉODORE: 234
RASTER, HERMANN: IX; 71

Digitized by Google

RAU, ALBRECHT: 19
RAUMER, FRIEDRICH VON: 40
REACTIONAERE, DIE PHILOSOPHISCHEN s. Sophisten, Die modernen
REACTIONS-BIBLIOTHEK s. Geschichte der Reaction
RECENSENTEN STIRNER'S (von Stirner): 164ff
RECLAM, PHILIPP, JUN.: 10; 20; 229
REFLECTIONS ON THE REVOLUTION IN FRANCE s. Burke
REFORM, DIE DEUTSCHE: 64; 70; 210
REICH UND STAAT (von Stirner): 195
REINELIN, DIE s. Reinlein, Luise Margarete
REINLEIN, DIE FAMILIE: 207; 218
— ANNA MARIA: 208
— JOHANN, Stirner's Grossvater mütterlicherseits: 28
— JOHANN GOTTLIEB: 208
— JOHANN THEODOR: 208
— LUISE MARGARETE, geb. Kasperitz, Stirner's Grossmutter mütterlicherseits: 28
— SOPHIA ELEONORA s. Schmidt, Sophia Eleonora
— SOPHIA ROSINE s. Stillkrauth, Rosine
REVOLUTIONS-CHRONIK s. Wolff, Dr. Adolph
REVUE BLANCHE: 222
— DES DEUX MONDES: 160f
RHEINISCHE ALLGEMEINE ZEITUNG: 98
— ZEITUNG: VI; 65; 74; 98ff; 101; 102; 106ff; 165; 227
RINOW, Vermiether: 202
RITTER, CARL: 37ff; 221
— HEINRICH: 37; 221
ROCHOW, Minister: 96
ROGGE, WALTHER: 70
ROHLFS, Schullehrer: 186
ROSEN: VII
ROSENBLUM: 190
ROSENKRANZ, KARL: 99ff
RUEST, DR. ANSELM: 201
RUETLI, DAS: 66; 68f
RUGE, DR. ARNOLD: 62; 70; 73f; 114; 125; 160; 162; 210
— DR. LUDWIG: IX; XV; 73
RUTENBERG, DR. ADOLF: XIV; 65; 70; 90; 227

SACHE, DIE GUTE, DER FREIHEIT (v. Bauer, Bruno): 61
SAEMMTLICHE WERKE s. Feuerbach
SAINT-PAUL s. Paul, Saint-
SAND, GEORGES: 115
SANDER, ENNO: VII; IX; 71; 79
SASS, FRIEDRICH: 64f; 210
SAVIGNY, FRIEDR. KARL VON, Justizminister: 99; 102; 128
SAY, JEAN BAPTISTE: 184f; 232
SCHASLER, MAX: 71
SCHILLER: 31
SCHILLING, Hofsteinmetzmeister: 9
SCHINDLER, Rechtsanwalt: X
SCHIRMER, H. L.: 237
SCHLEGEL, FRIEDRICH VON: 175
SCHLEIERMACHER, FR. ERNST DANIEL: 37; 60f; 221
SCHMIDT, Gymnasiallehrer, Namensvetter: 128
— „Gymnasiallehrer" (Stirner): 48; 101; 183; 203
— Gymnasiast, Namensvetter: 31
— DIE FAMILIE: 28; 207; 218
— ALBERT CHRISTIAN HEINRICH, Stirner's Vater: 28; 221
— ANNA MARIE s. Sticht, Anna Marie
— PROF. DR. IMMANUEL: IX; XV
— JOHANN CASPAR (s. a. Stirner, Max): Geburtshaus X, 23, 27; Geburt 27; Taufe 28; Eltern 28; Wiederheirath der Mutter 28; nach Kulm 29; nach Baireuth zurück 30; Gymnasium 30f; Absolutorium 31; stud. phil. in Berlin 37; in Erlangen 38; längere Reise durch Deutschland 38; in Königsberg und Kulm 39; wieder in Berlin 39; Examen pro facultate docendi 40ff; Facsimile aus der Examensarbeit 2; bedingte facultas docendi 46; Probejahr an Realschule 47; Privatstudium und vergebliche Bewerbung um Anstellung 47f; nie Gymnasiallehrer, nie Dr. phil. 9, 48, 183; Tod des Stiefvaters 49; Mutter in Berlin 41, 49; erste Ehe 49f; Töchterschullehrer 51; als Max Stirner 53, 101; unterzeichnet Aufruf für Dr. Jacoby 102; 181; Stammbäume 218; Curriculum vitae 220; Namensunterschriften 223ff
— „DR." (Stirner): 8f; 48; 100; 102; 203
— JOHANN GEORG, Herrendiener, Stirner's Grossvater väterlicherseits: 28
— DR. KARL: 159; 173; 174f

Digitized by Google

SCHMIDT, MARIE WILHELMINE s. Dähnhardt, Marie Wilhelmine
— MAX, verstümmeltes Pseudonym Stirner's: 113; 202
— —, Maler: 71
— SOPHIA ELEONORA, geb. Reinlein, Stirner's Mutter: XIII; 28; Wiederheirath 28; 38; „geisteskrank" in Berlin 41; in Charité und Privatirrenheilanstalt 49; Tod 207; 221; Namensunterschrift 225
— SOPHIA ELISABETHA, geb. Götz, Stirner's Grossmutter väterlicherseits: 28
SCHMIDTIN, DIE, s. Schmidt, Sophia Eleonora
SCHOEN, HEINR. THEOD. VON, Staatsminister: 104
SCHOENFLIESS s. Wolff, Dr. Adolph
SCHOEPKE, Schönfarber, Hauswirth: 115
SCHOLZ, WILHELM: 69
SCHULGESETZE, UEBER (Stirner's Examensarbeit): 2, 41, 45f
SCHULTZE, ERNST: 21
SCHULZE, Lehrer, Vermiether: 202
SCHUMM, GEORG: XII
SENDSCHREIBEN s. Stein, Freiherr vom
SIEGMUND, PROF. DR. GUSTAV: IX; XV
SITTE, DIE, IST BESSER ALS DAS GESETZ (anon. Schrift): 99
SMITH, ADAM: 185
— MARY WILHELMINA s. Dähnhardt, Marie Wilhelmine
SOLGER, REINHOLD: 68
SOLTWEDEL, ALEXANDER s. Sass
SOMMERBRODT, KAROLINE s. Faucher, Karoline
SOPHISTEN, DIE MODERNEN. VON KUNO FISCHER (von Stirner): 172ff
SORBONNE, Paris: 23
SPILLEKE, Direktor: 47
STEHELY, Konditorei: 59; 65; 67; 92
STEIN, der „dicke": 70
— FREIHERR VOM: 111f
STEINER, DR. RUDOLF: XIV
STICHT, DIE FAMILIE: 207
— ANNA MARIE, geb. Schmidt, Stirner's Tante väterlicherseits: 30ff; Tod 49
— JOHANN CASPAR MARTIN, Stirner's Pate und Pflegevater: 30ff; Tod 49
STIEGLITZ, CHARLOTTE: 187
STILLKRAUTH, BABETTE: 208
— FRIEDRICH: 208
— SOPHIE ROSINE, geb. Reinlein: 208
STIRNER, MAX, (s. a. Schmidt, Johann Caspar): Wiedergeburt 10; Wir und er 18ff; Jubiläumsjahr 22; Weltgang 23f; Name 85; äussere Erscheinung 85f; Wesen und Character 12, 86ff; unter den „Freien" 90ff; erste Veröffentlichungen: Bauer's Posaune und das „Gegenwort" 93ff; Zeitungskorrespondent: Rheinische Zeitung 98ff, Leipziger Allgemeine Zeitung 100ff; vier litterarische Arbeiten: „Das unwahre Princip" 106ff, „Kunst und Religion" 108ff, „Einiges Vorläufige vom Liebesstaat" 111ff, „Sue's Mysterien" 112ff; Zusammentreffen mit Marie Dähnhardt 114; Heirath mit ihr 115; Geschichte der Trauung 116ff; die Jahre der Höhe 120f; und die Polizei 128; „Der Einzige und sein Eigenthum" 125ff; und die Kritik 158ff; und seine Entgegnungen 163ff; und Alfred Meissner 175f; an der Grenzscheide zweier Welten 176; langsamer Abstieg 181f; Leben mit Marie Dähnhardt 182f; „Die Nationaloekonomen" 184f; die Milchwirthschaft 186; Trennung von Marie Dähnhardt 188; Darlehensgesuch 192; letzte journalistische Arbeiten 193ff; im Revolutionsjahr 196ff; „Geschichte der Reaction" 198ff; in grosser Noth 202; Ausweg aus ihr 203f; letzter Verkehr 204; Erkrankung 205; Tod und Begräbniss 206; Nachlass XIV, 206; Sterbehaus 7ff, 203; Nachkommen 207; Ausblick 212; Abschied 212; Grab 7ff, 213; Stationen seiner Lebenswanderung 214ff; Bild 16, 206; Porträtskizze 222; zwei Briefe X, 226f; Werke 229ff; Uebersetzungen 23, 233
—, LEBEN — WELTANSCHAUUNG — VERMAECHTNISS s. Ruest, Dr. A.
—, SEIN LEBEN UND SEIN WERK (von Mackay): 1. Aufl. VIIIff, 6—17; 2. Aufl. V, XIIff; 3. Aufl. Vff
—'S, MAX, KLEINERE SCHRIFTEN s. Kleinere Schriften
STRAUSS, DAVID FRIEDRICH: 60; 161; 173; 176
STREBER, Assessor: 227
STRECKFUSS, ADOLPH: IX; 67
STREHLCKE, FRIEDRICH, Direktor: 43ff
STREIT, DER, DER KRITIK MIT KIRCHE UND STAAT (v. Bauer, Edgar): 62

Digitized by Google

STURM (v. Mackay): 10
STYRNA s. Stirner und die Polizei
SUE, EUGENE: 113
SYSTÈME DE LA PHILOSOPHIE POSITIVE s. Comte
SZCZEPANSKI, GUSTAV VON: IX; XV
SZELIGA: XVf; 113; 161; 163; 164ff

TAGEBUCH s. Rosenkranz
TAILLANDIER, SAINT-RENÉ: 160f
TECHOW, Lieutenant: X; 189f
TELEGRAPH FUER DEUTSCHLAND: 93
THIELE: 227
THRUN, HIERONYMUS: 71
THUCYDIDES: 41; 46
TOUSSAINT s. Mügge
TRENDELENBURG, FRIEDRICH ADOLPH: 40; 43ff
TRIUMPH DES GLAUBENS. DER (v. Engels): 97
TSCHECH, Bürgermeister: 65
TUCKER, BENJ. R.: XII; 236
TUNNEL, DER: IX
TURNBULL, W., Sprachlehrer: 115
TURNZEITUNG, AMERIKANISCHE: 70
TWIETMEYER: 71

UEBER DIE THEILNAHME AM STAATE s. Nauwerck
ULKE, HEINRICH (HENRY): IX; XV; 69
ULLRICH, TITUS: X; 69
ULRICH VON HUTTEN s. Gottschall
UNIVERSAL-BIBLIOTHEK s. Reclam
UNIVERSALREFORM, DIE, UND DER EGOISMUS s. Szeliga
UNTERSUCHUNGEN UEBER DAS WESEN etc. s. Smith, Adam

VALLOTON, FELIX: 222
VERLAGSANSTALT, ALLGEMEINE DEUTSCHE s. Wolff, Sigismund
VERSTANDESTHUM, DAS, UND DAS INDIVIDUUM s. Schmidt, Dr. Karl
VERTRAULICHE BRIEFE AUSENGLAND (v. Marie Dähnhardt): 189
VIERTELJAHRSSCHRIFT, VOLKSWIRTHSCHAFTLICHE: 210
— WIGAND'S s. Wigand's Vierteljahrsschrift
VOLKSWIRTHSCHAFTLICHE VIERTELJAHRSCHRIFT s. Vierteljahrschrift, volkswirthschaftliche
VOSSISCHE ZEITUNG: IX; 68; 192

WACH, Stadtkämmerer: 49
WACHENHUSEN, G.: 68
WAGE, DIE: IX; 67
WAGENER, HERMANN: 209
WAGNER, RICHARD: 27
WALBURG'SCHE Weinstube: 58; 73f; 90
WALDECK, DR. JULIUS: 71
WALESRODE, LUDWIG: 101
WALLBURG s. Walburg'sche Weinstube
WALLY DIE ZWEIFLERIN s. Gutzkow
WEHL, FEODOR: 67
WEINHOLD, C. W.: 194
WEISS, GUIDO: IX; XV; 67
— MADAME: Xf; 202f; 206
WENCKSTERN, OTTO VON: 68
WERNER, E., Direktor: XIV
WESEN, UEBER DAS, DES CHRISTENTHUMS in Bezug auf den „Einzigen" etc. (v. Feuerbach): 166
WESPEN: 67
WIENER, GEORG BENEDIKT: 38; 221
WIGAND, OTTO: X; 73; 93; 125f; 172; 174; 184; 229; 230; 232
—'S VIERTELJAHRSSCHRIFT: 160; 164ff; 172
WISS, DR.: 70; 197
— FRAU DR.: 72; 120; 197
WITT, Oberlehrer: 103
WOELFEL & HEROLD, Bayreuth: 23
WOHER UND WOHIN s. Schön
WOLFF, DR. ADOLPH: 67; 206
— CLEMENTINE: XIV
— OTTO: 70
— DER SCHWARZE s. Wolff, Dr. Adolph
— SIEGISMUND: XIV; 198

ZABEL, DR. FRIEDRICH: 70; 114
ZACK, BERNHARD, Verlag: 232
ZEHN JAHRE s. Blanc
ZEHRMANN, Bürgermeister: 71
ZEITSCHRIFT FUER POLITIK: VI
ZEITUNGSHALLE, BERLINER s. Julius, Gustav
ZENOBIA s. Klein
ZEPP, DIE FRAEULEIN: 51; 183
ZIPPEL s. Lehmann
ZISKA (v. Meissner): 175f
ZUKUNFT, DIE: 67
ZWEI JAHRE IN PARIS s. Ruge
ZYCHLINSKI, FRANZ ZYCHLIN VON s. Szeliga

Digitized by Google

INHALTSVERZEICHNISS

SEITE

VORWORT ZUR DRITTEN AUFLAGE V
VORWORT ZUR ERSTEN AUFLAGE VIII
VORWORT ZUR ZWEITEN AUFLAGE XII

EINLEITUNG

DIE GESCHICHTE MEINER ARBEIT. 1889—1914

DIE WIEDERENTDECKUNG STIRNER'S. — AUFRUF. — ERSTE ENTTAEUSCHUNG. — DREIFACHE SCHWIERIGKEITEN DER ARBEIT. — HAUS UND GRAB IN BERLIN. — LANGSAMER FORTGANG UND STIRNER'S WIEDERGEBURT. — MARIE DAEHNHARDT IN LONDON. — DAS LEBEN MAX STIRNER'S. — DIE METHODE MEINER ARBEIT. — WIR UND ER. — DAS JUBILAEUMSJAHR. — WELTGANG. — GEBURTSHAUS IN BAYREUTH. — LETZTER DANK. — SCHLUSSWORT 3

ERSTES KAPITEL

ERSTE JUGEND. 1806—1826

DAS GEBURTSHAUS IN BAYREUTH. — GEBURT UND TAUFE; ELTERN UND VORFAHREN. — TOD DES VATERS UND WIEDERHEIRATH DER MUTTER; NACH KULM. RITTMEISTER GOECKING. — RUECKKEHR NACH BAYREUTH UND ERZIEHUNG. — UEBERBLICK 25

ZWEITES KAPITEL

LERN- UND LEHRJAHRE. 1826—1844

J. C. SCHMIDT, STUD. PHILOS., IN BERLIN. — EIN SEMESTER IN ERLANGEN; REISE DURCH DEUTSCHLAND. — KOENIGSBERG UND KULM. — WIEDER IN BERLIN; BEENDIGUNG DES STUDIUMS. — EXAMEN PRO FACULTATE DOCENDI. — ALS SCHULAMTSKANDIDAT AN DER REALSCHULE. — VEREITELTE HOFFNUNGEN AUF ANSTELLUNG; NIE GYMNASIALLEHRER, NIE DR. PHIL. — FAMILIENVERHAELTNISSE UND ERSTE EHE. — DER LEHRER HOEHERER TOECHTER. — UEBERBLICK 35

DRITTES KAPITEL

DIE „FREIEN" BEI HIPPEL

IM FUENFTEN JAHRZEHNT DES JAHRHUNDERTS

HIPPEL IN DER FRIEDRICHSTRASSE. — ERSTE ANFAENGE DER „FREIEN". — CHARAKTERISTIK. — DER INNERE RING. — DER WEITERE KREIS DER BESUCHER. — DREI GAESTE. — DIE „FREIEN" IN DER OEFFENTLICHKEIT. — TON DES KREISES. — SEINE BEDEUTUNG 55

VIERTES KAPITEL

MAX STIRNER. 1840—1845

DER NAME STIRNER. — AEUSSERE ERSCHEINUNG. — WESEN UND CHARAKTER. — STIRNER UNTER DEN „FREIEN". — ERSTE VEROEFFENT-

Digitized by Google

SEITE

LICHUNGEN. — ZEITUNGSKORRESPONDENT. — LITTERARISCHE ARBEITEN. — ZWEITE EHE. — GESCHICHTE DER TRAUUNG. — MARIE DAEHNHARDT. — DIE JAHRE DER HOEHE 83

FUENFTES KAPITEL

DER EINZIGE UND SEIN EIGENTHUM. 1845

ERSCHEINEN. — BESCHLAGNAHME UND FREIGABE IN SACHSEN; VERBOT IN PREUSSEN; STIRNER UND DIE POLIZEI. — ALLGEMEINE AUFNAHME UND ERFOLG. — DAS WERK. — VERSUCH SEINER WUERDIGUNG. — DIE KRITIK. — STIRNER'S ENTGEGNUNGEN. — DAS VERSTANDESTHUM UND DAS INDIVIDUUM. — AUSBLICK 123

SECHSTES KAPITEL

DAS LETZTE JAHRZEHNT. 1845—1856

LANGSAMER ABSTIEG. — DIE NATIONALOEKONOMEN DER FRANZOSEN UND ENGLAENDER. — LETZTE VERSUCHE. — MARIE DAEHNHARDT'S TRENNUNG. — IHR SPAETERES LEBEN UND TOD. — ZURUECK ZU STIRNER: DARLEHENSGESUCH. — LETZTE JOURNALISTISCHE ARBEITEN. — BEI HIPPEL IN DER DOROTHEENSTRASSE. — DIE GESCHICHTE DER REACTION. — HOEHEPUNKT DER NOTH. — AUSWEG. — LETZER VERKEHR. — ERKRANKUNG. — TOD UND BEGRAEBNISS. — NACHKOMMENSCHAFT. — DIE UEBERLEBENDEN UND IHR SCHICKSAL. — SCHLUSSBETRACHTUNG. — ABSCHIED. — AUSBLICK 179

ANHANG

A. STATIONEN DER LEBENSWANDERUNG 214
B. STAMMBAEUME 218
C. CURRICULUM VITAE 220
D. PORTRAITSKIZZE 222
E. NAMENSUNTERSCHRIFTEN 223
F. ZWEI BRIEFE 226
G. MARIE DAEHNHARDT'S LETZTES WORT 228
H. BIBLIOGRAPHIE 229
I. UEBERSETZUNGEN 233

NAMEN- UND SACH-REGISTER 238
INHALTSVERZEICHNISS 247

ABBILDUNGEN

1. GEBURTSHAUS IN BAYREUTH
2. DAS HAUS IN KULM
3. STERBEHAUS IN BERLIN
4. STIRNER'S GRAB

FACSIMILE

KUNST UND RELIGION

Digitized by Google

JOHN HENRY MACKAY'S

PRIVAT-AUSGABEN

VON UND ÜBER

MAX STIRNER

Digitized by Google

MAX STIRNER

DER EINZIGE UND SEIN EIGENTHUM

MONUMENTAL-AUSGABE

GROSS 4°. 355 SEITEN

PREIS 20 MARK

Der stellvertretende Vorsitzende der „Gesellschaft der Bibliophilen", Prof. Dr. Georg Witkowski, schreibt in der Zeitschrift für Bücherfreunde, Vierter Jahrgang, Heft 9, Beiblatt Seite 347:

„. . . . Der große Quartband von 354 Seiten ist vortrefflich bei Drugulin in Leipzig gedruckt auf einem schönen van Gelder-Bütten mit Japan-Umschlag und -Vorsatz, jedes Blatt mit dem Namenszug des Herausgebers als Wasserzeichen. Er hat das Recht in seiner Ankündigung zu sagen, daß diese Ausgabe sich den edelsten Erzeugnissen der Buchdruckkunst unserer Tage ebenbürtig an die Seite stellt. Wir möchten unsere Bücherfreunde um so entschiedener auf diese sehr hervorragende Leistung hinweisen, da sie, wie es scheint, noch nicht gebührend beachtet worden ist und da jede Gewinnabsicht des Herausgebers fehlt, was schon der unverhältnismäßig niedrige Preis von 20 Mark beweist. Es gibt wenige Bücher neuen Datums, die in solcher Weise den Begriff vornehmster Bibliophilie erfüllen wie dieses."

DAS UNWAHRE PRINZIP UNSERER ERZIEHUNG

ODER

DER HUMANISMUS UND REALISMUS

GROSS 4°. 25 SEITEN

PREIS 5 MARK

Ein Aufsatz, der sich an weittragender Bedeutung neben das Hauptwerk stellen darf. — Die Ausstattung schließt sich in jeder Beziehung der der Monumental-Ausgabe an.

EDELSTE ERZEUGNISSE DEUTSCHER BUCHDRUCKKUNST

PAPIER- UND SATZPROBEN UNBERECHNET

MAN RICHTE BESTELLUNGEN AN

JOHN HENRY MACKAY · CHARLOTTENBURG

BERLINER STRASSE 166

Digitized by Google

MAX STIRNER

SEIN LEBEN UND SEIN WERK

VON

JOHN HENRY MACKAY

Mit vier Abbildungen, zahlreichen
Facsimilen und einem Anhang

Dritte, als Privat-Ausgabe in 325 Exemplaren gedruckte, durchgearbeitete und vermehrte, mit einem Namen- und Sach-Register versehene Auflage

Groß 4°. 252 Seiten

PREIS 20 MARK

Diese dritte Auflage ist eine völlige Durcharbeitung der zweiten zu einheitlicher und endgültiger Form und unentbehrlich für jeden Stirner-Forscher. — Ihren schönsten Schmuck erhält sie durch die treue Wiedergabe des einzigen, bisher aufgefundenen Manuscriptes Stirner's, den zwölfseitigen Aufsatz über „Kunst und Religion".

MAX STIRNER'S

KLEINERE SCHRIFTEN

UND

SEINE ENTGEGNUNGEN

AUF DIE KRITIK SEINES WERKES:

„DER EINZIGE UND SEIN EIGENTHUM"

Aus den Jahren 1842—1848

Herausgegeben von

JOHN HENRY MACKAY

Zweite, sehr vermehrte Auflage. Vorzugs-Ausgabe: 100 numerierte und von dem Herausgeber signierte Exemplare auf echtem Bütten

4°. 417 Seiten

PREIS 20 MARK

Diese zweite Auflage ist gegen die erste um alle Funde der letzten sechzehn Jahre — mehr als das Doppelte — vermehrt. Nicht nur die eigene Schrift, das „Gegenwort", sondern auch die sämmtlichen Beiträge Stirner's für die Rheinische und die Leipziger Allgemeine Zeitung von 1842, wie die für das Journal des oesterreichischen Lloyd von 1848, im Ganzen 68, sind in sie aufgenommen.

MAN RICHTE BESTELLUNGEN AN

JOHN HENRY MACKAY · CHARLOTTENBURG

BERLINER STRASSE 166

Digitized by Google

DIRECT
UND ZUSAMMEN BEZOGEN
KOSTEN DIESE VIER AUSGABEN
(STATT 65 MARK)
50 MARK

Digitized by Google

This book may be kept

b89085150415

B89085150415A

Digitized by Google